Im Serbischen Feldzug 1914

Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturm-Offiziers

von

Josef Neumair

Herausgegeben
vom Österreichischen Volksschriften-Verein
Verlagsanstalt „Tyrolia"
– Innsbruck –
– Wien-München –



Im Serbischen Feldzug 1914

Vom K. u. K. Armeeoberkommando
(Kriegspressequartier) genehmigt

Im Serbischen Feldzug 1914

Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturm-Offiziers

von

Josef Neumair

Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck
1917



Zum Geleit

seien einige wenige Worte gesagt! Diese Aufsätze sind schon vor langer Zeit entstanden; ich hätte bald gesagt, vor vielen Jahren, es sind aber doch erst ihrer zwei. Sie wurden zumeist an Ort und Stelle des Erlebnisses und der Stimmung geschrieben, einige auch sofort veröffentlicht, andere zurückbehalten; nur ganz wenige schrieb ich nachträglich, damals im Sicherungsdienst an der Drina, nach Notizen, die bereits vorlagen. — Ich dachte ursprünglich nicht daran, sie zu sammeln, nun hat man mich doch dazugebracht. Bei der Durchsicht und Ordnung, die ich in den letzten Tagen machte, änderte ich wohl manche Striche, ließ einiges weg, gab manchmal einen Ausblick aus langer Kriegserfahrung hinzu, ließ Stimmungsstrahlen späterer Tage über die frühen huschen; im allgemeinen aber ließ ich die Dinge stehn, wie sie standen, sie sollen Zeugnisse wechselnden Geschickes sein. Es ist zwar schließlich alles anders gekommen, aber die eine Tatsache blieb und bleibt: unser unbeugsames Vertrauen auf den Endsieg, der sich heute bereits freundlich uns zuneigt. Ich wollte die Äußerungen kindlich unerfahrener Zuversicht und die der düstern Stunden nicht tilgen, sie gehören zum Ganzen; und die behutsamen Worte der Kritik, die sich gelegentlich einmischen, wird niemand übel nehmen, völlig ohne Krakeel geht es bei uns Österreichern einmal nicht ab; auch darin wollte ich den Blättern die Echtheit und Ursprünglichkeit nicht rauben. — Geschichte wollen die Aufsätze nicht bieten, es sind Stimmungen; Namen und Daten spielen keine Rolle, sie werden zumeist auch gar nicht geboten; die Dinge hängen oft in der Luft, das wird ihnen hoffentlich nicht schaden; selbst die Reihenfolge ist nicht durchwegs festgehalten; wer Geschichte sucht, findet manches Untereinander. Jedes Stück will ein Ganzes sein, deshalb scheute ich mich auch

nicht, Wiederholungen, die sich finden, die mir bei der Durchsicht nicht entgingen, stehn zu lassen. — Über meine Erlebnisse bei der zweiten, der großen, siegreichen Offensive gegen Serbien im Herbst 1915, bei der Bezwingung Montenegros, der Eroberung Durazzos und an der jetzigen Front dürfte wohl in nicht allzuferner Zeit ein weiteres Buch folgen, seine Teile liegen zur größeren Hälfte schon bereit. — Das erste und letzte Wort aber soll sein: Glück, Glück. So reichen Glückes, wie es unser Bataillon und ich mit ihm in diesem Krieg genoß, werden sich nicht grad viele jener wenigen rühmen können, denen vom ersten Tag des Krieges bis heute ununterbrochen an der Front zu stehn das dazu Nötige vom Geschick beschert wurde, eben Glück, und Gesundheit. Noch ist zwar nicht aller Tage Abend, wir wollen das Glück nicht verschreien, aber ich bin nicht abergläubisch und Dank ist immer erlaubt. Dank dem Schicksalslenker, dem gütigen, über den Sternen und — Herz und Hand fürs Vaterland!

An der mazedonischen Front, am 1. März 1917.

J. N.

In den Krieg!

Ein Gewitter.

Den schwülen, bangen Monat Juli verbrachte ich mit meiner Familie in Pirano an der Adria und am 26. waren wir in Portorose am Strand. Wir sahen mit etwas unsichern Staunen das reichsdeutsche Kriegsschiff „Goeben" dort ankern und munkelten dies und das, wozu es wohl dastehe; wir fuhren auf einem Boot zu ihm hinaus, es zu besichtigen, erfreuten uns an all dem Großen und Herrlichen, was daran zu sehen war, ebenso an den frischen Matrosen und ihrer hellen deutschen Sprache und Art; wir spazierten dann auf dem Molo auf und ab und beachteten sorgsam die deutschen Offiziere, die ans Land kamen; sie und unsere; ob wir nicht irgend etwas erlauschen könnten. Schließlich saßen wir im Strandkaffee, wo tagtäglich eine Militärmusik spielte. Im Gewoge vieler Menschen nahmen wir den Kaffee, rauchten, plauderten, grüßten Bekannte, die wir zufällig trafen; und draußen entwickelte sich dabei wie gewöhnlich das Herumtrippeln fein geputzter Herrschaften, das man Promenade heißt: bunte Kleider, neueste Moden, schöne

Damen, Spazierstöcke und Sonnenschirme, Pintscherl und Dackeln; viele Offiziere, auch solche der „Goeben“, diese im Zivil; und das Gespräch um uns flutete wie immer, angeregt, deutsch, italienisch, französisch, englisch, alles andere verstand ich nicht. Es hatte nicht den Anschein, als ob man vor dem Ausbruch des Weltkrieges stünde. Man unterhielt sich wie immer und es schien eher Schillers „Seid umschlungen, Millionen“ als der Kampf aller gegen alle im bewegten Bild verkörpert zu sein.

Als es sechs Uhr wurde, die Stunde, in der Serbien seine Antwort geben mußte, erwarteten wir, daß die Musik ein Österreicherlied anstimmen werde, etwa die Volkshymne oder „Prinz Eugenius“; aber nein, wie wenn nichts wäre, spielte sie programmäßig ein gleichgültiges Potpourri. Das war uns eine kleine Enttäuschung; wir sind doch in Österreich; „ja, aber es sind hier Gäste aus aller Herren Länder, auch Serben“, erwiderte der Kapellmeister, „und Gäste darf man nicht beleidigen; es wäre eine Herausforderung“. So, so! Recht überzeugt waren wir nicht; anderwo würde man sich darum nicht kümmern. Aber wir braven Österreicher — immer Rücksicht und Anstand und wieder Rücksicht. Also warten wir, was morgen ist!

In Pirano gab es um acht Uhr Extraausgaben aus Triest mit der Nachricht, Serbien gebe nach und wolle alle Forderungen erfüllen. Also doch. Recht glauben konnten wir es nicht. Es konnte ein falsches Gerücht sein, eine Ente wie deren in

diesem Krieg ganze Herden aufflogen und künstlich gezüchtet wurden. Es war, wie wenn man eine schwere Last von der einen Schulter auf die andere lädt. Wir saßen noch lange im Gasthaus.

Auf dem Heimweg überraschte uns ein Gewitter. Wir sahen es wohl schon lange daherziehen, wollten es an geschütztem Orte abwarten und ließen den ersten Platzregen vorübergehn. Aber eben als wir die Mitte des halbstündigen Weges, entlang dem Meeresufer, hinter uns hatten, brach es los, mit Donner und Krachen, mit Blitzen, die wie Feuerbrände über Meer und Himmel fuhren, begleitet von einem Fluthagel und einem Rasewind, wie ihn selbst dies Boraloch selten erlebt, gewaltig, entsetzlich, furchtbar. Die lichten Sommerkleider waren schon ganz durchnäßt, das Sommerschirmchen meiner Frau zerfetzt, die Strohhüte vernichtet, als wir unter dem Tor eines Hauses Schutz fanden; durch Gießbäche watend, bis über die Knöchel im Wasser, in unbehaglicher Fülle himmlischer Wasser hatten wir endlich dies Haus zu erreichen vermocht. Es war verlassen und gesperrt, umsonst klopfte ich und rüttelte am Tor und polterte mit Fäusten und Füßen. Ausgespieen, preisgegeben. Da schmiegten wir uns eng aneinander, Mann und Frau, verlassen, allein aufeinander angewiesen, im Kampf der entfesselten Naturgewalten, Mann und Frau: halt dich, Weib, fürchte dich nicht! Und es grollte, dröhnte, gröhlte, wütete, warf die Wellen hochschäumend gegen Weg

und Haus, schleuderte Regen und Hagel aus höllenschwarzen, blitzedurchfurchtem Firmament. Es hieß aushalten, es hieß sich dreinfinden, nichts war zu machen. Und wir dachten keinen Augenblick mehr an den Krieg.

Erst als wir, sobald der Sturmregen ein klein wenig nachgelassen hatte, uns wieder auf den Weg machten und endlich das Heim erreichten, kam mir der Vergleich zu Sinn. Ist so der Krieg? So fährt er wohl drein; er kommt nach schönem Sommertag, nach friedlichem Gezwitscher, nach Mode- und andern Torheiten, nach Eitelkeit und Genuß; kommt wie ein Gewaltiger, rücksichtslos, wie eine eiserne Riesenfaust reckt er sich aus der Ewigkeit des Himmelsgewölbes, er reckt sich aus allen Tälern und Furchen, macht sich breit auf Weg und Steg, rauscht aus dem Meer, fährt hervor hinter Haus und Straße, erschreckt, überwältigt, zerstört, zerstampft, wogt wie ein Gießstrom durchs Menschengefilde, vernichtet, tötet, tötet . . . Stemm dich der Gewalt entgegen, schütz dich unter Haus und Tor: wo er schreitet, schreitet der Tod und das Schrecknis. Der Krieg ist ein Gewitter, wie es kein Mensch in der Natur je erlebt hat.

Wir hörten am nächsten Morgen, daß viele Fischer samt ihren Booten umgekommen seien. Wir blieben heil. Wie wird es sein, wenn jetzt der Krieg hereinbricht? Und der erste Schritt aus dem Haus brachte uns die Nachricht, der Krieg an Serbien sei erklärt, die Mobilisierung angeordnet.

Ich hatte nun wenig Zeit mehr, Vergleiche und Bilder zu entwickeln. Ich mußte einrücken; nach meiner Kriegsbestimmung hatte ich, ohne die Einberufung abzuwarten, am ersten Mobilisierungstage nach Sebenico abzugehen. Also schnell gepackt, in die Stadt gelaufen, einmal, zweimal, dreimal; irgend etwas Nötiges noch zu kaufen, Neues zu erfahren, vor allem auch, um sicher zu wissen, ob ich auch wirklich einrücken müsse; nämlich so: es war keine allgemeine Mobilisierung angeordnet, sondern nur die von einigen Korps; der Verstand sagte, daß mein Korps, das von Ragusa auch dabei sein müsse, wenn es gegen Serbien gehe; aber Verstand, Verstand, bald hätte ich gesagt, was hat der Verstand mit dem Krieg zu tun? Ich wollte unbedingte Gewißheit haben; die konnte mir in Pirano niemand geben; auch nicht der Beamte der Bezirkshauptmannschaft, der in Uniform vor dem Amtsgebäude stand und wichtig Auskünfte erteilte; er meinte nur, es sei das Gescheiteste, ich rücke sofort ein; also doch der Verstand.

In den Trubel der Besorgungen rauschte aber doch immer und immer wieder das gestrige Gewitter und sein Erschüttern herein, besonders wenn ich dem Meer entlang den einsamen Weg nach Hause ging; die Wasser hatten sich noch nicht völlig beruhigt, sie erinnerten zu deutlich an den Vortag und sein aufrührerisch Begebnis. Es war ein Vorzeichen, sagte ich mir, ein Symbol. Nun bricht ein noch gewaltigeres Gewitter über Serbien herab und über uns und vielleicht über ganz Europa.

Zwar, ich muß gestehen, ich glaubte nicht an den Weltkrieg. Wohl hatten wir Jahre hindurch heimlich davor gebangt, manch einer hatte ihn in heißem Tatendrang herbeigesehnt; darüber gesprochen wurde viel und viel. Der Krieg mit Serbien lag ja nahe, mit Rußland demgemäß schließlich auch, mit Italien freilich auch, jawohl, jawohl; heraus damit! Dem lauernden, unhaltbaren Zustand muß ein Ende gemacht werden! Aber Frankreich? England?

Wir waren halt doch ganz blöd, daß wir an die „Einkreisung", die heute so bewiesen klar liegt, nicht glauben mochten. Bei all dem immer die siegende Hoffnung, daß es zum Äußersten doch nicht kommen werde; das hatten doch, so meinten wir, die zwei Mobilisierungen gezeigt: man will nicht, man droht nur, rasselt mit dem Schwert, zeigt seine gerüstete Bereitschaft; der moderne Krieg wird mit Rüstungen ausgetragen; wenn die Gegenseite sieht, daß man bereit ist, gibt sie nach. Wir hofften dies auch schließlich noch immer von Serbien, trotzdem der Krieg schon erklärt war. Krieg! Krieg? Heutzutage Krieg? Blutvergießen, Geschaffenes zerstören, das Fortschreiten der Kultur hindern, Milliarden in die Luft pulvern, dagegen spricht gemeinsames modernes Empfinden, wir sind zu hoch gestiegen; Menschenrecht und Menschenschätzung, der Wert der Arbeit, der körperlichen und der geistigen, gegenseitiges Sichkennen und Sichachten, . . . ach es gibt keinen Krieg mehr! Den letzten Schritt

wird man nicht tun, man wird das Verhängnis noch im letzten Augenblick zu bannen wissen.

Aber jetzt doch die Tatsache. Es wird Krieg. Krieg brüllt es durch Europa, und einmal entfesselt, wirken alle Elemente rasend zusammen, Krieg, Krieg! Die Leidenschaft, das wallende Blut, Zufälle, Hindernisse: Plötzlich prallen lang gebändigte Kräfte heillos zusammen, den Naturgewalten gleich in der Wucht und der Wirkung, nun muß es Blitze stieben und Raserei und Sturm und Begeisterung und Haß und Liebe, die Menschheit wird aus den Angeln des ruhigen, nüchternen Tuns gehoben — was ist das gestrige Naturereignis dagegen? Hoiho, Krieg! Es fährt aus allen Richtungen drohend zusammen, der Windgott öffnet alle seine Unheilbälge, er pauft mit voller Wange und heißen Nüstern; hoiho, es hagelt der weiße Tod im Überschwang, Eiskörner prasseln, Frucht und Feld wird zerschlagen, Menschenglück und Menschenleben vernichtet, Geschlechter werden gemordet, die Wogen werden himmelhochschwankende Boote schaukeln und Riesenschiffe entmastet zur Seite schieben, in die Tiefe verschlingen und über all den Menschenstrand peitschen entfesselte Gewalten fressende Gier und Jammer und Heulen, überschwemmen die friedlichen Gärten ruhiger Menschenkinder, wie das Gebiet des streitbaren Nachbars. Hoiho, Krieg, Krieg! Die Furie rast, blutgierig frißt sie sich ins Fleisch der Menschenleiber, Blutbäche zwängen sich durch Tal und Täler und ergießen sich reißend über die weite Ebene friedlichen Trei-

bens und friedlichen Glücks, Städte und Städte lodern auf im Flammenmeer, das der heiße Atem entzündet; was Jahrhunderte sorgsam gebaut, stürzt jäh zusammen und begräbt Werte und Zukunft. Hoiho, Krieg! In die tiefe Nacht des Elends leuchtet vom Himmel das flammende Kreuz und über die Erde, bebend, zermartert, rast der Reiter mit der Hippe riesengroß, aus den Wolken kommend, in die Wolken ragend, hoiho, hoiho! Die Welt in Aufruhr, Geschlecht wider Geschlecht, Glück zerstampft, Entsetzen und Grausen, Wimmern und Flehen und beim Klang der Kirchenglocken betet ein allgemeines Händefalten: „Vor Pest, Hunger und Krieg verschone uns, o Herr; wir bitten dich, erhöre uns!" — Und die Not der Christenheit klagt über Länder und Meere. Vor Gewitter hatten die Glocken Gewalt, sie rissen die Wolken auseinander, das Volk glaubte, was mit gotischen unbeholfenen Lettern auf einer Glocke meiner Heimat steht: „Katharina heiß' ich, alle Wetter weiß ich, alle Wetter vertreib' ich, im Rainturm bleib' ich." Ob die Große auf dem Turm der Rainkirche und alle die andern geweihten Wetterglocken in Tirol, in ganz Europa dieses Gewitter zu vertreiben vermögen?

So und anders fluteten die Gedanken untereinander, völlig zerrissen, da ich von einer Besorgung zur andern lief; und als ich wieder am Haus vorbeikam, wo wir gestern unterm Tor Schutz gesucht hatten, wurde mir weich ums Herz: was wird mein Frauele tun, wenn das Gewitter mich ver-

schlingt, wie es tausend und tausend verschlingen wird?

Durch diese eine Reihe von Gedanken des Schrekkens aber schlang sich auch eine andere; heller Glockenton und Fanfarenklänge, werbende Töne der Liebe und aufopferungsbereiten Begeisterung. Österreich, mein Vaterland, geliebtes, trautes, deine Fahnen fliegen sich herrlich bauschend im Sturmwind der großen Zeit! Und ich erinnerte mich an die Worte des Ultimatums, die wir im Familienkreise, erschauernd zustimmend, gelesen hatten. So spricht es in seiner verhaltenen Kraft, so darf es sprechen im Bewußtsein des Rechtes; nach so vielen Jahren des geduldigen Zuwartens, die Faust zitternd hinter dem Rücken, alles erwägend, vieles verzeihend, jetzt ist sie vorgeschnellt und hat sich kraftgeschwollen, erzgepanzert dem Gegner vor die Augen gereckt, eine massige Bauerntatze, wie Egger-Lienz sie malt, die Faust eines geübten Kämpfers; küssenswert schien mir diese grobe Faust, und während ich die Worte las und wieder las, spannten sich die Sehnen, das Herz pochte, zitternd folgten die Augen, sie wurden naß vor Freude. Das alte Österreich lebt noch, es ersteht herrlich, seine Stimme klingt schallend durch die Welt: Hie Österreich! Es pocht auf seinen reinen Schild, dessen Glanz durch die Jahrhunderte sich erhalten und gemehrt; es zeigt, nachdem es sie lange zögernd verborgen, die Waffen, es ruft seine Männer und das wußten

wir, drauf bauten wir felsenfest, alle werden kommen, werden es schützen, Österreich, Österreich, du Land an Kraft und Ehren reich! Wie oft wohl hatte ich die Worte des Ultimatums gelesen, auch in der italienischen Zeitung, in jenem „Piccolo“, der unterdessen wirklich klein geworden; sie nahmen sich gut aus in diesem klangvollen Idiom der Untreue. Freudverklärt, erschüttert, durchschauert, jubelnd, standen wir vor der Tatsache, standen übervollen Herzens zur Sache, zu Österreich. Hei, diese scharfe Luft, sie weht aus unsern ewigen Bergen, aus den Schächten der aufgespeicherten Kraft, sie wird alles mitreißen, wir werden siegen, wir werden siegen! Auf in den Kampf, Österreicher! Stolz in der Brust, siegesbewußt. Diese Sprache; daß es so sprechen kann, voll Hoheit, gleichsam die ewig thronende Gerechtigkeit, das bloße Schwert in der Hand, gestützt auf Wahrheit und Kraft. Wie schwoll das österreichische Heimatgefühl, es wurde zur brennenden Liebe. Wir hätten dem Minister des Äußern entgegengejubelt, wenn es möglich gewesen wäre, ihn zu sehen, und dem Kaiser, dem guten, alten Kaiser hätten wir kindlich, treue Verehrung im Herzen, die Hände geküßt. Der Friedenskaiser schwebte uns wie ein Engel, das glühende Racheschwert zückend, hoch über Land und Reich und schwang es nach allen Richtungen der Erde, Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit; kommt heran, Gegner, wer es wagt! Dieser 23. Juli 1914 und seine Gefühle werden in Erinnerung bleiben in die fernsten Ge-

schlechter; die bösesten Einzelschicksale werden seinen Glanz nicht verdunkeln und selbst die Siegesglocken, wenn sie, so Gott will, erklingen und erbrausen, werden seine Stimme nicht völlig übertönen.

Österreichertum war immer mein Teil, hat mich immer beglückt, war mir ins Blut gepflanzt, österreichische Vaterlandsliebe lebte und glühte im Herzen, seit ich denke und arbeite, ich bin ein deutscher Tiroler. Trotz des kritelnden Zeitgeistes, trotz der eigenen scharfen Augen für Schwächen und Mängel, trotz unliebsamer Erfahrungen da und dort; diese Liebe vermochte nichts zu schwächen, unser Kreis hielt aus, unsere Losung ist: treue Liebe bis zum Grabe schwör' ich dir mit Herz und Hand. Auf der Universität gehörte ich zum verfolgten Kreise jener Studenten, denen Schwarzgelb mehr war als Schwarzrotgold, die „Gott erhalte" lieber sangen als „Die Wacht am Rhein", und in der öffentlichen Wirksamkeit pflegte ich das österreichische Heimatsgefühl aus Herzensbedürfnis; in der Schule, in Vorträgen, in Aufsätzen, in Büchern. Mein Geleitspruch blieben Adam Traberts Worte:

Mir ruht in jeder Herzensfalte
ein Stück von dir, o Österreich,
und wenn ich dich als mein behalte,
dann ist mir alles andre gleich.

Mit ihm sang ich auch jubelnd und begeistert:

Und soll ich euch singen mein Lieblingslied?

Diese Liebe mußte nun zur Tat werden. Und

sie wurde es; nur muß ich gestehn, daß eine gewisse Furcht, ein banges Zittern sich nicht völlig bannen ließen. Ich wage zu behaupten, daß dies allgemein war in Österreich. Wir sind nicht wie die Reichsdeutschen, die vom ersten Tag des Krieges an zielbewußt, siegbewußt ihren Weg gingen. Mag man es erklären, bemänteln, vertuschen, wie man will, die Tatsache bleibt wohl; das zeigte sich sonnenklar in den ersten Tagen des Krieges und noch mehr in den Monaten der schwersten Bedrängnisse und der darbenden Zeiten, wie sie jetzt sind; das zeigte sich besonders auch uns Offizieren, wenn wir mit deutschen Kameraden zusammenwirkten. Wir hatten ja auch Vertrauen und Siegerwillen, aber nicht so ausgeprägt, so selbstverständlich. Die Zeitungen schrieben ja wohl nicht viel anders als die reichsdeutschen, aber man las zwischen den Zeilen die echte Stimmung heraus, jene, die sich im Gespräch allerorten ergab. Wir sind halt schon einmal so, das wird sich mit einemmal nicht ändern lassen. In der Tat freilich, in der Tapferkeit, im Todesmut, im sieghaften Zupacken, im Ausharren standen wir ihnen draußen nicht nach. Mag ein Geschichtsphilosoph dies erklären und zu Ende deuten; unser Gefühl schwankte damals zwischen Begeisterung und Bangen. Nicht Furcht vor der Abrechnung mit Serbien, ach Gott nein, wie auch? Serbien, eine Kleinigkeit! Eher fürchteten wir, daß es unser Ultimatum sklavisch annehmen, daß es äußerlich wieder nachgeben werde und so die Sache wieder

nicht ausgetragen werden könne. Aber der Weltkrieg! Ich konnte nie dran glauben, ich glaubte nie dran. Aber nach einigen Tagen war das Niegeglaubte doch da und jetzt war das Schauern vor dem Weltgewitter, vor dem Weltgericht immer der Unterton zu den Akkorden der Kampfbereitschaft und Begeisterung; man vermied es, davon zu sprechen, man unterstrich kräftig das positiv Förderliche, wo es sich ergab, man verzagte nicht, aber man zagte. Ist es unpatriotisch, dies heute zu gestehn nach so viel Herrlichem in Erfolg und Ausharren? Die Wahrheit muß man überall zu Ehren bringen und ein Zipfelchen davon liegt hier.

Gewitter, Gewitter, Donner und Blitzesstrahle, Tod, Vernichtung, Erdbeben, Wogenbranden, Elend zuhauf, Weltenbrand, zitternde Menschenseele und: es lebe der Krieg, hoch Österreich, Gut und Blut fürs Vaterland, Gloria, gloria, viktoria! Diese Gefühle schwammen ineinander. Dazu Tatendrang, Todesverachtung, Opferbereitschaft, Österreich und Deutschland müssen leben, und wenn wir auch sterben müssen!

Ja, Deutschland! Der innige, gegenseitig gleich vernünftige, gleich seelentiefe Bund stärkte Vertrauen und Zuversicht. Schwarzgelb und Schwarzweißrot wurde die neue, einheitliche Fahne, unter der wir standen und kämpften. Und noch etwas, die Überzeugung von der Gerechtigkeit des aufgezwungenen Kampfes, von den Verheißungen, die aus dem

Sieg des deutschen Wesens der ganzen Menschheit blühten. „Am deutschen Wesen muß noch die Welt genesen", diese Worte Geibels waren mir Glaubenssatz. Ich verachtete die Franzosen nicht, sie waren mir trotz aller offenkundigen Schwächen ein liebenswürdiges Volk und hochbegabt in vielen Zweigen des Wissens und Könnens, aber tief, tief unter dem ehrlichen, großen, seelenstarken, fleißigen, pünktlichen deutschen Geschlecht; was Literatur und Kunst anbetrifft, worin ich ein Urteil mir anmaße, fehlt fast die Möglichkeit des Vergleichs trotz alles Scheines, der dagegen spricht; darin stellt sich ihre Art zu der unsrigen wie Pose zur Wahrheit, wie Firlefanz zur Echtheit; sie glauben das nicht und von den Deutschen erfassen es auch nicht allzuviel; das ist überhaupt ihr Grundfehler, daß sie sich auf der Höhe der Menschheit dünken und allen Maßstab für wahre Größe verloren haben; sie waren vielleicht einmal uns in einigem überlegen, aber das ist lange her und war auch damals mehr äußerlich wahr als innerlich echt und tief, seit Lessing, Goethe und Kleist, seit Dürer, Boecklin und Egger-Lienz, seit Bach, Beethoven und Wagner bleibt all das ihre zurück, weit zurück; sie rühmen sich der Zivilisation, unser ist die Kultur; ich ließ sie und ihre verblendeten Nachbeter sich brüsten, mir galt eher Thomas Carlyles Ausspruch aus dem Jahre 1870, sie seien ein „windiges, nach eitlem Ruhm dürstendes, gestikulierendes, streitsüchtiges, unruhiges und übermäßig reizbares Volk"; und Carlyle war kein deutscher,

sondern ein englischer Gelehrter. Die Engländer haben ja viel vom deutschen Wesen an sich, ihr Krieg gegen uns ist Geschäftssache und eine Verirrung leider folgenschwerster Art. Die Russen schließlich, in ihrem besten Kern ein braves Volk, sind und werden nie zuständig, wo es sich um europäische Kultur und Führung handelt. Wie sehr man sich wehren mag, wie eckig, „barbarisch“ in manchem die deutsche Seite sich zeigt, es gibt keine Flucht, es gibt keine andere Möglichkeit und Zukunft als: das deutsche Volk muß Führer sein. Doraus, positiv und negativ, entstand wohl der Weltkrieg in seinem innersten Grund, mögen auch handlich praktischere Ursachen als Geschäftskonkurrenz, Neid, Ländergier, Revanche usw. dem körperlichen Auge näher liegen.

Im übrigen, was phantasiere ich, darüber ist in diesem Weltkrieg hundert- und tausendmal und gründlicher, ausführlicher gesprochen worden; das Weltgewitter brach herein erbarmungslos und schonungslos, es wütet und tobt, es fegt über die Erde — und ich armes Menschenkind steh schon seit Beginn, heute noch heil, unter ihm.

Damals aber am 27. Juli mußte ich einrücken; nichts anderes, wie es viele tausend und tausend auch mußten. Nachdem ich vom letzten Gang aus der Stadt zurückgekommen war, nahm ich mein liebes Frauele in die Arme und sagte zum Abschied: „Behüt dich Gott, ich komme bald wieder, ich ge-

höre nur zum Landsturm, der geht nicht ins Gefecht und in zwei oder drei Monaten kehre ich wieder." Das war auch meine Überzeugung, ich konnte mir den Krieg mit Serbien nur sehr kurz, auch einen Weltkrieg nicht länger als einige Monate lang vorstellen und „Landsturm" war mir eben wirklich Landsturm, bis uns Zeit und Gelegenheit eines andern belehrten. — Meinen Buben mußte ich beim Soldatenspielen erwischen, er machte eben Sturm auf Peppino und Klemens Maria, kaum daß er sich Zeit nahm, mir kurz und schweißtriefend seinen Kuß zu geben und Ade zu sagen; mein Gott, er hatte ja viel Wichtigeres zu tun. Ebenso mein Mädele; das saß auf der Schaukel und wehrte mein längeres Abschiednehmen, das ich vorhatte, mit den Worten ab: „Laß mich hutschen!" Ihr sollt euren Willen haben, Kinder; nur kurz, nur schnell!

Und ich stand am Meeresufer und wartete auf das Schiff; nach Triest! Eine wogende Menge, Evivarufen, Zivioschreien, Weindunst, Zigarettenqualm, Tücherwinken, Kriegslieder, Harmonikamusik, Gewirr, Getöse. Das Schiff stieß ab; ich erfuhr von einem Hauptmann, daß mein Korps wirklich mobilisiert war, alle Zweifel waren gelöst; ich fahre ins Gewitter, ich ziehe in den Krieg, mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Einrücken. Vom Abschiednehmen.

Am nächsten Tag stand ich sehr früh schon auf dem Molo, im Schatten des Dampfers „Prinz Hohenlohe“; ich hatte noch die Karte zu lösen, wollte nicht zu spät kommen. Bald fuhren einzelne Wagen vor, dann mehrere auf einmal, dann kamen Scharen und Scharen, dann war's ein Gedränge, ein Getose, ein Gemurmel, ein Rufen, zuletzt war man kaum seines Lebens sicher im Untereinander von Militär, Offizieren, Mannschaft, Dienstmännern, Wagen, Karren, Hotelportieren, Gepäck, Koffern und Körben, Kisten und Schachteln.

Ich stieg noch nicht die Leiter zum Schiff empor, ich blieb im Gewoge, begleitet von einem treuen Freunde, der mir die Abschiedsstunde leichter machen wollte, und wartete, ob ich nicht einen Bekannten, einen Reisebegleiter unter den vielen Hunderten fände! Keiner, lauter fremde Gesichter. Auf allen spiegelte sich die Spannung, Eile, die Wichtigkeit des Augenblicks und des Geschehnisses; fast auch etwas Wichtigtuerei schien mir mit dabei zu sein.

Zumeist waren es jüngere Herren, Reserveoffiziere, Kadetten, Leutnants, Oberleutnants; viele trugen die schwarze Binde am Arm, das Zeichen der Armeetrauer für Erzherzog Franz Ferdinand.

Unternehmungslust, Buntheit, Jugend: das war die Marke des Schiffes, das nun mächtig durch die blauen, sonnenbespielten Wellen südwärts fuhr; gewiß auch Begeisterung; aber diese mußte sich mehr

im Gespräch äußern und das konnte und mochte ich nicht belauschen. Ich hatte keinen Bekannten, ich war nicht in Uniform, ich war ein Einsiedler in dieser reichen, wogenden Welt.

Nachdem ich eine Zeit im Gewühl der Offiziere mich herumgedrückt hatte, stieg ich die Stufen hinab und ging hinüber in die zweite Klasse und aufs Verdeck. Da saß und stand Zivil, auch lauter Einrückende, Mannschaft. Einige Gruppen beisammen, Eßwaren vor sich am Boden und eine Flasche Weins, die unter ihnen kreiste, eine andere sang, wohl Soldatenlieder; kroatisch; ich verstand sie nicht; dort ein Kreis Italiener, einer mit Harmonika; im Packraum eine gemischte Gruppe, draus erklangen bald deutsche, bald italienische Lieder und dann zeigte einer seine Kunst auf einem mit leichtem Papier überspannten Kamm, ein Musikinstrument, das wir in der Kinderzeit auch zu spielen verstanden, nur nicht so abwechslungsreich und vollendet wie der. Auch aus dem Benehmen der Mannschaft konnte ein Neutraler Ruhe, Zuversicht, Bereitschaft, und ein Österreicher Begeisterung entnehmen.

An Abwechslung fehlte es nicht, auch nicht an Schönheit und belebender Freude. Lange stand ich am Geländer und schaute in die Wellen, in den weißen, sprühenden Gischt, den die Schiffsschrauben mächtig von sich warfen, vorn am Bug in die Furchen, die das Schiff mühelos zog. Wohin steuern wir? Mächtig, ruhig, schnell, mit sicherer Zuversicht — in den Krieg. Noch war er weit, weit

vorn, im Süden. Dort erst erwarten uns seine Größe, sein Erlebnis, seine Herrlichkeit, seine Grausen und Schrecknisse. Fahr ruhig zu, glückhaft Schiff, und — bring uns wieder!

Bis Pola ging's in einer Fahrt, dort und in allen weiteren Stationen erwartete uns eine bewegte Menge am Hafen, neue Krieger stiegen ein, es gab Gelegenheit, das Abschiednehmen zu beobachten.

Viele Tausende nahmen in diesen Tagen Abschied. Von Freunden und Kameraden: das ist fröhlich und auszeichnend. Von Vater und Mutter und Geschwistern: das ist wehmütig, man wird weich, aber die Augen bleiben trocken; wozu ist man jung und stark und ein Mann! Von der jungen Gattin und kleinen Kindern: da muß man die Zähne zusammenbeißen. „Mann, bleib stark", ruft die Pflicht und man lächelt und spricht wegwerfend von der Gefahr und vom Krieg: In vierzehn Tagen ist alles aus, leb' wohl, liebe Frau, lebt wohl, Kinder, seid brav, folgt der Mama, sonst . . . du, Ernstl, gib acht, wenn mir Mama etwas Böses von dir schreibt, bring' ich einen Serben mit, der schneidet dir die Ohren und die Nase ab . . . . Noch einen langen Kuß der Frau und kurz, schnell den Kindern; so, es ist geschehen, und vom Zug aus winkt man mit dem Taschentuch, das ist schon ziemlich lustig und dann ist man weit.

Hier gibt ein altes Mütterlein zitternd ihrem einzigen Sohn die runzelige Hand, dem Ernährer,

dem Trost der weißen Jahre. „Behüt' dich Gott! Gott segne dich! Kehre mir wieder!" Und sie zeichnet ihm das heilbringende Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Wange. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." „Amen!" sagt er. „Auf Wiedersehen. In einigen Wochen bin ich wieder da." — —

Es gibt viele Arten des Abschiedes. In Triest war nur Rummel, Eilen, Vorfahren, Gepäck versorgen, Karte lösen, Platz besetzen, begrüßen. Die meisten waren von auswärts gekommen, hatten niemand die Hand zu drücken. Dazu eine allzu große und zu bunte Menge. Als das Schiff fuhr, ein kurzes Winken, Evviva! und Zivio! und Heil!

Aber in Pola. Es war Mittag, Zeit genug, die Nüchternheit abzutun: so kam eine Gruppe von etwa vierzig Männern und Burschen, voran eine Ziehharmonika, zum Molo marschiert. Dort halt! und lautes Umarmen und Singen. Addio, eviva l'Austria, a basso la Serbia! Und so weiter. Der fröhliche Chor geleitete die Scheidenden zur Brücke, schob einen nach dem andern hinein und hinauf, noch einmal Evviva! und Hurra! und noch ein Händedruck und die Beamten drängten die Leute vorwärts. Der letzte kam aber noch einmal zurück, reckte sich über das Geländer und reichte die Hände herab. Addio, caro mio!

Die Welt zeigt verschieden Antlitz. Es folgt gleich ein zweites. Zwei Mädchen zwischen zehn und zwölf, zwei junge Frauen, wohl Gemahlin und

Schwester, und ein altes Mütterlein, arme Leute, geleiten den Landsturmmann zum Schiff. Und er nimmt Abschied. Zuerst von der Mutter; sie kam schon mit verweinten Augen, jetzt fließen die Tränen neu und sie umarmt ihn und schluchzt. Dann die Frau; die ist schon stärker, aber auch ihr stehn Tränen an Aug' und Wangen. Bei der Schwester macht er's kurz und auch die Kinder sind schnell erledigt; sie haben so viel auf dem großen Schiff Neues zu sehen, daß sie nicht lang standhalten. Und Gott befohlen. Die Frauen verfolgen den Mann, bis er im Gewühl des Schiffes verschwindet, und weinen, daß den starken Männern, die es sehen, die beim Abschied von ihren eigenen Lieben lächelten, nun die Tränen in die Augen treten.

Schaut euch den Alten an! Ein Bauer aus der Umgebung, wohl ein Siebziger, begleitet seine drei Söhne, stramme, braune Kerle, zum Molo. Holperig ging's den steinigen Weg herab, von der Höhe, von der sonnigen Einöde. Aber er ging mit, wohl ein wenig auch aus Stolz, denen in der Stadt zu zeigen, was er dem Vaterlande beizusteuern habe, und aus Neugierde, und vielleicht war doch auch ein wenig verhaltene Bangigkeit dabei. Er voran, trottet der auffällige Zug zur Schiffsbrücke und jetzt, einige Schritte davor, macht er halt, nimmt den Hut ab und macht den dreien das Kreuzeszeichen. Er scheint nicht im mindesten zu zittern. Dann gibt er jedem die Hand und steht fest gestockt, bis alle drei im Schiffe sind und die Brücke

herabgelassen wird. Da tritt er zurück und entschwindet unseren Augen.

Das Schiff löst und nun winkt's von allen Seiten und Punkten des Molos, von den Kriegsschiffen, aus den Badeanstalten, und die freudigen Rufe ertönen wieder, wie sie so oft in dieser Woche gehört wurden. Die drei Frauen stehn ganz vorn und schreien gellend auf; die zwei Kinder haben den Trennungsschmerz wohl schon verschaut, sie winken und rufen wie alle andern. Neben ihnen zwei andere Frauen, Sacktüchlein in der Hand, winken und rufen: „Evviva!"

Da wir schon etwas vom Molo entfernt sind, sehen wir den alten Bauern wieder, er kniet mitten in der Menge, und statt zu rufen, statt zu weinen, betet er. Für die Söhne? Für das Vaterland?

Es hat jeder seine Art, Abschied zu nehmen. Ist er dann in der Menge wie jetzt, kennt niemand, daß er's getan, wie er's getan. Alle, die südwärts ziehen, zum Schutz des Vaterlandes die Waffen tragen, haben nicht mehr Zeit, an den Abschied zu denken, wollen nicht Wehmut im Herzen nähren. Nur Erwartung, tapferer Sinn, frohe Zukunftshoffnung hallen aus dem Gewirr der Gespräche und Erwägungen.

Unser Wimpel flattert froh im Sonnenschein, oben und draußen blauer Himmel, weit, weit das ruhig klare Meer, zu Füßen Gischt der Fluten, die der Kiel durchschneidet und die Schrauben aufpeitschen, immer anders, immer voll und gewaltig,

Möven umkreisen uns, Delphine tauchen in Schwärmen aus dem Gischt, die Sonne gleißt und glitzert in breiten Stromstreifen zur Rechten uns nach und linksdrüben stehn die Berge. Die Mannschaft auf dem Vorderdeck singt ununterbrochen ihre Lieder.... Unser Ziel ist der Süden und unsere Hoffnung ist der Sieg.

Ausrüstung.

Spät in der Nacht, gegen zwölf Uhr, fuhren wir durch die Engen, an starren Felsen, an bunten Lichtern vorbei, im Hafen von Sebenico ein. Auf dem kleinen Dampfer, der uns in Zara als Überzählige zu einer eng gedrängten, singenden, jodelnden Übermenge von Reservemannschaft aufnahm, hatte ich mich den andern Offizieren, die auch nach Sebenico fuhren, den späteren Kameraden, angeschlossen. Nun landeten wir. Niemand erwartete uns, niemand wies uns Quartiere an; ich verbrachte die nächsten zwei Stunden in einem Kaffeehaus und dann schlief ich bis sieben Uhr im Schiff, das noch im Hafen stand, am schmutzigen Plüschsofa des Speiseraums.

Ein Sprung durch die winkelige, nicht gerade freundlich anmutende Stadt, dann zum Friseur, dann in einen Gasthof; noch immer kein Zimmer frei; aber wenigstens Waschgelegenheit und ein Raum fürs Gepäck.

Um acht Uhr trafen sich unser zwanzig Offiziere im Landsturmkommando und meldeten unser Einrücken. „Warum nicht in Uniform?“ Das galt wenigstens der Hälfte von uns. Jeder hatte einen eignen Grund . . . „ich bin direkt vom Sommeraufenthalt eingerückt, der Umweg über Wien hätte zu lang gedauert.“ Und der gemeinsame war: In der Landsturmbestimmungsurkunde steht, wir hätten nur mit Säbel, Kappe und schwarzgelber Armbinde einzurücken. „Ach, das ist veraltet! Und jetzt zur Präsentierung auf den Sammelplatz des Landsturms! Eine Ordonnanz führt Sie! Auf Wiedersehen!“

Ganz Sebenico war voll von Reservisten und Landsturmleuten; jedes Schiff brachte, gespickt voll, neue Gruppen und Scharen. Von der Riva bis zum Sammelplatz des Landsturms in der Nähe des Spitals, das etwas erhöht außerhalb der Stadt die breite, weiße Front dem Meer zuwendete, wimmelte es davon. Lauter Bauern aus der Umgebung, hauptsächlich aus den Bezirken Zara, Sebenico, Knin und Sinj, bunte Gestalten in malerischer Tracht: Opanken, buntes Strumpf- und Bänderwerk, an den Waden enganliegende, oben bauschig sich verbreitende Beinkleider, breiter Stoffgurt, weißes Hemd aus grobem Rupftuch, verschiedenfarbiger Rock, in Blusenart geschnitten, ein rotes, kleines Käppchen mit langer Quaste — ähnlich den Studentencerevis — schief vorn, bei jüngeren Leuten keck sitzend, auf dem struppigen Kopf, den

verfilzten Haaren, dazu lange, hängende Schnauzbärte im braunen, verwitterten Gesicht. So gingen, standen, hockten sie herum, jeder eine allereinfachste Holzpfeife oder eine Zigarette, die sie gut und rasch zu drehen verstehn, im Mund. Ohne Tabak sind diese Leute kaum zu denken.

Wir gingen durch das Gewühl zur Sammelstelle des Landsturms; es war ein weiter, öder Holzplatz. Da standen sie dichtgedrängt, man mußte sich durchzwängen. Sechs Musterungskommissionen waren bereits in Arbeit. An einem Tisch saßen ein Offizier, ein Rechnungsunteroffizier und einige Helfer nahmen die Pässe entgegen, trugen die Namen in eine Liste ein und machten die Präsentierungsvormerkung. Meldete sich jemand krank, dienstuntauglich, schaute ihn gleich ein Arzt, bei meiner Kommission ein Einjährig-Freiwilliger Mediziner, an und entschied kurz und gut: tauglich oder aide! (geh!); zu langen Untersuchungen war keine Zeit, das konnte im Bedarfsfall noch reichlich später geschehen. Der Paß blieb bei der Kommission liegen, der Mann bekam das Vormerkblatt, das dem Paß rückwärts angeheftet war; er sollte am Platz bleiben, bis er in eine Kompagnie eingeteilt werde. Diese ganze Geschichte, wie wichtig sie war, mußte schnell gehn, eins, zwei, weiter; der nächste; waren doch viele Tausende zu präsentieren. Und bei der vielen Mühe schlich sich, wie um sie lächerlich zu machen, immer wieder der Gedanke ein: „'s ist ja nur Landsturm" und gleich keck dazugefügt: „Der bleibt im

Lande und nährt sich redlich." Dieser Ansicht neigten auch die meisten Kameraden zu. Aber dennoch: hinter ihm wogte die Ungewißheit, Unsicherheit, was man mit ihm anfangen werde. Küstenschutz? Eisenbahn-, Depotssicherung, Besatzungstruppe in irgend einer Festung?

Gleich am ersten Tag erfuhren wir zwar, das Bataillon gehöre zur sechsten Armee und habe am neunten Tag marschbereit zu sein. Das stand in den Mobilisierungsverfügungen, die wir Offiziere am Nachmittag in der Landsturmkanzlei erhielten; jeder bekam auch seine Einteilung; ich bin Zugskommandant in der vierten Kompagnie, also beim ersten Bataillon, das zunächst zum Abmarsch bestimmt war. Viele Gedankenreihen schienen damit schon durchstrichen, weg damit, hinein ins Neue! Und doch; wer weiß? Zum Nachdenken, Überlegen, Sinnieren blieb übrigens keine Zeit. Wir hatten ganz unsagbar viel zu tun.

Bis zum Abend sollten wenigstens vier Kompagnien fertig sein. Es zeigte sich freilich, daß dies unmöglich war. Aus den Listen der präsentierten, vorgemerkten Mannschaft mußten erst die Chargen, die Unteroffiziere für die einzelnen Kompagnien zusammengestellt werden; die armen gehetzten Rechnungsunteroffiziere arbeiteten die ganze Nacht daran, und als wir am nächsten Tag die Namen auf dem weiten Platz, wo die Stimme verhallte, aufzurufen begannen, konnten wir ihrer ganz wenig habhaft werden und sie dingfest machen. Erst am dritten

Tag sahen wir ein, daß wir auf diese Art in diesem Wirrwarr nicht weiter kommen konnten; so nahmen wir einfach beiläufig zweihundertvierzig Männer zusammen und diktierten: das ist die erste, die zweite Kompanie usw.; betreffs der Chargen, Hornisten, Handwerker, Pioniere, und was sonst not war, wollten wir später Ordnung schaffen. Die ganze Arbeit der nachtrobottenden Rechnungsunteroffiziere war umsonst. Aber am Abend des dritten Tages hatten wir wenigstens die ersten vier Kompagnien beisammen; so beiläufig wenigstens.

Die Mannschaft bekam in dieser Zeit wohl Verpflegung, aber keine Unterkunft. Zur Mittagszeit war der Aufenthalt auf dem Holzplatz fast gefährlich, so drängte sich alles zu den Kochkisten, die in langer Reihe um offene Feuer standen und appetitlichen Geruch ausströmten. Schon vor dem Eingang staute sich die menagebedürftige Menge; man kann 's sich ja denken, zur Menage kam alles, was sonst ordnungs- und disziplinlos in Straßen und Gassen, auf Plätzen und Wiesen umherlungerte. Es bedurfte eines ordentlich schroffen Auftretens, sich durch die gedrängten Scharen einen Weg zu bahnen. Ich hatte es doppelt schwer. Wer sah es mir an, daß ich Offizier war? Ich ging noch immer in meinem Touristenkostüm herum. Eine eigene Uniform zu bekommen, war unmöglich, eine ärarische, fast ebenso. Alle Behörden staken kopfüber in Arbeit, jede Ausnahmsunternehmung hinderte, unterbrach, war äußerst unerwünscht. Bitte, später zu kommen, bitte

zu warten. Na, warten wir halt; es wird schon werden. Endlich, am fünften oder sechsten Tag, war ich beiläufig ausgerüstet und am neunten bekam ich ein Paket von meiner Frau aus Triest, das einiges nun bereits überflüssig Gewordene und einige Ersatzstücke beistellte.

Die Nacht verbrachten die Leute im Freien. Wie bedauerten wir sie! Sie lagen auf dem Holzplatz, auf den Wiesen, vor den Gast- und Kaffeehäusern herum. Warum gibt man ihnen keine Unterkunft? Das ist doch menschenunwürdig, sie so auf der Straße herumliegen zu lassen, das muß doch die Kriegsbegeisterung mindern usw. So dachten wir damals. Später erst sahen wir, lernten wir, daß dies noch gar nichts war. Die Leute, Bauern, Hirten waren dies Nachtlager ja gewohnt; wie oft baten sie später, keine Zelte aufstellen zu müssen; sie schliefen lieber mit der Decke umhüllt, völlig im Freien. Wie oft mußten sie später ohne Dach über dem Kopf die Nächte verbringen.

Am vierten Tag ging es an die Ausrüstung. Da schauten wir! Wir meinten wohl, die Mannschaft bekäme vielleicht abgetragene, ausgemusterte Uniformstücke oder gar nur Armbinden, Patrontasche und Werndlgewehr. Aber beileibe! Wie eine völlig aktive Truppe wurde sie ausgerüstet. Alles funkelnagelneu, Mannlicher, Tornister, Zeltblätter, Kochkisten, alles, alles. Und viele Dinge, deren Verwendung wir kaum kannten. Hier die Liste der Aus-

rüstungsgegenstände: Kappe, Halstuch, Bluse, Kniehose, Hosenriemen, Wadenstutzen, Schuhe, Kommodschuhe, Mantel, Hemd, Unterhose, Bauchbinde, Fußfetzen; Tornister, Patronentornister, Schriftentornister, Patrontasche, Leibriemen, Bajonettasche, Säbelkuppel, Portepee, Bajonett, Mannlichergewehr, Werndlgewehr (für die Trainmannschaft); Revolver, Achselrolle, Mantelriemen (zum Aufpacken auf den Tornister); Signalhörner; Eßschale mit Deckel, Kochmaschine, Brotsack, Feldflasche; Zugslaternen, Spaten, Beilpicke, Wasserkannen, Putzstöcke, Pionierausrüstung, Sanitätsausrüstung, Drahtschere zur Beseitigung von Hindernissen, Schraubenzieher; Verbandpäckchen, Legitimationskapsel aus Messing (hinein kommt ein Zettel mit Name, Heimat, Adresse); Notizbuch, Signalpfeife; Zeltblatt, Zeltpflöcke, Zeltdecke; Munition (150 Patronen für den Mann); Fleischkonserve, je ein Päckchen Salz, Kaffee und Zwieback .... Wohin würde es erst führen, sollten alle diese Stücke beschrieben und erklärt werden! Was doch so ein einfacher Infanterist alles braucht! Man möchte es nicht glauben, wenn man ihn auch völlig ausgerüstet vor sich sieht, noch weniger, wenn ein armer Verwundeter, zerlumpt, schmutzig von oben bis unten, mühselig die Straße zieht. Dies alles und noch einiges mehr bekamen wir; weit draußen, beim Augmentationsmagazin. Nun damit auf Wagen ins Quartier, das wir endlich auch zugewiesen erhielten.

In einer engen Gasse war es, kaum daß wir in Reihen durchmarschieren konnten; ein leeres Haus

und eine alte, nicht mehr benutzte Kirche. Sie hieß nova crkva, neue Kirche; wohl nicht, weil sie alt, sondern weil eine neue an sie angebaut war. Im Säulenhof arbeiteten und schliefen die Köche; im Hauptraum, zu dem man auf einer vielstufigen Stiege hinaufstieg, stapelten wir die Ausrüstungsstücke auf; er war zugleich Übungs-, Schlaf- und Kanzleiraum. Darin verbrachten wir manche Stunde, die Augen feucht vom Rauch, der unausgesetzt, beißend, von unten heraufdrang; drin troff es vom Schweiß an den frevelhaft heißen Tagen des Augustanfangs und die Geruchsorgane begannen schon langsam, sich an spätere Genüsse zu gewöhnen und auf allzu Feines zu verzichten; Dumpfheit, Schwüle, Geruch, Rauch, unbequeme hastige Arbeit, Schwierigkeit im Verkehr mit der Mannschaft, deren Sprache wir nicht verstanden, Unordnung da und keine Ordnung dort, eine Unzahl von Befehlen, die alle am selben Tag hätten ausgeführt werden sollen, Staub und Schmutz und allerlei anderes: man wird es begreifen, daß wir Gelegenheiten, die sich boten, nicht unbenützt ließen, einen Sprung ins Freie und — ins Kaffeehaus zu machen, um eine Limonata zu schlürfen. Limonata mit Eis, das war damals unser Trost und unsere Stütze. Wir tranken zwei und drei Gläser auf einen Sitz und konnten doch Durst und Kehle nicht befriedigen.

Was sonst noch alles in diesen neun Tagen zu besorgen war! Zur Vervollständigung der Kompa-

niestände brauchte es noch viel Überlegen, Meldungen, Gänge, Austausch, Geduld, Militärisches und Unmilitärisches. Fast möchte ich sagen, wir mußten zaubern können. Und freie Stunden sehr wenig. Ein einziges Mal gelang es uns, zu einem Bad zu kommen. Wir segelten abends auf einer Barke hinüber zum andern Ufer des Kanals, wo das Schwimmbad, menschenleer, lag. Wie uns die Ruhe und Einsamkeit wohl tat auf Trubel und Hast! Nur der kurze Abendspaziergang am Strand blieb unser einziges aber tägliches Vergnügen; dies geschah in einer Reihe von europäisch gekleideten Menschen, ein Hochvergnügen.

Unterdes waren die verschiedenen Kriegserklärungen erfolgt, aber sie regten uns gar nicht auf, sicher viel weniger als andere, die sie mehr betrafen als uns, die wir ja ohnedies schon einberufen waren. Obwohl die Tage bei der drängenden Arbeit schnell vergehn mußten, hielten wir ihre Dauer und ihren Inhalt für reicher, als es möglich war. In Serbien, meinten wir, müsse unterdes die Armee schon tief drinnen sein, so daß uns am Ende gar nichts mehr zu tun übrig blieb. Wie so viele unterschätzten wir den Feind und hatten keine Ahnung vom Kriegshandwerk. An Begeisterung fehlte es uns kaum, wenigstens wollten wir dem Vaterland nach Kräften dienen; zwar mehr im Hinterland; wir meinten, dies sei zunächst die Bestimmung des Landsturms. Hier muß ich wohl, besonders der lieben Jugend halber, die diese Blätter liest, anmerken: man möge

sich nicht ärgern über den geringen Grad von dem, was man gewöhnlich Begeisterung nennt. Sie ziert das jugendliche Lockenhaupt wie die grauen Haare und den kahlen Scheitel. Uns aber hatte die allgemeine Ansicht über die Landsturmbestimmung verdorben, wir glaubten uns nur für Hinterlandsdienste bestimmt, wir waren auch durchwegs ältere Leute, hohe Dreißiger, Vierziger und dazu Familienväter; Kriegsbegeisterung im Sinn der Jugend hatten wir wohl für die Sache, aber nicht so sehr in Beziehung auf uns selbst; man wird auch in diesen Blättern umsonst nach jugendlich tollkühnen Taten suchen; aber ich meine, was Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl von uns verlangte, versuchten wir männlich zu erfüllen, und die Kriegsgeschichte wird dem Landsturm sein ihm gebührend Recht nicht vorenthalten und seine Leistungen zu schätzen wissen.

Die Mannschaft hielt sich recht wacker, war willig und fügte sich der Disziplin und allem, was vernunftgemäß von ihr verlangt werden konnte; die Erinnerung an ihre Soldatenzeit ließ sich nicht unschwer auffrischen. In der Montur sah sie auch gar nicht schlecht aus; die Wildheit, in der sie sich in ihrem Bauernkostüm darbot, verschwand, besonders nachdem Schere und Rasiermesser tüchtig gewütet hatten; kaum mehr zu erkennen; bei ihnen galt das Verslein vom Zauber der Montur so wie beim jungen feschen Soldaten. Auf dem Exerzierplatz tat sie ihr Möglichstes und paßte sich

in allem dem neuen Zwange an und kurz und gut, am neunten Tage waren wir wie vorgeschrieben marschbereit und die vierte Kompagnie erledigte an diesem Tage ihr feldmäßiges Schießen.

Ein feldmäßig Schießen.

Kennst du die Geschichte vom Scheunentor? Nein? Ich kannte sie auch nicht, als wir am 6. August zum feldmäßigen Schießen ausrückten; es wäre mir wohlbekommen, wenn ich sie damals schon gekannt hätte; aber mir erzählte sie ein Kamerad erst am Abend nach der Heimkehr, als ich ihm mein Leid über die schlechten Erfolge unserer Kompagnie klagte. Er antwortete: „Mach' dir nichts draus! Der Feind ist größer als ein Scheunentor." — „Wieso?" — „Höre!" Und die Geschichte ist die: Früher war es Brauch, daß der Mann, wenn er auf Urlaub ging, mit Sack und Pack, mit der ganzen Ausrüstung, also auch mit dem Gewehr und mit Munition fortgeschickt wurde. So kam auch einmal ein Waldviertler zu Weihnachten des zweiten Dienstjahres in seine Heimat. Seine Dorfbekannten wollten ihn begreiflicher Weise in seiner Herrlichkeit, nämlich als Schützen, sehen. Als er sich, da er kein vornehmer Schütze war, gegen dies Ansinnen nicht mehr zu wehren vermochte, stellte er sich vierzig Schritte vor einem Scheunentor auf und schoß fünf Schüsse ab. Alles lief nun hin, um zu sehen,

was er getroffen habe. Nichts; keinen Treffer im ganzen, gewiß nicht kleinen Ziel. Sie lachten ihn aus. Da sagte er im Ärger: „Ja, was glaubt ihr denn? Der Feind ist doch viel größer als ein Stadeltor.“

Unsere Leute schossen fast wie dieser Waldviertler; wenigstens erzielte der erste Schwarm, der sich üben durfte, nicht einen einzigen Treffer in den feldmäßigen Zielen, die freilich 300 Schritte entfernt waren, aber dies ist die nächste feldmäßige Distanz. „Was treibt ihr, Leute! Ach, wie schießt ihr schlecht!“ Und ich ärgerte mich sehr, denn ich kannte eben die Geschichte vom Scheunentor nicht und bin ein Tiroler; schießen kann doch jeder, dachte ich.

Nach dieser ersten „erschröcklichen“ Probe ließen wir das Feuer einstellen und wollten die notwendigste Belehrung vorausschicken. Zuerst fragten wir aber Mann für Mann, wo und wie lange er gedient habe. Und es stellte sich heraus, daß ganz wenige es ordentlich mit dem Schießgewehr zu tun gehabt hatten. Die meisten hatten nur in der Ersatzreserve gedient, also einigemal die obligaten fünf Schüsse abgegeben, andere hatten bei der Marine gedient, der war Koch, der andere irgendwo Ordonnanz, Pferdewärter, Offiziersdiener, da kommandiert, dort kommandiert, nur nicht richtiger Infanterist und Soldat. Ach Gott, ach Gott, und mit euch sollen wir in den Krieg!

Bei der Belehrung, die nun folgte, zeigte sich, daß sehr, sehr viele nicht die Ziffern des Aufsatzes

lesen konnten. Da schlugen wir verzweifelt die Hände zusammen und jammerten, gröblich enttäuscht, einige Minuten; gingen aber dann gründlich und ernst ans Werk und erreichten schließlich doch, daß als Gesamterfolg immerhin 6% Treffer verzeichnet werden konnten. Heute sagen wir: „6%? O ja, wenn sich dies erreichen ließe, wäre der Krieg schon längst zu Ende." Nicht 6% und nicht 1%, vielleicht 1/10 % oder gewöhnlich nur 1/100 %; man wird es nach dem Krieg ja vielleicht einmal ausrechnen, so im Großen natürlich, beiläufig, wie viel Treffer, einer oder keiner, auf 1000 Schüsse fielen. Damals aber ging uns die „geringe" Zahl von 6% sehr nahe, die Sache gab bedrohliche Aussicht; „das ist wohl Landsturm im spöttischen Sinn des Wortes", sagten wir, und wünschten heimlich und offen, mit diesen Schützen ja nicht ins Feuer zu kommen. — Aber es ist doch anders gekommen; die gemischte Gesellschaft tat ihren Dienst vortrefflich, und daß die Männer auch gut schossen und trafen, davon singen Montenegriner, Serben, Italiener und Franzosen ihr klagendes Lied.

Sobald mein Zug erledigt war, konnte ich rasten und in die Gegend träumen, in den klaren Himmel und hellen Sonnenschein. Feldmäßig schießen — wir üben uns, Menschen kampfunfähig zu machen, zu töten. Das ist nun einmal Kriegshandwerk; ist es gewesen, seitdem es Krieg gibt, wird es bleiben, solang Staaten bestehn und Staaten in Streit kommen.

Menschen zu Krüppeln machen, Menschen töten, das heilige, gottgeschenkte Leben zerstören! Wie wird es in Friedenszeiten gehütet, die Gefährdung schon, die Zerstörung geahndet, selbst wieder mit der Zerstörung eines Menschenlebens. Viele wollen, daß die Todesstrafe abgeschafft werde und beweisen ihre Forderung haarscharf mit Gründen des Verstandes, der Religion, der Menschenliebe. Und wir, ganz Europa geht jetzt auf Massenmord aus. Wie vereinbart sich dies mit dem vielgepriesenen Fortschritt der Menschheit, mit der Kulturhöhe, zu der sie mühsam in Jahrhunderten emporgeklommen? Mit dem Christentum, der Menschenliebe, der Humanität? Ja freilich, die erklären keinen Krieg. Und doch. Soll's möglich sein? Aus Menschenliebe müssen sich, können sich Kriege entwickeln. Sich selbst, den Nächsten zu schützen, sein Vaterland zu verteidigen, dem Herrscherhaus, der höchsten weltlichen Obrigkeit zu dienen, muß das Gewehr seine bittere Sprache sprechen. „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Mein Hauptmann sagte: „Solange Leute im Wirtshaus raufen, so lange gibt es auch Krieg." Dem Wein, der dort die Flamme des Streites, des Hasses entfacht, entspricht hier Machthunger, Neid, Ländergier, Rauflust, Racheluft.

Und es müssen nicht immer schlechte Erreger sein; Vaterlandsliebe, Volksbewußtsein, Nationalstolz. In unserem Falle ist's doch deutlich, augenscheinlich so. Wir mußten, wir müssen. Krieg!

rief's durch ganz Österreich und Deutschland, Krieg! Krieg! Dabei dachte man wohl nicht an das Töten, Verstümmeln, an die Ströme Blutes, an Schmerz, Not, Hunger und Pest, Witwen und Waisen. Einfach: Krieg! Der Krieg als Begriff, als Ganzes war notwendig. Er hat als solcher sicher auch unendlich viel Gutes im Gefolge, baut, erhebt, bereichert (nicht nur im Sinne des Geldes), stärkt, befreit, sichert Gegenwart und Zukunft.

Gutes und Böses strömen so häufig aus einem Brunnen; der Erzieher ist gut und züchtigt den Zögling, die Natur ist gut und läßt die Elemente wüten, schließlich, wenn es in diese Reihe gestellt werden darf. Gott ist gut und läßt so viel Unheil über den einzelnen und die ganze Menschheit kommen. Krieg ist wie ein Naturelement, Krieg ist wie ein Anfang, dunkel, geheimnisvoll, wie ein Urzustand, Krieg ist ein Fatum, ein Geschick, ein Verhängnis, Krieg ist eine Macht, die fast außerhalb des menschlichen Wollens und Könnens liegt; ein Weltkrieg ist — eine Art Weltschöpfung; Krieg ist ein unerhört gewaltiges, über Menschendenken ragendes Geschehen, das alle Schranken sprengt, Gesetz und Ordnung umwirft, Gute und Böse in gewisser Hinsicht außer Kraft setzt . . . Wir können es nicht sagen, was Krieg ist. Aber eines: so wahr Gott über den Wolken, der Schöpfer, der Erhalter, der Gerechte, der Gütige lebt und regiert, so wahr wirkt er auch in der Form des Krieges, so wahr bleibt sein die Entscheidung.

Neben mir knallt und pfeift es. Wir üben uns für eine Folge, eine Notwendigkeit des Allgemeinbegriffes Krieg, das Schießen, das Treffen, das Töten. Weißer Karststein ringsum, ratzekahle Sandkegel, kleine grüne Fleckchen drin, zarte Blumen, blaue, rote, weiße, gelbe. Und gleich drunten, anschließend, Wein, ohne Steckerl gezogen, wie ein kräftiger Wildling; Ölbäume, Feigen; draußen am Weg hohe Hopfenpflanzen, Kukuruz dazwischen und allerfettestes Grün, schwer dunkle südliche Üppigkeit, und darüber die brandheiße Sonne, die die Ebene befruchtet und die humuslosen Berge verwüstet. Zum Weg hin, weit draußen, eine Allee echter Akazien, voll von roten Riesenschoten, und im ganzen Gebreite ein rauschendes Konzert von Zikaden, ein Singen und Zirpen und Brummen; gottgesegnet, gottverlassen in einem. Oben am spitzen, grünen Bergerl, das die Ebene abschließt, eine Kapelle mit zierlichem Turm. Und warme, wonnige Einsamkeit. Eine wohltuende Ruhe; was haben die letzten Tage für Unrast gebracht, ein mühsames, verwirrendes Hin und Her, ein fast kopfloses Untereinander. Die Ruhe tut so wohl und das Windchen erfrischt, das freundlich über die Felder und Höhen streicht.

Die Gedanken sind müde wie der Körper. Was gäb es alles auszudenken. Die Nachrichten der letzten Tage überstürzten sich wie die Arbeiten und Sorgen bei der Ausrüstung. Rußland erklärte, daß es Serbien nicht im Stiche lassen, unmöglich neutral bleiben könne . . . So sieht sich das Deutsche Reich

gefährdet und erklärt den Krieg an Rußland . . . Frankreich gibt dem Deutschen Kaiser, der sich über dessen Verhalten Gewißheit verschaffen will, keine Antwort, es mobilisiert . . . Es folgt die vierte Kriegserklärung. Deutschland mußte den kürzesten Weg nach Frankreich wählen (die Neutralität Belgiens verletzen), um Frankreich zuvorzukommen, um sich des unsicheren Kumpanen Belgien zu versichern . . . Das sei Kriegsfall für England, behaupteten heuchlerisch die Kaufleute über dem Kanal . . . . . Nun erklärte Serbien auch noch dem Deutschen Reich den Krieg und die Hammelhirten der Schwarzen Berge taten desgleichen. Die deutschen Soldaten aber, die nach Frankreich fuhren, schrieben mit Kreide auf die Eisenbahnwagen: „Hier werden noch immer Kriegserklärungen angenommen."

Der Weltkrieg ist da, der lang befürchtete, nie geglaubte. Alle anderen Staaten Europas rüsten, die ganze Welt erklingt vom Kriegsgeschrei, starrt in Waffen. Der Weltbrand, das Muspilli, von dem ein altes, germanisches Lied schaudernd sang, war entfacht.

> Nord und West und Süd zersplittern,
> Throne bersten, Reiche zittern,
> flüchte du, . . .

Goethe hat hinzugefügt: „im warmen Osten Patriarchenluft zu kosten." Das trifft heute nicht mehr zu, auch im Osten gärt und brodelt es. Heute gilt wohl nur mehr Schillers:

> In der Dichtung heilig stille Räume
> flüchte aus des Lebens Drang!
> Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume
> und das Schöne lebt nur im Gesang.

Ins Reich der Träume? Auch die verwirren sich. Wer bietet den Faden, um aus dem Labyrinth zu entfliehen? Von Serbien aus allein läßt sich der Weg nicht finden. Sympathie für die Königs- und Fürstenmörder kann doch keinen Völkerkrieg entfachen. Der Mord von Sarajewo war eher der Schwerthieb eines rasenden Volkes, der den Knäuel der lang drohenden, verwickelten politischen Unklarheit zerhieb, der Hammerschlag, der wutentbrannt das Tor aufstieß in ein Land voll Blut und Feuer, voll Ungewißheit und Entscheidung.

Serbien ist ein junger Staat, er verdankt unendlich viel dem Wohlwollen Österreichs. Durch unsere Hilfe nur konnte er neu gegründet werden, wir erretteten es vor der Umklammerung der Nachbarstaaten. Aber da seine Bevölkerung kraftvolle Rasseeigenschaften bekundete, wurde Serbien zum Instrument Rußlands, eine Brücke zum großen Allslawenreich, ein Schlüssel für dieses zum Goldenen Horn, zum Besitz Konstantinopels. Es schürte heimliche Feuer des Hasses im Land, in der Jugend, in den Schulen, im Militär. Und als Österreich, durch die politische Entwicklung in der Türkei genötigt, daran ging, Bosnien und Herzegowina, das im Berliner Kongreß vor mehr als dreißig Jahren ihm zur Besetzung und Kultivierung zugewiesen

worden war, sich völlig anzugliedern, brach der Sturm, künstlich, heimtückisch angefacht, los. Auf einmal behaupteten die Serben, diese Länder gehörten ihnen zu und Österreich habe sie ihnen geraubt. Zur Erlösung, zur Befreiung Sarajewos, Bosniens wollten sie ausziehen. Damals wäre es bald zum Krieg gekommen, es war die erste Mobilisierung. Dann folgte der Balkankrieg, in dem Serbien, ohne viel Zutun, durch die Siege der Bulgaren, großen Landzuwachs erfuhr. Siegbewußt rasselte es wieder das Schwert gegen Österreich: die zweite Mobilisierung. Aber Rußland war noch nicht gerüstet, es entzog dem kleinen fanatischen Bruder im letzten Augenblick die Helferhand und Serbien gab wieder klein bei. 1909 hatte es erklärt, daß es keinen Anspruch auf Bosnien erhebe, 1912 verzichtete es auf Albanien und den Zugang zum Meer. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Kriegspartei in Serbien, das Herrscherhaus der Karageorgevics, dessen typischer Vertreter der tollwütige Prinz Georg, einst Kronprinz, ist, schürte weiter, ersann Mittel und Wege, bis sie schließlich den abscheulichsten wählten.

Wir weinten um den großen Mann, den sie uns ermordeten, wir klagten, wir murrten, aber schließlich, wir hätten dies Unerhörte wohl auch noch ertragen; wir sind Deutsche, der Verantwortung bewußt, Leidenschaft ist nicht unsere erste Sache. Bis die völlige Enthüllung kam. Da brauste der Donnerruf durchs Land, da wurde der Arm sehnig

und das Herz stark, an Mut hat es nie gefehlt. Da stand aber auch die Einheit und Einmütigkeit Österreichs klar vor aller Welt und damit seine Größe und Unbesiegbarkeit.

Und jetzt, während wir hier üben, marschieren unsere Heere nordwärts, westwärts, nach Süden; liegen die Vorhuten im Kampf, werden schon die entscheidenden Schritte vorbereitet. Es ist eine gewaltige Zeit. Noch liege ich hier müßig im Sonnenschein, im Grillen- und Heuschreckenzirpen, „bald kommt der Tag, es währt nimmer lang, da dröhnt auch unser gewaffneter Männergang, da werden wir kämpfen für Landeswohl“ . . .

Das Schießen ist zu Ende, wir setzen uns zur Menage. Zum erstenmal Kompanieessen. Ob es schmeckt? Man wird sich daran gewöhnen und an Hunger und Entbehrung, an Hitze und Nässe und Kälte, an alles, alles. Komme, was kommen mag, Sonnenschein, Wetterschlag, Sturmnot, Schlachtentod — dort reckt das Kapellchen seinen Turm in den blauen Himmel: Herr, Gott, schütze unser Reich und Land, unsere Familie . . . Herr, wie du willst, so führe uns!

Märsche und Märsche.

Müd, verbrannt, verstaubt kamen wir am späten Abend in Sebenico wieder an, konnten uns waschen und umziehen und schon spazierten wir, wieder be-

ruhigt, am Strand, unter städtisch gekleideten Menschen, Soldaten und bäuerlicher Ortsbevölkerung, trafen Bekannte, grüßten, plauschten, sahen Schiffe mit Einrückenden kommen, hörten die neuesten Nachrichten und halt Krieg, Weltkrieg, Frankreich, Rußland, England, Serbien, Montenegro, Japan; ja was denn sonst? Und noch etwas: wann werden wir abmarschieren?

Die Neugier wurde bald befriedigt; kaum saßen wir im Gasthaus bei dalmatnisch „kaltem" Bier, ward die Spannung gelöst mit dem Befehl, der uns mitgeteilt wurde, daß das erste Bataillon am nächsten Tage abzugehn habe. Und wohin? Einstweilen nach Sinj. Das ist eine Stadt im Osten Dalmatiens, nördlich von Spalato. Wozu? Wer konnte das wissen? Unsere Behörden ließen uns immer nur die nächste, größere Marschstation wissen, dort erwartete uns dann der weitere Befehl. Vielleicht geschah dies nur aus Kriegsvorsicht, weil man da ja nie wissen kann, was der nächste Tag bringt und verlangt; wahrscheinlich, es ist allgemeiner Militärbrauch; wir aber sagten, man wolle uns so langsam, Schritt für Schritt, Tag für Tag, gewissermaßen dosisweise zum Unvermeidlichen erziehen und daran gewöhnen.

Während wir im Gasthaus noch fragend und ratend saßen, entwickelte sich draußen auf der Straße ein Fackelzug, mit Fahnen, Standarten, Lampions, dem Kaiserbild in durchscheinendem Licht, einer Musikbande und viel Lärm, Geschrei und Zivio-Rufen.

Vor uns blieb er stehn und einer hielt eine Ansprache, die ich natürlich nicht verstand; sie galt dem Krieg, dem Kaiser, Österreich, uns. Die Menge tat sehr begeistert, warf auch nachher den Serben im Ort die Fenster ein und zerstörte Geschäfte und Einrichtung. Uns hat der Jubel wenig angetan, kaum bewegt; eher schon die Berichte von den Kriegszustimmungen in Wien, Budapest, Graz und Triest, die wir in den Zeitungen lasen. Von Ferne nimmt sich dies und Ähnliches immer besser aus, als wenn man Zuschauer ist, es läuft Ungehöriges, Ernüchterndes so reichlich mit, daß die Unvollkommenheit alles Menschlichen und das Sprüchlein von „des Lebens ungemischter Freude" sich immer zu Gemüte drängt. — Dazu, warum soll man die Wahrheit nicht sagen, hatten, die da draußen Zivio rat! es lebe der Krieg! riefen und brüllten und die bunten Fahnen schwangen, leicht begeistert zu tun, sie blieben zu Haus, wir aber zogen in ein ungewisses . . . nein, es waren genug unter uns, die gern und ehrlichen Willens ins Feld rückten oder, wohin man uns schicken wollte, und wir alle wußten, was unsere Pflicht war.

Am nächsten Morgen gab's noch hunderterlei zu tun und zu besorgen, zu packen und zu laufen. Aber punkt zehn Uhr standen wir marschbereit auf Pojana, einem breiten Platz in Mitten der Stadt, nicht ohne daß wir vorher noch einige Limonaden gegen die schon empfindliche Vormittagshitze und „im vorhinein" zu uns genommen hatten. Es folgte

die Vorstellung der Offiziere vor dem Stationskommandanten, einem Vizeadmiral, seine Ansprache und die eines Militärpfarrers, dessen vornehme Soutane und weißen Manschetten ich noch heute vor mir sehe, und die Abnahme des Soldateneides ... zu Land, zu Wasser und in den Lüften ... wir schwören! So wahr uns Gott helfe! Liebes Vaterland Österreich, dir dienen wir, für dich setzen wir Blut und Leben ein, edler Kaiser, du magst dich auf uns verlassen. Die blanken, geschliffenen Säbel blitzten im Sonnenschein, die Kappen flogen in stürmischer Hand, es lebe der Kaiser! Ob jung oder alt, ob Familienvater oder ledig, ob deutsch oder kroatisch, wir waren eines Sinnes: Gut und Blut fürs Vaterland! Und unter den Klängen des Radetzkymarsches und dem Jubel der gaffenden Menge marschierten wir zum Bahnhof.

Abschied nehmen war diesmal leicht, kurze Bekanntschaft trennt sich nicht schwer und die Stadt hatten wir kaum liebgewonnen.

Die Bahn führte uns durch öde Gegend, dann aber entlang der Küste und der Befestigungen von Spalato mit ungewohnt schönem Ausblick aufs Meer nach Salona; gewissermaßen mitten in den Trümmern der alten Römerstadt hielten wir unser erstes Freilager. Zwar die Offiziere bekamen Zimmer, so sauber und schön, daß wir fast im ganzen Krieg uns darnach zurücksehnten. Und das Abendessen nahmen wir unter hohen, breiten Edelkastanien im lauschigen Dunkel, nur zwei Kerzen am Tisch.

In angeregter Stimmung, in Gesellschaft der Familie eines unserer Ärzte, bei reichlicher Mahlzeit, Bier und Wein flossen die Stunden und es wurde spät, bis wir unsre guten Betten aufsuchten.

Am frühen Morgen ging es die Bergstraße hinan, das Meer vor Augen, bis es, langsam, noch ein blauer Bogen, noch ein matter Strich, versank. Wann sehen wir es wieder? fragten wir und hofften insgeheim, es werde bald sein, natürlich bei der Rückkehr zur Abrüstung und mein Kompaniekommandant sagte: „Ums Meer ist mir leid; sonst gehe ich gern vorwärts.“ Keiner dachte damals, daß wir es noch reichlich oft, nach zwei Jahren, nach drei Jahren und noch immer im Krieg wiedersehen würden. Ja, wenn wir das damals nur in einem Gedankenblitz hätten ahnen können, ahnen müssen!

Nun hinab die Straße und hinaus und wieder hinauf! Mächtige Berge vor uns, Karstlandschaft, staubige Straße, an elenden Dörfern vorbei; wir hielten Mittagsrast in einem schattigen Friedhof unter Akazien, Kastanien und Götterbäumen, die Glöcklein der Totenkapelle hingen über meinem Haupt und neben mir starrte ein offenes Grab.

In Sinj empfing uns Militärmusik und eine Zivilkapelle, von einem Franziskanerpater dirigiert, der temperamentvoll den Taktstab führte, daß die Kutte wedelte und flog; empfing uns Staub und Staub, vom Wind in nur erreichbarer Fülle uns ins Gesicht getrieben. Dieser Staub von Sinj haftet uns heute noch im Gedächtnis, mehr als die

andern Eindrücke, die das Nestchen bot; auch weiß ich, daß ich am nächsten Tag, es war ein Sonntag, die Messe besuchte und dem fremden kroatischen Gesang lauschte.

Nach dem Mittagessen marschierten wir weiter, in die Sonnenglut hinein. Diesen Marsch vergißt unter anderen unser Trainkommandant nicht. Die Mannschaft blieb bald zu größeren Häuflein liegen, sie hatte, vielfach hier zu Hause, unpassender Liebesgaben zuviel genossen, und die Hitze; und da sprengte ein berittener Gendarm durch die Reihen und es gab sich, unkontrolliert, die Nachricht weiter: das Bataillon kehre sofort nach Sinj zurück; da beachtete der Kamerad die Marschordnung nicht mehr und es gab nach dem Eintreffen in der Nächtigungsstation ein Donnerwetter vonseiten des Kommandanten; es betraf den Train und betraf uns alle: Marschdisziplin, Marschordnung, genaues Einhalten der Befehle usw. —

Das Örtchen hieß Trilj und lag an einem ruhig fließenden, hellblauen, klaren Fluß, von saftig grüner Wiese und zarten Pappeln bestanden, ein lieblicher Fleck Erde in Karstödnis. Die Füße zu baden, ist ein prosaisches Geschehen, aber für marschierende Infanterie immer gesund und erfrischend und hier wurde es durch den naturschönen Rahmen sogar poetisch; und wir schlugen uns alle zur Partei der Dichter. Und dann aßen wir wieder, Forellen aus dem blauen Bach, und bekamen wieder Bier — das muß, solang es zutrifft, gewichtig angemerkt

werden — und dazu feierliche Ansprachen vorbeiziehender Türken: Allah segne euch, Allah führe euch und gebe euch Kraft in die Faust und Glück auf den Weg, allahu ekber, alla-il-allah . . . und sie küßten den Mantel unseres Kommandanten und drückten herzhaft fest die Hände, die sich ihnen darboten.

Schon um drei Uhr früh brachen wir am nächsten Tag auf, es galt den in Sinj versäumten Vormittag einzubringen, um noch Imozky und dort einen Rasttag zu erreichen. Nach der größeren Hälfte des Weges lange Mittagsrast mit einem Schläfchen unter einem Maulbeerbaum; dann hinab ins Tal, an Gärten von Wein, Feigen und, wenn wir recht gesehen, Orangen, üppig prangend und duftig, vorbei, und dem Fluß entlang bis zu einer alten Steinbrücke aus Türkenzeit, Pappeln und Zedern daran. Vom Bergerl blickte uns Ziel und Städtchen entgegen. Noch ergiebige Rast, sogar ein eilig Bad im Flüßchen und helles Lachen; und eine Musikkapelle holte uns ab und geleitete uns die Straße zur Stadt hinauf, ein Wald von Fahnen und Fähnlein und muntere Jugend um uns. Im Ort konnte das Bataillon einmal so halb und halb unter Dach gebracht werden und wir schliefen in guten Betten, aßen reichlich und herrschaftlich gebotene Mahlzeit im Gasthaus, fanden am nächsten Morgen ein Kasino mit den neuesten Zeitungen und im Kaffeehaus gab's unsere geliebte Limonade und es ging uns gut.

Solang wir in Imozky waren, summte mir Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ im Ohr. Ich wußte, daß darin von einem Kadi in Imozky gesprochen ist. Wo ich durch die engen Gassen ging, wenn ich auf dem schattigen Marktplatz stand und dem fremdseltsamen Treiben und den bunten Gestalten, die herumsaßen, zuschaute, da ich im Kasino die neuesten Zeitungen durchblätterte, immer ging es mir durch den Sinn: Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga . . . Ich hatte das Gedicht einstens im Gymnasium auswendig gelernt, freiwillig, weil es mir so naheging und gefiel; hatte es später oft im Literaturunterricht besprochen und jüngst, da ich's in mein Lesebuch, dessen dritten Band ich vor Ausbruch des Krieges vorbereitete, aufnehmen wollte, Anmerkungen dazu gemacht. Wie heißt es doch? Langsam, nach und nach gestaltete es sich in der Erinnerung wieder. So beginnt es:

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee da, wäre weggeschmolzen,
wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne;
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga,
niederliegt er drein an seiner Wunde.

Da seine Frau ihn zu besuchen säumt, aus Scham, unter die Männer und Kriegsleute zu treten, schickt er ihr den Scheidebrief:

Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
nicht am Hofe und nicht bei den Meinen.

Nach der Schilderung ihres Abschieds von den fünf Kindern und ihrer Trauer heißt es weiter:

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage.
Kurze Zeit genug; von viel großen Herren
liebe Frau in ihrer Witwentrauer,
liebe Frau zum Weib begehret wurde.
Und der größte war Imozkys Kadi.

Das ist die Stelle. — Sie kann sich nach dem türkischen Familienbrauch, da der Älteste des Hauses, ihr Bruder, die neue Heirat wünscht, nicht widersetzen, aber sie bittet:

Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
mit den Worten zu Imozkys Kadi: . . .

Drin bittet sie, daß er einen Schleier für sie mitnehme, wenn er mit dem Hochzeitszuge komme; damit sie sich verhüllen könne, wenn sie am Haus des Asan Aga vorbeiziehe, ihre lieben Waisen nicht zu sehen.

Kaum ersah der Kadi dieses Schreiben,
als er seine Suaten alle sammelt,
und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Als sie aber ihre Kinder sie rufen hört, tritt sie doch ins Haus und stürzt, da der Vater die Kinder zu sich ruft, zusammen

und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Das ist der Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga und sein Zusammenhang mit Imozky.

— Die Erklärungen dazu verfolgte ich mit Hilfe von Handbüchern; z. B. „Aus dem Morlakischen: Morlaken heißen die serbischen Bewohner des dalmatinischen Berglandes in den Kreisen Zara und Spalato; Imozkys Kadi: Der Kadi (Richter) von Imozky, einer jetzt noch bestehenden kleinen Stadt in Dalmatien an der bosnischen Grenze." — Wie weit, wie abgelegen kam mir dies alles vor, wie fremd! Morlakisch, Imozky, Kadi, Aga . . . und jetzt lebe ich mitten in diesen fremden Menschen und Verhältnissen; und sie haben sich seit Asan Agas Zeiten kaum viel verändert. So wird es in diesem Krieg Millionen von Europäern gegangen sein, auch genug Asiaten und Afrikanern; der Krieg hat alles Ferne nah, vieles Fremde eigen gemacht, ja der Krieg, der Krieg! Und das wäre noch das wenigste. —

Gegen Abend brachen wir wieder auf, die Musikkapelle ging ein Stück mit uns und Mädchen und Frauen warfen uns Blumen zu; es war diesmal so ein richtiger Abschied der Krieger; Händedrücken, Glück auf den Weg! Blumen, Tücherwinken und manch eine Mutter, die ihren Sohn irgendwo anders den gleichen Weg gehn wußte, weinte und uns war, als ob auch die Tränen uns gälten, als ob fremde Frauen weinten, daß so frisches junges (hoch dreißig!) Blut in den Kampf und den Tod müßte. Und aufrecht stramm marschierten wir durch die Gassen, daß man es ja sehe und wisse, uns föchte

nichts an, wir seien, des Kleid wir tragen, echte Soldaten. Und hofften doch heimlich, daß nichts würde aus bravem Soldatenschicksal, daß kein Auge unsres Schicksals wegen werde naß werden müssen.

Spät in der Dunkelheit gelangten wir an die dalmatinische Grenze und schliefen im Zelt, klare Himmelssterne über uns.

Es ging noch einige Male auf und ab, einen Paß hinauf, ein Tal hinaus, wir marschierten in gutem Taktschritt vor der Kompagnie und sangen und wußten wie am ersten Tag nicht, wohin es gehe. Nach Osten. Also nach Serbien oder Montenegro.

Als wir die staubige Straße nach Mostar in Mittagssonnenglut herabmarschierten, dachten, wünschten, ahnten wir zum so und so vielten Male auf unserm Marsch: Diese Stadt da unten in den Steinen, mit den Festungen auf allen Höhen ringsum werde unser letztes Ziel, das Endziel, wir ihre Besatzungstruppe sein. Aber gleich am Eingang erwartete uns ein Bote mit dem Befehl: morgen weiter, an die montenegrinische Grenze. Der Wunsch, hier zu rasten, noch mehr: hier uns bequem einzurichten, flüchtete mit einigem Flügelgeräusch in jenes Seelenwinkelchen, groß wie ein Himmelssaal, in dem die unerfüllten Sehnsüchte und Gedanken ein Engeldasein führen, jener Engel, unter denen wir uns gern die Seelchen noch nicht geborener oder bald nach der Geburt verstorbener Kinder denken, sie gehören nicht zu einem der neun Chöre.

Zunächst marschierten wir ins Barackenlager, das dem Bataillon zugewiesen war, und brachten die Mannschaft unter; und bedauerten sie herzlich, daß sie sich bei der entsetzlichen Hitze in den langen, unreinen, luftlosen Holzschuppen oder heraußen im baum- und schattenlosen „Garten" sich aufhalten müsse. Dann dachten wir an uns. Wo ist unser Quartier? Ein uns zugeteilter Offizier sagte: „In der Stadt." — „Weit?" — „Ach nein, einige Minuten." — Wir gingen. Gingen zuerst durch eine Allee, dann auf schattenloser Straße, dann über eine Brücke, dann die endlos lange enge Stadtstraße weiter. Was sagt er, es sei nicht weit? Er hätte uns doch Wagen bestellen können; zehn Kronen hätte jeder von uns gern gezahlt, wenn er sich diesen Weg hätte ersparen können; aber diese bequemen Herren denken nicht dran, was anmarschierende Truppen für Mühen hinter sich haben. Der Weg zog sich grausam in die Länge und es war grausam heiß. Es wurden 20 Minuten, es wurden 30. Wo ist unser Quartier? Die meisten von uns sahen Mostar zum erstenmal, zum erstenmal türkisches Leben und Treiben auf der Straße. Aber uns lag näher, möglichst bald das Quartier zu erreichen. An Obstständen, voll, bunt und reich, vorbei, an Kaffeehäusern, die kühlende Limonade winkten, an Geschäften mit manchen nötigen Sachen vorbei, nur weiter ins Quartier, sich von Schmutz und Staub und Dunst zu reinigen, sich hinzuwerfen, sich vor der Hitze zu verbergen. Wo ist es nun endlich?

Endlich erreichten wir es. Es war ein Mädchenpensionat. Alle zusamt wurden wir in einem großen, hohen, hellen Schlafsaal untergebracht, Bett an Bett, sauber, zierlich, appetitlich, und es wehte wahrhaft wie mädchenhafter Unschuldszauber durch Saal und Gänge; fast zögerten wir, uns in Staub und Schweiß auf die zarten, weißen Betten zu werfen. Aber des Tages Qual war groß und die Hitze ganz unbändig. Nach kurzer Rast begann aber dann ein Waschen und Putzen, daß die Seife schäumte und das Wasser spritzte.

Dies geschah natürlich nicht im Schlafsaal; in einem modernen Mädchenpensionat findet sich ein eigener Waschraum und hier war er besonders sauber und praktisch angeordnet und wie alle Räume hoch und licht. Auf jedem Waschtisch, in Kabinenart abgeschlossen, stand der Name des Mädchens, das ihn im vergangenen Schuljahr benützt hatte, entweder Schildchen oder Visitkarten. Auf meinem hatte sich eine Desanka Gabrilowic gewaschen, die Schrift war serbisch, ich mußte sie erst einem Kundigen enträtseln lassen. Um ihren Namen rankte sich später Erfindung und Wahrheit einer Erzählung, die ich noch niederzuschreiben gedenke. Schon damals stellte ich mir das Fräulein vor, wie es später, schlank, stolz, zart und doch stark, geistesstark, willensstark, fast eigensinnig, durch die Erzählung geht.

Auch Badegelegenheiten gab es; wie nicht? Aber es waren unser zu viel, nicht allen zu gleicher Zeit konnten die vier erwünschten Zimmerchen sich

auftun. Gegen Abend trafen wir uns im städtischen Bad, fast alle; taten uns wohl, ließen uns rasieren und herrichten und traten, neue Menschen, auf die Straße; alle Müdigkeit war abgetan, Hitze und Staub vorbei; fremde Bummler, durchquerten wir Gassen und Gäßchen; besorgten Einkäufe, versahen uns mit manchem Überflüssigen zum Notwendigen, rauchten unsere Zigaretten und lachten und plauschten.

Wer sah uns an, daß wir noch vor einigen Stunden uns am Ende der Kraft und in einer Hölle wähnten? Wir wußten es selbst nicht mehr. Alles vergißt man, schnell, sofort. Mir war dieser Abendbummel später, im Krieg, oft ein tröstendes Gleichnis. Nur getrost, bald ist's vorbei. Es kommt die Nacht und der Schlaf, auf Regentage folgt Sonnenschein, auf lange Märsche geruhiges Sitzen und Rasten, auf Wetter und Stürme sorgloses Träumen; bald ist's vorbei, murr' nicht, morgen ist es anders, denk' an den Abend vor Mariä Himmelfahrt in Mostar!

Als es dunkel wurde, erglänzten auf allen Minaretten bunte Lichter, rund im engen Kranz, und leuchteten mild und feierlich in die Nacht und auf das Abendgewühl der Straßen herab. Mit uns waren scheinbar auch andere Truppen eingetroffen, es gab Militär alle Straßen voll und die Stadt kam lange nicht zur Ruhe. Zu Abend speisten wir im Offizierskasino, Gymnasiasten der sechsten und siebenten Klasse bedienten, Kriegszu-

stand. Bei uns in Österreich hat man gleich zu Beginn des Krieges alle Quellen der Begeisterung, Hilfsbereitschaft, des wohltätigen Herzens geöffnet und fließen lassen; alles stellte sich zu Diensten, wie wenn die Tage der Not an Mann schon da wären, wie es etwa zur Zeit des letzten Aufraffens in den Befreiungskriegen war, auch „Gold gab ich für Eisen", das Eintauschen der Gold- für Eisenringe, trat in Kraft, freilich noch eher ein modisches Getue denn tiefe Notwendigkeit; die Tage, in denen das Letzte opfernd und uneigennützig eingesetzt werden mußte, waren noch lange nicht da, man hatte damals, gottlob, noch keine Einsicht und Ahnung, daß der Krieg zwei Jahre und drei dauern werde, daß die Opfer der ersten Monate nur Vorzeichen, nur Symbole dessen waren, was schließlich verlangt werden mußte und gegeben wurde. Ein wenig Wichtigtuerei ließ sich im besten Falle nicht völlig bemänteln.

Als Wichtigtuerei fühlten wir auch, daß auf der alten Türkenbrücke, die über die Narenta führt, zwei Posten standen und uns nicht stehn bleiben ließen, wir hätten gern den Zauber der moslemimischen Mondnacht genossen und der Wogen geachtet, die unten im zerklüfteten Bett vorbeirauschten ... „und es wallte nicht eine zurücke." Zu ähnlichen Stimmungen bot sich aber noch häufig genug Gelegenheit. — Das war der Tag von Mostar und das Ende der ziellosen Märsche; jetzt hatten wir ein Ziel: Montenegro.

Das Vorspiel.

Vor den schwarzen Bergen.

Noch am Himmelfahrttage brachen wir wieder auf; zunächst der blauen Narenta entlang, dann durch die Befestigungsanlagen der „Feste“ Mostar, Stacheldraht, dreifach, vierfach, Hinderniszonen, bewachte Ausgänge mit schweren Spanischen Reitern; da kommt kein „Falke“ der Berge durch, meinten wir und hielten es für ganz ausgeschlossen, daß je einmal ein feindlicher Fuß sich soweit vorwagen könnte; überhaupt Montenegro; wir hielten diese Kriegsmacht für eine ganz verachtenswerte Größe, das „Land der Hammeldiebe“ werden wir in einigen Tagen abtun, Mostar bleibt ihnen für ewige Zeiten unerreichbar.

Und noch am gleichen Abend luden wir die Gewehre und traten in wahrhaftigen Kriegszustand. In Blagoij, dem ersten Ort nach Mostar, hieß es, montenegrinische Patrouillen seien bereits in der Nähe. Wir waren erst um vier Uhr nach Mittag von Mostar abmarschiert und hofften, in Blagoij übernachten zu können; zu schmackhaften Forellen tischte man uns die dräulichen Nachrichten auf und

wir rüsteten uns, jeder nach seiner Art, auf ungewohnte, neue, unerwartete und schließlich und endlich doch erwartete Dinge. Äußerlich zeigte sich das Neue der Lage darin, daß wir dem Arzt, den wir damals noch als völlig ungefährdet und mit Kriegs-Lebensversicherung ausgestattet dachten, die Adresse unserer Familie gaben, einige schrieben auch „letzte“ Grüße dazu. Und dann marschierten wir in die Nacht hinein. Nachtmarsch, nicht wahr? — Da muß es der Eile bedürfen.

Mich traf es, in dieser ersten „Kriegsnacht“ die Nachhut zu führen. Die Nacht ist im Krieg in ungeklärter Lage immer etwas Unangenehmes und am sichersten fühlt man sich immer im Verband der Truppe.

Zunächst begegneten wir, von Seitenwegen kommend, eine Menge Zivilisten, Landesbewohner. Was wollen die in der Nacht? Man hatte uns zur Pflicht gemacht, alles Bedrohliche zu beachten, und vor Spionen gewarnt. Ich hielt die guten Leute alle an, schaute in ihre Bündel, und nahm schließlich alle mit; sollen nur bis Morgengrauen mit uns gehn, dann läßt sich genauer feststellen, ob was Verdächtiges an ihnen ist.

Dann stieß ich bald an das Schlachtvieh an, das dem Bataillon nachgetrieben wurde. Die dummen Ochsen ließen sich schwer in Ordnung halten, grasten, wo sie wollten, legten sich wohl auch nieder, um nächtlich geruhiges Wiederkauen zu betreiben. Da mußte ich nun mit meiner Mannschaft nach-

helfen; ich war das erstemal zum Ochsentreiber geworden. Es gab Mühe und Ärger genug mit dem lieben Viehzeug.

In Mostar hatten sich unserm Bataillon einige Wagen mit zwei Geschützen und Munition angeschlossen; die sollten unter unserm Schutze vorgebracht werden. Die Truppe ging nun aber nach Blagoij einen Abkürzungsweg und die Wagen waren ihr achtlos nachgefahren. Nun stockten sie, kamen nicht weiter. Ich hielt hinter ihnen in der Meinung, das Bataillon raste. Als ich endlich des Irrtums gewahr wurde, vorgegangen war, gefragt und geschimpft hatte, wußte ich auch, daß wir mitsammen wohl an eine Stunde hinter der Truppe hielten; andererseits sah ich aber auch, daß ich die Pflicht hatte, da Ordnung zu machen und die Geschichte wieder in Gang zu bringen, denn die Fuhrleute wollten hier den Morgen abwarten. Ich ließ die Pferde der rückwärtigen Wagen an den ersten anspannen und so gelang es nach langem Hü und Hott, und nachdem ich die Hälfte meines Zuges zum Anschieben herbeigeholt hatte, ihn flott zu machen und auf die Serpentine der Fahrstraße zu bringen. Es waren aber sechs Wagen und so verbrauchten wir einige Zeit, bis endlich Irrtum und Schlafwandel berichtigt waren. Und schnell ging es erst noch nicht weiter; auch die Serpentinen waren ziemlich steil. Dazu begegneten uns Automobile und jedes hielt unsere Nachzüglerkolonne an und wir taten, ohne es zu wollen, desgleichen. Die Lenker der schweren

Lastautomobile fluchten und wir desgleichen; denn sie hatten Eile und wir desgleichen. Wir noch mehr als sie, denn wir mußten annehmen, daß wir nun wenigstens zwei, ja wohl drei Stunden hinter der Truppe waren. Zudem war die ganze Geschichte unheimlich; wenn wir hoch oben ein Azetylenlicht flackernd sich bewegen sahen, wer sagte uns, daß dies grad' an einem unserer Automobile war? Außerdem ist zu bemerken, daß ich kein Wort kroatisch verstand und außer aide (geh) keines sprach, und alles um mich war kroatisch; ich mußte die Leute zerren und reißen, griff selbst überall zu, um es an Rand zu bringen, hieb mit dem Säbel drein und schimpfte die schwersten deutschen Fuhrmannsflüche. Niemand ist überrascht, wenn ich sage, daß ich mit Angst und Freude die Morgendämmerung begrüßte, die früher eintrat, als ich es erwartet hätte.

Jetzt trafen wir bei einem Han auf der Höhe ein und ich erfuhr, daß hier das Bataillon lange gerastet habe und erst vor einer halben Stunde abmarschiert sei. So können wir auch rasten, dachte ich, und ließ mir schwarzen Kaffee geben. Bei Tageslicht nimmt sich alles einfacher aus, läßt sich alles leichter ertragen und machen. Meine „Gefangenen" bekamen ihre Freiheit wieder und die Lehre mit auf den Weg, sie sollten in diesen unsichern Zeiten ihre Geschäfte bei Tag abwickeln. Dies konnte ich ihnen durch einen Dolmetsch sagen lassen, den ich im Feuerwerker, der zu den Geschützen gehörte, zu entdecken vermochte. Er war, wie sich

bei Tag herausstellte, ein ernster und gefälliger Mann; in der Nacht hatte ich ihn sicher, ohne daß ich seine Person und seine Charge kannte, gröblich beschimpft. Er bot mir nun sein Pferd an und ich ritt an der Spitze meiner Abteilung: Mannschaft, Geschütze, Pferde, Ochsen und Ochsentreiber, geruhig und gemächlich in den Morgen hinein; die Schrekken und der Ärger meiner ersten Kriegsnacht waren bald verschwunden und vergessen.

Aber wir näherten uns dem Kriegsschauplatz. Beim nächsten Han, drei Wegstunden weiter, stand schon eine Kolonne landesüblicher Fuhrwerke mit Kranken und Verwundeten. Der eine trug den Kopf in schweren Bandagen und das Gesicht war blau und angeschwollen. Das war Ernst; aber er konnte nicht reden, er seufzte nur und zog mühsam den Atem durch die Nase, aus der Blut sickerte. In einem rückwärtigen Wagen lagen zwei mit Schüssen durch das Bein und im letzten ein Offizier mit Bauchschuß. Aus allen Erzählungen mußte ich entnehmen, daß es da vorn nicht allzugut aussehen mochte; zwar hatte keiner hohe Ansichten von der Tapferkeit der Montenegriner, aber daß sie die Grenze ziemlich weit überschritten und alles niedergebrannt hatten, ging doch klar hervor. — Man soll Verwundeten und Kranken nie recht glauben, die übertreiben; sie sehen die Lage nur vom Gesichtspunkt ihres Mißgeschicks. Das erfuhr ich bei diesen ersten, mit denen ich gesprochen hatte, und erfuhr es noch oft im langen Krieg; ich gewöhnte

mich langsam daran, überhaupt nichts von derlei Erzählungen völlig ernst zu nehmen; selbst sehen und hineinkommen; es ist nie so arg, wie andere erzählen.

Wir vermeinten uns schon mitten im Kriegsgetümmel, als wir nun endlich, nachdem die Fuhrleute ihre Pferde getränkt und gefüttert hatten, aufbrechen und den Marsch fortsetzen konnten. Aber es dauerte noch einige Tage, bis wir ernstlich hineinkamen.

In Nevesinje, wo wir gegen zwei Uhr nach Mittag mit den Nachzüglern, die ich herzlos angehalten und gesammelt und zum Anschließen gezwungen hatte, anlangten, blieben wir drei Tage, feierten Kaisers Geburtsfest und exerzierten.

Kaisers Geburtsfest war der erste Rasttag, seitdem wir unter die Waffen getreten waren. Kirchgang gab es zwar keinen, aber ein Festmahl mit Champagner. Niemand darf glauben, daß wir darnach Sehnsucht trugen. Mir wenigstens ist alles geflissentlich Feierliche bei solchen Gelegenheiten, das gedrängt Aneinandersitzen in Parade und Aushalten, bis der Höchste das Zeichen zum Rauchen, zum Reden und schließlich zum Aufbruch gibt, höchst zuwider. Das Erfreulichste am Festmahl war, daß eine gute Nachricht kam, die von unserm Sieg über die serbische Drinadivision und der Erstürmung von Schabaz. Zwar hatten wir uns mehr erwartet, viel mehr; etwa eine Phrase wie

„Belgrad zu Füßen legen" oder noch viel mehr, ich wage es nicht zu sagen. Wir meinten, der Krieg dauere schon lange, die Armee sei schon längst tief in Feindesland, wir Landsturm marschierten nur hinten nach, um eroberte Gebiete zu besetzen und zu verwalten. In Wirklichkeit hatte das Heer ja auch seine acht Tage zur Mobilisierung gebraucht, gerade so wie wir und konnte kaum auf den Feind gestoßen sein. Aber das überlegten wir damals nicht, wir waren Kinder in Kriegssachen und blieben es noch lange. Für Kaisers Geburtstag hatten wir unbedingt eine Siegesnachricht erwartet. Die nun tatsächlich gegebene enttäuschte uns, schien uns viel zu gering. Das wahnsinnig optimistische Gebäude unserer Ansicht über Krieg und Erfolg, über Sieg und Niederringen erlebte eine Erschütterung gleich dem eines Erdbebens und begann in den Grundmauern zu wanken. Und dennoch freuten wir uns und gönnten unserm Kaiser das Geburtstagsgeschenk, das ihm die tapfere Armee anzubieten einstweilen in der Lage war; es sollte ein Zeichen sein, ein Anfang.

Als wir vom Festmahl aufstanden und auf die Straße traten, überraschte uns auch eine andere Neuigkeit. An den Häusern waren Plakate angebracht, die besagten, der Kaiser habe verfügt, daß der Landsturm auch außerhalb des Landes verwendet werden könne. Also auch außerhalb des Landes und des Reiches. Gut, also auch außerhalb des Landes! Näher und an einzelnes zu den-

ken, fehlte uns die Erfahrung; das eine entnahmen einzelne von uns wohl ganz sicher aus der kaiserlichen Kundgebung, das eine nämlich, daß nun unser Dienst in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewiesen sei; Rechtstitel besteht keiner mehr; schließlich sind wir Soldaten wie andere auch.

Am Abend sah ich irgendwo draußen im Feld, wohin ich lustwandelnd gegangen war, ringsum die starren Berge und Steine; die Sonne war untergegangen, ein kaltes Lüftchen wehte von den Höhen im Osten. „Das sind die Schwarzen Berge", sagte ich mir; „wir werden euch noch näher sehen, mit euch und euren Bewohnern Bekanntschaft schließen. Der Landsturm ist Militär geworden, alea iacta est, unsere Bestimmung liegt klar. Wir kommen. Zwar unsere Mannschaft meint, sie seien stari liudi, alte Leute, aber sie sind brav und ausdauernd, sie werden in jeder Lage das Ihre tun, was ihnen Pflicht und Vaterlandsliebe gebietet. Keine Furcht! Familienvater oder Junggesell, das ist jetzt alles eins, jetzt geht es in Feindesland, jetzt geht es in Kampf und Ungewitter, in ein weites Land von Erlebnissen und Nöten. Jetzt gilt nicht mehr: „Immer langsam voran", wie man es dem Landsturm im Liede zuschreibt, jetzt gilt nur mehr eins: Vorwärts! Nun komme, was kommen mag, das Feldzeichen auf die Kappe, Mut und Treue im Herzen, heraus den Säbel, vorwärts, vorwärts! Schwarze Berge, wir kommen!

Auf montenegrinischer Grenzwacht.

Am 20. August rief man uns; der erste Tag führte bis Foiniza, wo wir zu Abend einen schlechten, stinkenden Jarazbraten (Ziegenbock) — stehn ließen und die Bilder der serbischen und russischen Herrscherfamilien, die im Wirtshaus hingen, das uns den schlechten Braten vorstellte, zu Scherben schlugen; am nächsten Morgen standen wir schon, in die „Schlachtlinie eingeteilt", bei Avtovac. Noch war es nicht allzu gefährlich, wir bildeten die Brigadereserve; nur eine Kompagnie mußte näher an den Feind heran und in der zerschossenen Festungskaserne Gatt Sicherungsdienste leisten. Wir andern lagen im Regen, der in Strömen floß, vor der Stadt. Und marschierten dann bald ein, denn die „Übung" wurde abgesagt. So war wieder einmal nichts. Die Mannschaft fand in der Verteidigungskaserne gute Unterkunft und ich wohnte — bei einer Landsmännin aus Innsbruck, die an einen Bäcker und Wirt verheiratet war. Wie ist die Welt doch klein und kugelrund! So hatte ich außer dem allgemeinen Gesprächsthema, das sich natürlich um die Montenegriner und ihre Kampfart drehte, noch reichlich und ausgiebig Unterhaltungsstoff, für einen Abend leicht reichend: von Innsbruck und besonders von der Riebachgasse und dem „Roten Adler" und dem „Goldenen Löwen" und der Herzog-Friedrichstraße, ach Gott, wie konnte da der Vorrat ausgehn, da ich in ihrem Umkreis zwei Jahre der

Universität verbracht hatte und sich alles, was ich als Jüngling erlebt und ersehnt und erdacht, in ihrem Banne lag.

Von den Montenegrinern aber erfuhren wir folgendes: Gleich nach der Kriegserklärung überschritten sie die Grenze und ergossen sich über die unwirtlichen Berge herab in die Ebene, ins Gacko Polje, wie der Boden der Städte Gacko und Avtovac heißt. Ihr Gospodar, der Herr und König und Oberste aller Hammeldiebe, soll ihnen gesagt haben: „Schaut hinab ins Polje! Ihr lebt spärlich von dem, was der magere Boden eurer Felsen gebiert, dort unten haben sie die Fülle, guten Ackerboden, bequem zu bebauen, Roggen und Weizen, schöne Häuser, Obst und Rinderherden, nicht zu zählen. Nehmt euch! Ich habe dem Kaiser den Krieg erklärt, damit ihr dies alles haben könnt. Falken, meine lieben Falken, euer Gospodar liebt euch; seht, was ich für euch Gutes getan habe. Nun ergreift eure Gewehre, Munition schenke ich euch, der Zar von Rußland hat mir genug geschickt, und steigt hinab; was sich jeder nimmt, das gehört ihm.“ Das war unstreitbar eine volkstümliche, leicht faßliche Ausdeutung des Krieges. Und die Falken taten, wie ihnen geheißen ward. Mit Weib und Kind strömten sie ins Tal, nahmen gleich Besitz von den nächsten Dörfern, töteten die Türken, so viele ihrer nicht vor ihnen gleich geflohen waren, und mit den österreichischen Serben, die dort wohnten, wurden sie handeleins. Was von uns an

Militär an der Grenze war, zog sich in Avtovac umzusammen und hielt den befestigten Punkt; die umliegenden Dörfer aber wurden der Raub des Gesindels; sie nisteten sich dort ein und schossen, auf zwei- und dreitausend Schritt Tag und Nacht aus Haus und Busch. Natürlich, ohne etwas zu treffen. Kanonen hatten sie nicht, es war wenig reguläres Militär, das hielt auf Bilek zu. Drei Grenzkasernen, deren Gendarmen vor der Übermacht weichen mußten, steckten sie in Brand; das, meinten sie wohl, gehört zum Krieg.

Nun rückte aber eine österreichische Brigade an. Und jetzt wandte sich das Kartenblatt. Von weitem in die Luft schießen, Häuser anzünden und rauben ist zwar auch eine Kriegführung, aber sie kann gegen österreichisches Militär nicht standhalten. Nun flohen sie rückwärts, aber der Abschied vom Gewonnenen schien ihnen schwer geworden, sie gaben nur Stück für Stück des neuen Besitzes preis. Eine Brigade aber ist keine Armee und sie kann nicht überall sein, so dauerte es immerhin acht Tage, bis die Gegend gesäubert war. Als wir zur Brigade stießen, war der Hauptteil erledigt und nun sollte zum Gegenstoß angesetzt werden. Dazu ward die montenegrinische Grenzfeste Krstac ausgewählt. Bei schlechtem Wetter läßt sich aber in den Bergen schwer kämpfen, wie es später die Welt zur Genüge aus den Berichten Cadornas erfahren, und so warteten wir zwei Tage.

Von der Tapferkeit wußten Offiziere und Mann-

schaft wenig zu erzählen. „Man bekommt ja keinen Hammeldieb vor's Gewehr, noch weniger in die Hand"; klagte ein Korporal; „sie liegen hinter Steinen und schießen, auch aus den Häusern; kommt man ihnen auf unter 1000 Schritt nahe, schlichen sie davon. Auch die Verwundeten schleppen sie mit. Wir haben wohl Blutlachen gesehen beim Vorgehen und blutige Fetzen liegen, aber kaum einen Toten und keinen einzigen Verwundeten. Fangen konnten wir auch niemand. „Wissen Sie, Herr Leutnant, das kam nicht davon, daß wir nichts trafen", fügte der frische Mann hinzu, „sondern daß sie zu früh abfahren, in 10 Minuten haben sie bei diesem Geklüft leicht Zeit, sich zu verkriechen und dann zu verschwinden und unter 10 Minuten kann man in dem Terrain 1000 Schritt nicht zurücklegen. Und dann müssen wir ja geschlossen vorgehn und warten, bis andere Teile anschließen und außerdem haben die Kerle die Höhe und kennen sich aus und brauchen schließlich nichts zu schleppen; sie haben ja nichts als ihr Gewehr und einen Brotsack mit einem Handvoll Kukuruz oder Kartoffeln. Die Munition tragen ihnen die Weiber nach und sie haben sie in allen Schlupfwinkeln versteckt." — „Sie brauchen sich ja nicht zu entschuldigen", erwiderte ich; „im übrigen wird es noch Gelegenheit geben, den Kerlen nahezukommen, wir werden ja hineinmarschieren in ihr Land und das ist ja so klein, daß sie sich kaum alle verkriechen können." Da lachte der Korporal und empfahl sich.

Das von der Munition stimmte.

Ein verwundeter Offizier erzählte, daß doch einmal eine Überraschung gelungen sei, und man hätte dabei zwanzig Montenegriner gefangen und fünfundzwanzig zusammengetragene Tote gefunden. Er behauptete auch, diese Banden würden von serbischen und russischen Offizieren angeführt. In der Nacht sei ihre Schießerei besonders arg und störend. Wenn irgendwo ein Licht aufblitze, schössen sie mörderisch drauflos, daß er schon einigemal gemeint hätte, sie müßten am Ende doch Maschinengewehre mitführen. Unsere Verluste seien nicht schwer und zum Großteil aus den Reserven, die hinter der Schwarmlinie nachrücken, dazu fast lauter Arm- und Beinschüsse.

Andere Verwundete, mit denen ich sprach, erzählten ähnlich; allen merkte man deutlich an, wie überraschend ihnen dies Neue des Kriegserlebnisses gekommen; sie hatten sich's alle anders vorgestellt. Fast alle hatten sich gefreut, raufen und mit dem Kolben dreinschlagen zu können und alle mußten sich auf 1000 und mehr Schritte ganz unvermutet und ohne Ahnung verwunden und kampfunfähig machen lassen; das verbitterte sie. Aber fast alle nahmen ihre Verwundung leicht, ja von der heitern Seite, und hofften, bald wieder hergestellt zu sein und noch einmal, dann aber glücklicher und mit größerem und persönlichem Erfolg losschlagen zu können.

Nachdem der Regen nachgelassen und wir das

wirklich karge Mittagessen eingenommen hatten (Rindfleisch und Bohnen), stiegen wir zum Fort hinauf und schauten in die Umgebung, suchten uns zugleich zu orientieren.

Am nächsten Tag aber in aller Früh begann der Vormarsch gegen Krstac; unser Bataillon war linke Seitengruppe, unsere Kompanie schloß zunächst an die Haupttruppe an. Wir erstiegen eine Bergkuppe, deren höchster Punkt einen Grenzstein trug und Vodica planina hieß, zu deutsch etwa: Wasseralm. Es war ein Sonntag, nicht einer, wie sie in Gedichten verherrlicht sind, etwa: „Et was up er Sundages Morgen, de Lüde wern alle so froh" („Königskinder") oder: „Das ist der Tag des Herrn, ich bin allein auf weiter Flur, noch eine Morgenglocke nur, nun Stille nah und fern" oder: „Es war ein Sonntag hell und klar, ein selten schöner Tag im Jahr." Heut dröhnten die Geschütze, knatterten unheimlich die Maschinengewehre, knallte lebhaft und allerorten das Infanteriefeuer; glühende Lohe schwälte von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf und der Rauch ballte sich im blauen Morgen zu phantastischen Gebilden. Unsere Truppen übten mit rauher Hand Vergeltung an den Mordbrennern.

Wir selbst waren ziemlich weit vom Schuß, das Gefecht entwickelte sich rechts unten in der Ebene, nur unser rechter Seitenhutzug kam ein wenig zur Feuerkrippe. Wir sahen auch nichts trotz scharfer Augen und Zeisstecher. Im grauen Gestein, in

den Dolinen und Löchern verschwand Freund und Feind. Das soll dir ein Schlachtenmaler darstellen, dachte ich; man müßte sein Bild ein Vexierbild heißen. Nur Schrapnellwölklein sahen wir und am Knall mochten wir entnehmen, daß und in welcher Richtung unser Angriff vorgetragen wurde.

Aber wir gingen auf blutigen Spuren. Die Höhe und alle die kleineren Vorberge und Kuppen und Nasen waren vor wenigen Tagen noch von den Montenegrinern besetzt. Wir sahen jetzt ihre Verschanzungen und gingen leichten Fußes an den Stätten vorüber, wo sie vor Tagen im Hinterhalt gelegen, geschossen und wohl auch geblutet hatten. Noch lagen leere Hülsen zu Tausenden da und Kartons und blecherne Verschläge. Munition hatten sie nicht gespart, das war deutlich zu sehen. Diese Erfahrung machten wir im ganzen Krieg, bei den Montenegrinern besonders, bei den Serben und schließlich auch an uns. Sie verschossen ungeheure Mengen, als ob vom Geräusch, vom Knallen und Krachen der Erfolg abhänge. Etwas ist ja dran, das lehrte später das Trommel- und Sperrfeuer; aber Munitionsvergeuden ist auch ein schwerer Fehler und zeugt bei der Infanterie immer auch mehr oder weniger von Feigheit. — Auch Nahrungsmittel fanden wir, so eine Handvoll Salz, in einem schmutzigen Fetzen eingewickelt, Kukuruzkolben und Kartoffel. Und ärmliche Bekleidungsstücke, Teile von Hemden, von Blut gerötet, Opanken und Kopfbedeckung, das Montenegrinerkäppchen mit dem

Zeichen des Königs (N. I.); es mußte ihnen manchmal verflucht nahe gegangen sein, daß sie solche Dinge im Stich ließen. Auch volle Munitionsverschläge lagen hinter einem Steinriegel.

Fast gemächlich stiegen wir über Fels und Riegel, durch Dolinen und Spalten aufwärts, zunächst an verbrannten Hütten vorbei, dann an Hafer- und Kornfeldern, die in abgelegenen Dolinen, scheinbar vergessen oder übersehen, der Hand des Schnitters warteten. Schließlich gelangten wir in einen Eichenwald mit Blößen voller herrlicher Erdbeeren. Hätte uns gegen Mittag nicht ein heftiges Gewitter mit ergiebigem Hagel und Regenguß überrascht, wir dürften den Tag in angenehmer Erinnerung tragen, den des ersten Gefechtes, den der Feuertaufe; freilich letzteres mit weiter, entgegenkommender Ausdeutung; im Grund genommen lag Gefecht und Feuer weit von uns, aber wir gehörten doch zur Gefechtsgruppe; es war nur Glück, daß wir ohne Schuß und ohne Gegenschuß vorwärts kamen und das Ziel erreichten.

Die Stellung, die wir auf der Spitze des Berges bezogen, erstreckte sich über zwei Kilometer, aber die Natur hatte Befestigungen vorgebaut. Mächtige Felsriegel hoben sich dem Feinde zu aus dem Karstberg, Mulden und Dolinen dahinter; jeder der drei Züge, die zur Besatzung in Verwendung kamen, konnte leicht und ohne viel Mühe Deckung und Ausschuß finden. Der Reservezug und das Kom-

mando fand einen breiten, ebenen, gut gedeckten Platz hinter der Mitte, ideal in jeder Beziehung. Sogar ein wenig gegen die Bora geschützt, die nun drei Tage unausgesetzt, untermischt mit schwerem Regen, wehte und wogte und wütete. Die Mannschaft duckte sich, notdürftig in die Zeltblätter eingewickelt hinter die Zacken und Zinnen ihrer natürlichen Burgen. Wir stellten uns ein Zelt auf, damals noch gänzlich unpraktisch, und schliefen zu sechsen darin. Auch uns trieb der Dienst Tag und Nacht ins Freie, wir nahmen ihn furchtbar ernst, Kommandant wie Subalterne; nur der Arzt durfte sich des Wohlbehagens freuen, soweit es die unwirtliche Gegend bot. Jeder Schuß, der fiel, rief uns in Sturm und Wetter hinaus, wir beobachteten abwechselnd unausgesetzt den Gegner, der auf der nächsten Kuppe sich augenfällig umtrieb.

Die Tage waren bitter; wie viel wir noch im Laufe des langen Krieges an rauher Witterung und ihren Folgen litten, dieser ersten Tage und ihrer Bitternisse erinnern wir uns, als ob sie eben erst hinter uns lägen. Heute bauen wir uns Zelte, tief in den Boden gegraben, mit Holz und Reisig überbaut, mit Wassergräben umrahmt, innen geflochten, mit Matte und Tischchen ausgestattet. Damals lagen wir zusammengepfercht nebeneinander, der harte Packsack als Kopfpolster. Die Kleider auszuziehen, wer hätte das damals gewagt, es war übrigens kaum genug Raum dazu. Heute ist es das erste, wenn wir einen Lagerplatz beziehen:

vier Männer und Korporal Pokrovac (das ist der technische Leiter und Tausendkünstler), hier ist mein Platz; ordentlich machen! Und es geschieht ebenso selbstverständlich, wie wir uns damals, nachdem Dienst und Kompanie und alles drum und dran versorgt und bis ins kleinste geordnet war, irgendwo, wo es den Dienern gefiel, auf den nackten Boden oder eine dünne Schütte Stroh warfen und den Tag lobten. Der Dienst leidet unter der neuen Art nicht und wir leben kaum vergleichbar besser.

Das Gleiche war's betreff der Menage. Wir löffelten aus der Schale die Suppe, die die Mannschaft aß, und kauten am bloßen Fleisch; um kein Haar hatten wir's besser als die Mannschaft. Das hat sich unterdessen alles gründlich verändert, wir führen unsere eigene Küche mit, und was es weit und breit an Koch- und Bratwaren gibt, wird aufgetrieben und muß da sein und ist da. Damals beklagten wir uns nicht und hielten es aus, heute hielten wir es immerhin auch aus, aber besser ist besser und man weiß nicht, was Tag und Geschick noch bringen wird; wenn es sein muß, werden wir wieder Kompaniemenage mit Behagen oder Unbehagen verzehren. Im übrigen, was rede ich von „wir". Von den sechs Offizieren, die damals auf der Vodica planina im Zelte sich zusammendrängten, vier der Kompanie, ein Arzt, ein Proviantoffizier, bin ich der einzige, der noch Dienst an der Front macht. Auch die Feldwebel und Zugsführer

haben unterdes schon oft gewechselt, nur der brave Rechnungsunteroffizier, mein Vaclav Vackovec, ist der Kompanie treu und erhalten geblieben. Wir haben uns geschworen, auszuhalten, bis der Krieg zu Ende ist. Boze, zacuvaj, Gott helfe uns und ein gütiges Geschick, dem wir schon unsagbar viel verdanken.

Im Zelt auf der Vodica aber war's eng und ungemütlich und trotzdem lachten und scherzten wir und knabberten an den Mandeln und Zibeben, die wir in Avtovac als das einzige Eßbare uns erstanden hatten, und schliefen, solang es ging, gut, wenn auch zuerst die Windsbraut durch Luken und Fugen tanzte und dann die Kälte sich ordentlich fühlbar machte. Denn gegen Ende des August wehte den ganzen Tag ein kühles Lüftchen über die Höhen, und sobald die Sonne unterging, vertrugen wir die Wetterkragen gut, Mäntel hatten wir noch keine; mitgenommen hatten wir sie nicht, da wir vor Winters Anbruch heimzukehren gehofft hatten, und zu fassen gab es damals noch lange nichts.

Der Dienst gestaltete sich nach den ersten Tagen ganz erträglich, das Lagerleben bot immerhin auch Schönes und Abwechslung in Fülle. Die Züge visitieren, Patrouillen abfertigen, Befestigungen ausbauen, den Feind beobachten, was sonst? Erdbeeren holen, essen, Brief schreiben . . . viel mehr nicht. Jeden vierten Tag war der rechte Flügelzug abzulösen; der lag eine gute Stunde weit auswärts

und zunächst am Feind; dort gab es Einsamkeit und an jedem Tage einige hundert Schüsse, sonst auch nichts; aber schöner war's bei der Kompanie.

Der Feind rührte sich kaum, wir beobachteten jede Kleinigkeit an ihm, wußten, wie hoch der Stand seiner Tragtiere war, sahen die Weiber mit Vorräten kommen; unsere Patrouillen, die weit vorgingen, sandten ihm jedesmal einige tausende Grüße hinüber, erwischten einmal oder zweimal einige Leute von ihm, die sich zu neugierig an uns heranschlichen; wir selbst schossen nicht, es war zu weit und schade um die Patronen. Nur einmal ward eine größere Unternehmung gegen ihn ins Werk gesetzt und es knallte einen Nachmittag lang, als ob wirklich ein Gefecht stattfände. Aber es war nichts; die Montenegriner zogen sich noch mehr in den Wald, so daß wir sie nur mehr selten sahen.

Am Abend saßen wir ums Lagerfeuer und brieten uns Kartoffeln, die wir in verlassenen Äckern ernteten, zu gelegenem Nachtisch und plauschten und redeten wie Kinder vom Krieg und seiner Dauer, meinten wohl, diese Grenzsicherung sei unser erster und letzter Dienst im Krieg, wir würden von hier aus siegreich und lorbeerumrauscht wieder in die Heimat ziehen. Ja freilich, das glaubten wir; besonders als uns die Nachricht vom Sieg bei Krasnik und den 70000 Gefangenen erreichte. „70000", sagten wir, „das ist Zusammenbruch; das hält keine Armee aus." Und zugleich war es uns ein untrüglich Zeichen, daß die russischen Soldaten nicht kämpfen

wollten; wir meinten, soviel könne man nur fangen, wenn sich der Feind freiwillig ergäbe. Wenn wir wirklich von der Vodica weg in den Frieden der Heimat zurückgekehrt wären, hätten wir uns auch alle Ehrungen, die man Helden und Siegern darbringt, geduldig gefallen lassen, wohl mit der bescheidenen Unterstimme: sie sind leicht verdient; aber verdient. Ach Gott, jene Träume und Aussichten sind schon längst zu Grabe getragen, aber die gute Stimmung, das Vertrauen und der Optimismus sind immer noch geblieben.

Der Grenzwachdienst hatte für mich etwas hoch Poetisches an sich: Wehrhaft zu stehn an des Reiches Marken, Grenzhüter zu sein, wie es einst Hadubrand war und der junge Alphart und Ekkewart und viele andere in der Heldensage, den Flammberg in der Faust, angetan mit Brünne und Helm; auszuschauen, wo ein Feind sich naht; und wenn er droht, ins Horn zu stoßen und den Heerruf erschallen zu lassen:

Für deutsches Land das deutsche Schwert,
so sei des Reiches Kraft bewährt!

Er soll uns nicht schlafend finden wie der wilde Hagen den Ekkewart, als er an der Spitze der Nibelungen gen Heunenland zog. Rüdeger, der getreue, soll unser Vorbild sein, der deutscheste und menschlichste aller Helden in der Sage. Und vorsichtig wollen wir sein wie Hadubrand; wagt sich ein ungetreuer Sibich an uns heran, will einer mit goldenen Spangen uns locken und umgarnen, sprechen wir

mit Hildebrand, dem alten: Mit dem Speer nur nehmen wir Geschenke, Spitze wider Spitze! — O Heldenlied, Zeitalter der Germanen! Frisch und neu entsteigt es aus den Tiefen der deutschen Seele. Die Menschen sind vielfach anders geworden, Kämpfertracht, Waffen und Kriegführung sind mit dem Einst nicht zu vergleichen, andre Feinde drohen, in Massen, wie sie die Welt noch nicht gesehen, aber der Geist, die Seele des Volkes ist gleich geblieben, die Tapferkeit und diu staete, Treue und Standhaftigkeit. Davon hört jetzt die Welt von neuem wunder sagen, wie es in der Einleitung des Nibelungenliedes heißt. — Mit dem deutschen Volk stehn andere, kleinere, die von ihm Kultur empfangen. Dieser Krieg wird die Beweiskette von Deutschlands Kraft und Macht und Österreichs Sendung schließen und alle Welt wird lernen:

Am deutschen Wesen muß annoch die Welt genesen.

Unsere Höhe ließ uns hinausschauen über Berg und Tal und die Gedanken führten uns noch weiter. Wir sahen im Geiste unsere Heere marschieren nach Ost und nach West, nach Süd und Norden und unsere Wünsche begleiteten sie, flogen ihnen voran. Über die Ebene hinaus, die uns zu Füßen gleich einem ausgebrannten Kraterfeld im Abendsonnenschein sich dehnte, und die steinernen Meere des Karstgebirges. „Was wohl heute, jetzt im weiten Europa geschieht?“ dachten wir. „Es kann nur zu unserm Vorteil sein“, beantworteten wir die schwere Frage an das Schicksal und zu innerst im Herzen

flehten wir zum Schlachtenlenker um den Sieg. Lieb Vaterland, du hast treue Söhne; was waffenfähig ist, eilte freudig unter die Fahnen; die Völker einten sich zu gemeinsamem Vaterlandsgefühl, wie es die Friedenszeiten nicht kannten, jeder gibt sein Bestes; schlagt den Feind, siegt! Und Gott segne das Vaterland!

Nachtrunde.

Vodica planina, 25. August 1914.

Pünktlich um zwölf Uhr Nachts rüttelte mich der Unteroffizier im Dienst aus dem Schlaf und sagte: „Herr Leutnant, es ist zwölf Uhr."

„Ja, gleich."

Ich wickelte mich aus der Lagerdecke, nahm mechanisch Säbel und Revolver, die zu Häupten lagen, an mich und kroch, die Kameraden nicht zu wecken, möglichst geräuschlos aus dem Zelt und schließe es wieder, daß die Nachtluft die Freunde nicht störe.

So.

Jetzt steh ich schon, gürte die Waffen um und folge dem Licht, das aus der Zugslaterne, die der Korporal trägt, spärlich quillt.

Er führt mich über den Lagerplatz, dann einige zehn Erdstufen, die er sorglich belichtet, zum ersten Posten hinauf.

Der Kommandant meldet sich und sagt sein obligates: Nema nischta novigo, nichts Neues. Ich antworte: „Gut" und schaue mich um.

Ich muß die Gedanken zusammenklauben, muß mich erst völlig aus Schlaf und Traum rütteln. Worauf soll ich zuerst schauen und achten? Natürlich auf den Feind. — Da ist's ruhig, es rührt sich nichts. Die Kameraden dürfen sorglos weiter schlafen auf hartem Pfühl, unsere Stunde ist noch nicht gekommen. Gestern abends gab's große Bewegung auf dem Berg gegenüber, auf dem die Montenegriner hausen: sieben Lagerfeuer brannten, es zeigten sich neue Gruppen, Pferde kamen und wurden abgesattelt, es hatte den Anschein, als fülle sich der Wald mit Kriegsvolk und als stünde etwas Bedeutendes bevor. Deshalb verstärkten wir unsere Linie, geboten besondere Wachsamkeit und saßen länger als gewöhnlich beim Lagerfeuer.

Es war wohl doch umsonst. Noch ist's wie alle Tage, wie in jeder Nacht, seitdem wir diesen Berg zur Grenzwacht bezogen.

Ich gehe nun die Posten ab, sie tun alle ihre Pflicht, jeder ist auf seinem Platz und wacht, sind brave Dalmatiner, ehrliche Leute. Einige erzählen von ihren Beobachtungen, es ist nichts Wichtiges dran. „Gut", sage ich, „Mate, du bist ein braver Mann und gescheit; gib nur weiter acht." „Otchemo, otchemo" (wir werden schon), sagt er und ich stolpere weiter über Stein und Gruben, Kanten und Wurzeln. Bis ich zum höchsten Punkt des ersten Wachabschnittes gelange. Da setze ich mich auf einen Stein der Schützendeckung, nehme dem Korporal die Laterne aus der Hand, stelle sie neben mich

auf den Boden und sage ihm, er könne abtreten. Das Kerzenlicht weist auf einen Gewehrlauf, der, durch den Steinriegel gesteckt, auf feindliche Beute wartet.

Es rührt sich nichts, die Montenegriner bleiben ruhig; sie kommen nicht wieder.

Schweigende Nacht über Karst und Ödnis. Der Mondschein leuchtet über zerrissenes, zerschlissenes Gestein und das Zwerggesträuch dazwischen, einige magere Halme und langstengelige Blümchen wiegen sich in der Nachtluft. Draußen stehn Krüppeleichen und weiter am Hang des Javornik, wo die „Falken" spähen, dunkelt ein Wald von Buchen und einzelnen Tannen.

Die fernen Höhen ragen schweigend wie die Berge der Alpen.

Das Licht des Viertelmondes schwebt gespenstisch über Ferne und Nähe, über Dunkel und Schründe. Soweit das Auge vorzudringen vermag, ist nichts Auffälliges zu sehen; es ist nichts Beunruhigendes zu hören, außerm Säuseln des Windes kein Geräusch „umadum", wie ein Korporal, der ein wenig Deutsch, hauptsächlich aber Tschechisch spricht (neben dem Kroatischen), gern und oft sagt.

Bisher schossen die Montenegriner immer nur aus der Ferne, ein Angriff auf reguläre Truppen ist wohl ihr Plan und ihre Sache nicht. Wenn sie es einmal gegen ihre Art versuchen sollten, dann wird ihnen feierlicher Empfang mit Gekliff und Geklaff, mit Hurraruf und Kolbenschwung bereitet sein.

Ich lasse die armen Kukuruzkolbennager drüben beruhigt schlafen oder wachen und schaue über die Weiten und Breiten, die Höhen und Täler, ins Nahe und Ferne. Wie wenn ich auf einer heimatlichen Dolomitenspitze den Mondenschein und seinen Zauber genösse. Wer könnte ahnen, daß die trauliche Mondessichel Kriegsgebiet mit ihrem melancholischen Licht bestrahlt!

Aber ja, aus dem Tal steigen Rauchsäulen. Das sind die Zeugen des Krieges. Noch gestern abend sahen wir den Glutbrand zweier brennenden Dörfer und schauten lang in die schaurigen Glühtrümmer. Jetzt ist die Glut zusammengebrochen, es raucht nur mehr und der Rauch steigt kräuselnd auf, ballt sich in der Höhe zu einer Wolke, die über dem Feuerherd still steht, wie ein Fallschirm, wie ein Baldachin. Am Tage des Angriffs war das ganze Tal zu unseren Füßen eine Feuersäule, so hell war es zur Nachtzeit, daß man beinah hätte die Karte lesen können.

Während ich so von der Felsenhöhe ins Lager und ins Tal und in die Weiten träume, fallen plötzlich draußen in der linken Flanke einige Schüsse. Unwillkürlich mache ich einen Ruck auf meiner ausgesetzten Warte und schlüpfe hinter die Steinmauer; die Laterne hole ich noch gleich herein und lösche die Kerze aus. Schon antworteten die Nachbarn drüben, die feindlichen, und auch weit rechts, wo unser Flankenschutzzug liegt, mischt es sich in die nächtliche Störung. Sofort recken sich alle Plänkler

hinter den Steinen, spähen nach vorn, nach rechts und nach links. Nicht ungern hätten sie auch geschossen, aber ich halte sie zurück. „Es ist ja nichts. Nur achtgeben!“ Bis zum linken Teil des Abschnittes reichte aber meine Flüsterstimme natürlich nicht und so war schon, fast bevor es gedacht werden konnte, eine Schießerei los.

Die Aufregung war schuld daran, die wir durch unsern gestrigen Befehl auf besondere Achtsamkeit entzündet hatten. Ich pfeife und rufe: „Feuer einstellen!“ aber die Kompanie war schon alarmiert; ohne Befehl stand die Reservemannschaft bereit, in die Feuerlinie zu rücken. Bis ich zum Ausgangspunkt meiner Runde in eiligem Schritt zurückgekehrt war, stand schon der Kompaniekommandant dort und fragte: „Was ist los?“

„Gar nichts. Nur einige Orientierungsschüsse; die Leute vermögen nicht den Finger am Züngel zu halten.“

Und schon flaute das Schießen ab, dann noch ein, zwei Schüsse hüben und drüben, dann war es wieder ruhig, über den Gipfeln und über den Wipfeln, im Tal und auf den Höhen, in der Front und in den Flanken.

„Geht schlafen, Kinder,“ sage ich zu den Kameraden, die nun alle beim Auslug standen, „die Czernogorzen kommen nicht.“

Da steht, wie aus dem Boden gewachsen, die Patrouille vom Bataillonskommando vor uns, die wir täglich gegen Abend zu schicken hatten.

„Wo wart ihr so lange? Warum so spät erst eingerückt?“

Sie meldeten etwas, was wir nicht verstanden, und hielten einen Zettel vor. Die Sache traf nun so auffällig mit der aufregenden Schießübung zusammen, daß wir schon meinten, ein Alarm oder so etwas müsse befohlen sein. Wie entfalteten im Kerzenschein die Botschaft. . . . Und lachten wie aus einem Halse. Es war eine zufällig verspätete Geschichte. Der Kamerad, der den rechten Flankenzug befehligte, hatte, wie wir schon wußten, tags zuvor eine Meldung selbständig an das Brigadekommando geschickt; das wurde nun ausgestellt und zugleich die Belehrung angefügt, bei schriftlichen Meldungen dürfe nicht „gehorsamst“ geschrieben werden. Sonst nichts. Merkt es euch, Kinder, und jetzt Schluß für heute!

Zwar hätte ich mir jetzt den zweiten Teil der Runde ersparen können, denn, daß jetzt alles wachte und sorgsam den Dienst tat, war ja zu erwarten.

Trotzdem ging ich, gemütlich und langsam, mit der Laterne in der Hand, auch zum andern Zug hinüber und rastete dann auf der zweiten Höhe. Dort diente mir der Zeisstecher, achtfach, als Fernrohr ins Reich der Gestirne. Die standen ruhiger als wir am Himmelszelt Wache und zogen wandelnd westwärts. Der Mond bot deutlich seine verkrusteten Ebenen und Kraterberge dar. Ich lasse den Zugsführer das ungewohnte Bild anschauen und er meinte: „Ganz so wie Montenegro“. Recht

hat er, es ist wie eine Mondlandschaft rings um uns.

Ich suche die Sternbilder ab, so wie wir einst in der Septima und Oktava es getan. Das ist lange her. Die Namen sind zumeist entschwunden, kaum daß ich den Orion, der gerade leuchtend aufzieht, die Kassiopeia, den Rechen und natürlich den Großen und Kleinen Bären noch kenne. Der Polarstern glänzt brav an seinem Platz und das Reiterlein sitzt ruhig auf dem zweiten Stern der Wagendeichsel; ich sehe es mit freiem Aug, meine Augen sind noch frisch und stark trotz mancher Nächte, die ich über den Büchern gesessen bin.

Wie ich nun gemächlich heimwärtsstolpere, rauscht es im dürren Geäst, das wir als Schutz vor Überraschungen von den Bäumen gehackt und anstatt Stacheldrahtes vor die Besetzungslinie gestreut hatten.

Was ist's. Ein Montenegriner?

Nein. Ein Käuzlein war es, ein junges, unkluges. Es hatte sich wohl durch das Licht anlocken lassen und war nun gefangen. Ich nahm es mit und im Zelt gab es eine friedliche Unterhaltung mit dem flaumigen Tierchen. Die Kameraden waren noch wach und beteiligten sich beim Schein der Kerze, die, in eine Kartoffel gesteckt, aus einem Schrapnellboden samt anhängenden wirr gezackten Rändern leuchtete, unserer Zimmerlampe, am heiteren Spiel.

Dann bettete ich mein Käuzlein warm neben mich ins Stroh und schlief bald ein.

Kaum ein Tag ist an der Front ohne besondere Erlebnisse, noch ein weniger geht eine Nacht leer aus. Diese Runde aber ward reichlich und freundlich ausgestattet und das Käuzchen, das Käuzchen, das war der Coup.

Um die Jagodina.

Auf den serbischen Kriegsschauplatz!

Am 5. September, da wir eben daran gegangen waren, Winterquartiere auf der Höhe vorzubereiten, wurden wir abgelöst. Ein Zug eines andern Bataillons übernahm den Dienst, den die Kompanie ausgeübt hatte, und wir stiegen zu Tal; das Bataillon sammelte sich in Avtovac, es gab ein freudiges Wiedersehen zwischen Kameraden und Kommandanten und am nächsten Morgen marschierten wir südwärts gegen Bilek.

An zerschossenen Kasernen und verbrannten Häusern vorbei, den Spuren montenegrinischer Kriegsfurie, durch einen sonnenheißen Tag im Staub der Reichsstraße. Am Abend gedachten wir in Plava zu halten und zu übernachten, aber ein Eilbote rief uns weiter. Was will man mit uns? Nach mühseligem Nachtmarsch sahen wir die Lichter von Bilek, traten durch die Torfestung, mit reichlichem Stacheldraht umbaut, und schleppten uns noch eine gute Stunde bis zum Lager; die Lichter täuschten. Im Lager von Bilek überraschte uns eine hochfeine Offiziersmesse; auf oleanderumblühter Steinterrasse

setzte man uns ein Nachtmahl (um ein Uhr früh!) vor, wie wir es lange nicht mehr genossen, und den Gipfel der kindlichen Freude bildete das Bier, echtes frisches, schäumendes Bier. Dann schliefen wir einige Stunden auf Stroh mit weißen Laken im herrlichen Speisesaal, wo goldgerahmte Kaiser- und Generälebilder auf uns niederschauten, elektrisches Licht leuchtete dazu. Wir fühlten uns wie in einen Zaubergarten versetzt. Am Morgen bestaunten wir den langen Tomm, eine Riesenkanone, die den Montenegrinern abgenommen und mit unendlicher Mühe hieher geschleppt worden war.

Dann ging es weiter, den weiten, weiten Weg bis nach Trebinje. Noch immer lagen Trümmerstätten am Weg, noch immer atmeten wir im Bereich der Schwarzen Berge und erlebten Zeugschaften ihrer Kämpfe „für Kultur und Zivilisation". Nach Mittag endlich im heißen, heißen Sonnenbrand bogen wir die lang sich dehnende Bergstraße ins Becken der Trebischniza ein und sahen die pappelumrahmte Stadt mit Minaretten und Kirchen unten am hellen Fluß liegen. Um vier Uhr erreichten wir sie auch, marschierten aber nur durch und stellten uns am Bahnhof zur Einwaggonierung bereit. Bald rollte der erste Zug, die erste Staffel ab, es folgte der zweite und es folgte der dritte. Den führte ich. Und der Zug entführte uns dem Land Montenegro und trug uns an die serbische Grenze.

Über die Bahnfahrt nach Mostar, Serajewo bis Zavidovic wäre wohl auch einiges zu erzählen;

sie dauerte nicht weniger als 36 Stunden und hatte ihre Überraschungen und Zwischenfälle: das tragikomische Erlebnis eines unserer Kameraden wäre köstlich zu schildern, und wer's von den Beteiligten läse, könnte sich und andere durch genauere Auffrischung der Einzelheiten für lange Zeit unterhalten; aber es sei überschlagen, denn der Arme ruht schon lang im Heldengrab. Auch von der höchst langweiligen Fahrt von Zavidovic nach Han Piezak auf einer Waldbahn, die zu 70 km 26 Stunden brauchte; o Gott, wenn es auf Genauigkeit und Vollständigkeit ankäme, da wäre reichlich viel zu sagen; aber der Leser drängt schon lange vorwärts und fragt: Wann kommen die großen Dinge? Darauf antworte ich ihm freilich: Lege freundlich das Buch beiseite, die kommen nicht, die mußt du in andern Büchern suchen; bei uns ging's immer einfach und bescheiden zu, gar nicht nach Geschmack von Kriegsschaudermährenfahndern; ganz bescheidentlich war unser Teil, gottlob; grad genug für unsere Kraft.

Von Han Piezak marschierten wir im Verbande einer neuen Brigade in Sonne und Regen durch herrliche Tannenwälder und Schluchten. Da wir einen Abkürzungsweg wählten, ging es stückweise nur sehr langsam und mit Stockungen vorwärts. Wir hatten Zeit zu plaudern und zu träumen.

Vom Sieg der Deutschen in Frankreich sprachen wir. Nach unsern letzten Nachrichten mußten sie an diesem Tag vor Paris stehn. Vor Paris! Wie

ganz unerhört stürmisch sie ihrem Ziel entgegengellten. Bald werden wieder „juchtene Teutonenstiefel die heiligen Boulevards betreten“, wie Heine, der Deutsche, einst spöttelnd sagte, zum drittenmal in kaum hundert Jahren. Werdet ihr endlich die Größe anerkennen, an die unbezwingliche Macht des deutschen Geistes glauben, ihr Flattervögel, ihr Revanchehelden, du leichtlebiges, betrogenes Volk der Franzosen? Die Deutschen vor Paris und vor Warschau, wir in Lublin: es war uns, als ob alle rosigsten Hoffnungsahnungen noch überboten würden.

Wie's in Serbien stand, wußten wir noch nicht; jedesfalls gut, meinten wir. Bei Schabaz, hatten wir gelesen, sind unsere Truppen im Land und unser Korps geht gen Valjevo. Wir hörten die Geschütze, weit vorn, donnern und hallen.

Unterdes aber lauerte der Feind, der an einer Stelle über die Drina zu dringen vermocht hatte, in nächster Nähe auf den Bergen, sah uns, wie wir später erfuhren, wagte aber nicht, uns anzugreifen, oder wollte die Sache verschieben und uns dann im Rücken fassen. Ohne es zu ahnen, spazierten wir, von nahen Siegen überall träumend, der größten Gefahr entgegen. Es gibt auch viel, viel Glück im Krieg und wir besonders können sein Wohlwollen unser Lebtag nicht genug preisen und künden. Nicht jede Kugel trifft, nicht jeder Tag ist gleich heiß und vernichtend, so viel Drohendes wendet sich zum Guten; freundliche Engel schweben auch

über den Stätten, durch die der schwarze Reiter mit der blutigen Sense jagt.

Abends schlugen wir irgendwo auf regendurchweichtem Boden unsere Zelte auf und aßen im Freien unsere Reissuppe mit Rindfleisch aus den Menageschalen, in die der Regen, die Suppe vermehrend, seine Zugabe strömte. Am frühen Morgen trappten wir weiter, wieder im Regen, wieder im Kot. Lange Wagenreihen mit Verwundeten begegneten uns, eine riesige Verpflegskolonne, und draußen heulten unausgesetzt die Kanonen.

In einem Türkendorf an der Straße sahen wir ein klagendes Bild, ein wirksames Motiv für den Maler: Auf der Steinbank vor einem ausgebrannten Hause saß eine Frau, jung, geschmeidig, schön, im Zigeunertypus; den Kopf an den nackten Arm gelehnt, schauten die dunklen Augen wie geistesabwesend ins Leere. Hier und da traf wohl ein Blick die vorbeimarschierende Truppe, aber wie teilnahmslos, wie von unendlichem Leid gequält. Was mag die Frau erlebt haben? Ihr Heim niedergebrannt, ihr Mann fortgeschleppt, ihr Kind vielleicht erstochen, gemordet. Was können die Soldaten ihr noch bringen, und wären es tausend und tausend und erföchten sie Siege, deren Ruhm durch Jahrhunderte schwillt? Ein Bild des Jammers, ein Symbol des Krieges für viele einzelne. Der Krieger aber darf sich durch Einzelschicksal nicht rühren lassen; seine Pflicht bleibt gleich, sein Mühen ist auf das Ganze gerichtet. Vorwärts!

An einer romantischen Bergfeste vorbei, durch eine Talschlucht zogen wir weiter und waren gegen Mittag an der Drina. Da rasteten und übernachteten wir. Geschütz-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer, ununterbrochen, rasend, hielt uns lange wach, begleitete uns, sang uns in den Schlaf.

Unter heftigem Geschützdonner erwachten wir früh morgens am nächsten Tag und marschierten mit einigem Herzklopfen, mit Stolz, mit hellen und bangen Ahnungen über die Kriegsbrücke, schauten hinab in die frühdunklen Fluten der Drina, über die noch leichter Morgennebel wob, betraten beherzt serbischen Boden und stiegen die erste Lehne hinan. Wir waren in Feindesland, mitten im Krieg.

Nette Häuser standen verstreut, einige lagen in Trümmern, Zwetschkenbäume boten mit vollen Händen angenehme, wenn auch ungewohnte Morgenkost, an Obstgärten und Feldern vorbei ging's bequem den Höhen zu. Oben sahen wir die ersten Schanzen, an denen vor Tagen der Kampf getobt, einige geschnitzte Kreuzlein, Gräber, Gruben, Grüfte. Wir fanden Patronen und Gewehre, Stücke von Schrapnells, und eine Granate stak bis zur Hälfte im Stamm einer mächtigen Buche; sie hat sich einen braven Platz ausgesucht. Ein gepflegter Weg führte quer unterm Gipfel hin, ein wenig hinab, dann zur nächsten Höhe hinauf. Jetzt begegneten uns Verwundete, Deutschmeister, Vierundachtziger, Fremde, Bekannte, Offiziere. Wir wanderten an Lagerplätzen von gestern, von vorgestern vorbei; Eingeweide von Tieren

waren in der Eile zurückgeblieben und — wir hätten hier nicht lagern mögen. In der Luft kreisten weißköpfige Geier, breiten, lautlosen Schwunges, und warteten, bis wir vorbei waren, dann setzten sie wohl ihr sanitäres Hilfsgeschäft fort. Die Sonne blitzte so freundlichfroh herab und die Geschütze schienen so siegessicher zu donnern und brummten in die Schluchten und Täler und wir waren alle frisch bei Kräften. Uns focht nichts an. Rasch, springend fast, kam die Kolonne vorwärts. Die Kraft der Geschütze zog uns an sich. Wieder an einer steileren Lehne hin, wieder durch einen hohen Wald, jetzt waren die Bergesgipfel des Grenzortes entschwunden, in dem wir nächtigten, jetzt einen glitschigen Hang hinauf, an einer Telephonarbeitertruppe vorbei und dann „Halt! Setzen! Rast!"

Unsere Kompanie traf der Befehl noch vor dem Gipfel; wir gingen noch einige Schritte vor und — o Lust zu schauen weit über Tal und Höhen! Vor uns rechts noch ein höherer Berg, oben bewaldet, darunter ein Riesenlager von Tieren und Trains, und links davon ein Blick in die Ebene.

Seitdem wir Kriegsdienst machten, kletterten wir in den Bergen herum; Berge, Berge, Geklüft und Stein und Ödnis. Wie atmeten wir schon befreit auf, als wir nach den Steinwüsten Montenegros durchs waldreiche Bosnien fuhren, einen rechten Bach sahen, bebaute Felder, Obst und Gärten. Und nun endlich einmal ein Blick in ebenes Land!

Ein Ort schmiegte sich gleich an den Fuß des Gebirges und weit, weit draußen war ein anderer, größerer. Welcher, tut ja wenig zur Sache. Sicher lag draußen in der Ebene auch jenes Valjevo, das die Österreicher dem Namen nach nun schon gut kennen.

Dieser erste Blick in ebenes Land wurde uns zum Symbol. Das Gebirge ist schwerer Weg, in der Ebene die Rast; im Gebirge gilt Mühe und Entbehrung, in der Ebene gehn Straßen und Eisenbahnen, in der Ebene wohnt die Fülle; das Gebirge ist der Weg, die Ebene das Ziel; der Gipfel ist der Wendepunkt. Man keucht zum Gipfel und hüpft lachend ins Tal, der Gipfel ist das Tor, durch das man in neues Land zieht, ist das Fenster, durch das man ins neue Land schaut . . .

Hier stehn wir, hier rasten wir, wir sind am Gipfel. Es folgt nun der Weg ins Tal; er wird auch seine Mühen haben, mühelos ist nichts auf der Welt, am wenigsten im Krieg. Aber unten erwartet uns die Ruhe, das Ziel und der Sieg. Zwei Monate wilden Herumirrens liegen hinter uns, blutvoller Kämpfe hinter dem Heer; es sei genug. Noch zwei Monate, dann muß Europa Frieden schließen. Mehr hält es nicht aus. Die Schule braucht uns, das Leben, die Geschäfte, die Kultur. Im Hinterland liegt alles brach, die Fabriken stehn still, die Geschäfte stocken, die Wissenschaft ruht, alle Geister und alle Hände stehn im Dienst des Krieges.

Was soll werden, wenn dies allzulange dauert? Ein moderner Krieg muß kurz sein. Früher taten es Söldnerheere, heute steht das Volk in Waffen, das Gesamtvolk mit allen Kräften und Fähigkeiten. Macht es kurz, Gewaltige der Erde! Die Forderung ist unbedingt. Auch wir Krieger können es länger nicht ertragen; wir leben wie die Wilden, Schmutz ist unser täglich Teil, Entbehrung unser Kleid, wir können uns nicht waschen, Stoppel starren im Gesicht, wund sind Hand und Fuß, entkräftet der Körper, wir sehnen uns zurück nach Beruf und Familie. Gewaltige der Erde, macht ein Ende! Hier sei der Wendepunkt. Zu Weihnachten laßt die Friedensglocken läuten!

Wir waren wirklich kindlich genug, so oder ähnlich zu denken. Und haben es dann doch ertragen und die Kultur ging doch nicht zugrunde und das Ende war noch weit, der Krieg hatte noch gar nicht recht begonnen. Das mag dieser Krieg auch lehren: die Menschheit ist stärker als man oft annimmt, wir können ganz unglaublich viel aushalten, es wurzeln Kräfte in den Tiefen, es sprudeln Quellen an trockener Statt. Der Mensch ist ein wundersames Gebilde, mehr als Fleisch und Bein und Geist und Gefühl.

Der Blick ins ebene Land war nur Natur, seine Verheißung aber Phantom, eine Fata Morgana. Wir stiegen noch lange, lange Berg auf und ab und die beherrschende Höhe stand noch immer ferne, in Nebel gehüllt, von Gefahren umlauert und das Ziel, das Ende war weit.

Im Schrapnellfeuer.

Spät abends gelangten wir in unsere Stellung. Ein Bergkegel, zum Teil mit Föhrenwald bestanden, zum andern mit Wacholdergestrüpp und Eichenbusch; er fiel dem Feinde zu jäh ab und sein Bruder drüben erhob sich ebenso steil, nur war er etwas höher. In emsiger Arbeit bauten wir die bereits vorhandenen Deckungen in der Nacht aus, ziemlich tief, geräumig, schrapnellsicher, das heißt mit einem Dach aus Ästebelag, darüber Rasenziegel und Reisig.

Gegen Morgen kamen zwei Geschütze und stellten sich zwischen uns, links von meinem Schützengraben auf, Gebirgsgeschütze neuesten Musters, Rücklaufrohre, 7 Zentimeter Kaliber. Wir und diese Geschütze hatten die Aufgabe, die Aufmerksamkeit und das Feuer des Gegners auf uns zu lenken, festhaltende Gruppen zu bilden, während der Angriff und Vormarsch auf einem anderen Punkte vor sich gehn sollte.

In der Frühe begann es zu regnen; es war ein unfreundlicher Morgen; er kam wie ein Wiener Hausmeister, der mürrisch, verschlafen einem späten Nachhausgeher das Tor öffnet und davor eine Weile stehn bleibt. Unser Gegenüber sahen wir wohl, aber verschwommen, vernebelt; Wolkenfetzen klebten da und dort an Hängen und Spitzen und der Himmel lag bleigrau, bleischwer über uns.

Drüben rührte sich nichts. Wo ist der Feind? Seine Deckungen lagen allerorts, am Hang und auf der Spitze, ihr Erdbraun hob sich auch im Regen-

geriesel deutlich aus Boden und Waldgestrüpp hervor. Vielleicht schlafen sie noch. Herauskitzeln! Die Artillerie sollte beginnen. Wir standen in den Dekkungen, hielten uns bereit, ein wenig erregt wohl, aber beinahe nicht der Spannung entsprechend und dem Augenblick, in dem wir Landstürmer nun zum erstenmal ins Feuer kommen, endlich unsere Brauchbarkeit zeigen sollten. In Gottes Namen los! — Feuer!

Und schon polterte das erste Geschoß aus dem rechten Geschütz. Wie ein schwerer Knebel aus drallvollem Munde gespuckt; bummm, ssssi; eine kleine Weile nichts; dann drüben der Krach der Explosion und ein geballtes Rauchwölkchen hing knapp über dem Ziel: es zerteilte sich und stieß nach unten ein zweites, rotes Wölkchen aus, fast wie ein Herz anzusehen. Gleich folgte das linke Geschütz und mit dem fast ganz gleichgestimmten Brummen und Zischen trollte sich das Geschoß auf den Weg und kam glücklich an. Und jetzt knatterten unsere Gewehre, rak tak tak, beinahe wie Salvenfeuer. Alles in die feindlichen Deckungen hinein; die Erde stob in die Höhe . .

Das Manöver war begonnen. Pause. Wird er erwidern, ist der Feind noch drüben? Wird die Aufgabe gelingen? Wir hockten im Schützengraben, nicht grad wie feurige Krieger, ein wenig betropft, die Kehle zugeschnürt, man mußte Knie und Beine zwingen, vom Zittern abzulassen. Hat ja keinen Zweck; uns geschieht hier nichts. Die Pause dauerte schon ziemlich lang; draußen rieselte der Regen; am Rand der Eindeckung sammelten sich schwere Trop-

fen und fielen, eins — zwei, klatschend auf die Ledergamaschen. Drüben rührte sich nichts. Nicht Patronen verschwenden! Feuer einstellen! Langsam weiterfeuern!

Nach vielleicht zehn Minuten hören wir von der Batterie her: „Feuer!" Und wieder schicken die zwei funkelnden, blitzgelben Bronzerohre ihre fragenden Grüße über Tal. Der gleiche Klang. Es ist wohl unmöglich, in Worten ihn darzustellen. Das Bummm allein ist zu wenig, nachmachen läßt es sich nicht. Einmal speiste ein Rittmeister bei uns; in einem kleinen, etwas langgezogenen Raum war es; dem gelang es vortrefflich, das Geräusch beim Entladen, des fliegenden und explodierenden Geschosses nachzumachen; aber mit Hilfe von Mund und Händen und Tisch. Der wichtigste Eindruck ist der: ein massiver, schwerer Körper entringt sich mit Gewalt und Mühe der bindenden Umhüllung, tobt freiheitsfroh, wie erlöst aus schwerer Umgarnung, singend, pfauchend, wie man vielleicht sagen darf: mit höllischem Gelächter durch die Luft und setzt sich mit überraschendem Krach, siegesgewiß, feuertrunken auf seinen Gegner. Das Bild ist nur eine Umschreibung; das Ähnliche, das zu Hilfe kommen soll, ist wieder der Gegenstand, das Kanonengeschoß selbst.

Unser Gewehrfeuer versickerte jetzt schon, Infanterie war wohl sicher noch nicht oder nicht mehr da drüben. Es folgte eine längere Pause. Der Regen ließ wieder nach, die Wolken verflogen; ja es schien, als sollte am Ende gar noch ein schöner Tag werden.

Da, bumm! — war das von unsern Geschützen, rechts, weit drüben? Und dann ssssi über unsern Köpfen und krrrach schschsch. Der Gegner hatte geantwortet. Er hatte die Zeit wohl gebraucht, um die Feuerstellung herzurichten. Er war da. Jetzt mag's losgehn! Gleich folgte ein zweiter „Kuchen"; der platzte schnaubend vor uns und dann noch zwei. Also vier Geschütze wandten sich gegen uns. Gelungen ist das Spiel.

Ein Spiel? Grausig genug, das viermalige Bumm von drüben und dann das Sausen, Schneiden, Zischen, Wischen, Reißen, Prusten, Sprudeln, Wirren und Krachen. Solang es Schrapnells waren, hatten wir nichts zu fürchten, die tun uns nichts. Aber viele dieser Gastgeschenke krepierten nicht, sondern fuhren klatschend zu Boden; ein dumpfer, klangloser Fall, wie wenn man eben ein schweres Gewicht auf weichen Boden fallen läßt. Waren es schlechte, nicht krepierte Schrapnells, waren es Granaten? Wir konnten nicht aus der Deckung laufen und schauen. Und wir hätten die Freunde auch nicht gefunden, der Schall täuscht. Sie fielen hoffentlich nicht so nahe nieder, als es den Anschein hatte. Wssssss! Schon wieder: Im kleinen: wie ein weinendes Kind; oder wie der Schwung unserer Peitschen, wenn wir sie sattsam durch Schusterpech gezogen hatten, in Kinderjahren; oder wie wenn man ein schweres Linnen von oben bis unten in einem Zug durchreißt; oder wie die Rakete schneidend in die Höhe schießt und

dann krachend zerplatzt. Wie der Wind, der sausend aus einer Ecke zischt, besonders wie er auf der Bühne erzeugt wird, wenn die schweren Stricke um ihre Rollen keifen. Unser Kompaniekommandant hatte aus seinem Beruf noch ein Bild bereit: wie das schlürfende Geräusch, das die Seile machen, wenn sie an den großen Lederschürzen der Burschen, die ein Faß in den Keller schaffen, sich reiben. Jedes Geschütz hat seinen eigenen Klang, abhängig von der Art des Metalls, des Pulvers, der Entfernung. Wir kannten sie bald auseinander, wenigstens klar und deutlich die unsrigen und die serbischen.

Ob wir uns fürchteten? Das ist nicht allgemein zutreffend zu entscheiden. Die Mannschaft, die in der Pause zu sprechen begonnen hatte, war wieder völlig verstummt. Einige standen gebückt beim Ausguck- und Zielloch, andere saßen aufrecht im Graben, einige duckten sich an die Erdwand; so oft so ein eiserner Sendbote kam, machten viele die unwillkürliche Kopfbewegung wie zum Ausweichen, viele drehten gemütlich ihre Zigarette weiter.

Die Serben schossen nicht fortwährend. Oft meinten wir, sie seien schon abgezogen, zählten, die Uhr in der Hand, die Minuten der Pause; da — war schon wieder eines auf dem Weg. Und das Zählen begann von neuem. Auch bald das Plauschen wieder. . . . „Wie viel Kinder hast du zu Hause?“ „Vier; einen Buben und drei Mädel, acht Jahre alt, sechs, drei; acht Monate.“ — „Ich hab zwei; aber ich muß auch die meines Bruders erhalten, der in

Amerika ist; ihrer drei, lauter Buben." — „Ja, es ist ein Elend; mein Weib hat mir geschrieben, es ist schon alles teurer geworden und man kriegt kaum noch Mehl; wir bauen ja kein Korn, nur Wein und ein wenig Kukuruz." — „Hier sind wir wohl sicher, aber was morgen kommt! Morgen und übermorgen. Wann gehn wir wieder nach Hause?" So und ähnlich sprach die Mannschaft. Richtige Kriegsgespräche sind das nicht. Wohl der Jugend, die nicht derlei Sorgen hat! Die kann in solcher Lage spaßen. Aber alte Leute, Familienväter. . . .

Sie steckten mich an. Jetzt ist's neun Uhr. Was wohl mein Frauele macht? Einkaufen? Wenn sie wüßte, in welcher Situation ich da hocke. Gottlob, sie hört nichts davon, sieht nichts, ahnt nichts. Das wäre ganz entsetzlich, wenn unsere Lieben immer wüßten, wo wir sind. Sie haben ohnedies Bangen und Sorge in Fülle. Und meine Schüler. Wenn ihnen jetzt, im Unterricht, plötzlich ein Film dies vorführte! Sie haben es wohl zum Großteil erst bei Schulbeginn erfahren, daß ich auch — nicht da bin. Wenn sie mich sähen: verschmutzt, regennaß, da im Graben am Boden sitzen, graubärtige Leute um mich; und wenn ihnen die Schrapnells, wie sie über dem dünnen Schutzdach zerplatzen und ihre Kugeln herumschleudern, vorgeführt werden könnten. Na, das ist nicht Literaturgeschichte, das ist mehr als eine Grammatikstunde. Ich hoffe nicht, daß sie mich bedauerten; ich erwarte, daß sie sich in meine Lage und in noch frisch-fröhlicheren Kampf wünschten.

Das sind Gedanken, die wie ein Blitz aufleuchten, für ihre Art und die Reihenfolge ist niemand verantwortlich. Auch andere. . . Ich ziehe den letzten Brief meiner Frau aus der Tasche und lese ihn zum so und so vielten Male. Und dann bin ich keck, nehme das Notizbuch und skizziere die Stimmung. Gegen die Schrapnells und Granaten kann ich nichts machen, ich muß gegen unpassende Gedanken und Gefühle aufkommen. Und jetzt schreibe ich gar eine Karte. An meine Amtsgenossen. . . „Am Tage, da Ihr zum erstenmal wieder Unterricht erteilt, liege ich. . . ." Und schließe mit dem veränderten Goethezitat:

„Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
und danket Gott so warm, als ich
für jede Stund ihm danke."

Das klingt wie Sorge ums liebe Leben. Ist eigentlich gar nicht wahr, es bangt mir gar nicht, wenigstens in dieser Lage nicht, aber wie häufig machen erst Worte die Gedanken.

Schließlich doch Schrapnells? Nein, die können uns wenig anhaben. Aber Granaten. Nun, wenn eine trifft, ist's ein Volltreffer; dann ist es ja aus und ich fühle nichts mehr. Aber Frau und Kinder und die Mutter und Schwester, die Armen! Oder wenn es dir einen Fuß abreißt? Unwillkürlich ziehe ich das Bein zurück, das, um es sich bequem zu machen, über die Eindeckung sich vorgestreckt hat. Mit einem Bein durchs Leben hinken? Angenehm ist der Gedanke grad nicht, aber — jetzt kommt wie-

der was; vorbei; ach, sie treffen ja nicht. Man muß auf das Glück und die Gnade vertrauen. Es wird nichts geschehen.

Gegen 1 Uhr hörte das Schießen auf; als ob eine Mittagspause vereinbart wäre. Da wage ich es, aus der Deckung zu gehn und krieche zu den Geschützen. Noch sind sie heil. Der Offizier empfängt mich freudig, er ist ganz unbesorgt: „Sie treffen ja nicht, sie haben mich noch nicht gefunden." Und er zeigt mir sein Geschütz, auf das er stolz ist, und erklärt mir, was ich wünsche. Besonders die Art des Aufsatzes, der Zielvorrichtung, ist mir neu. Sie zielen indirekt, mit einem Hilfsziel; das eigentliche Ziel sieht der Richtvormeister, der die Vorrichtungen dazu handhabt, gar nicht; das sieht nur der Offizier, der sich seitwärts des Geschützes aufhält und mit dem Feldstecher beobachtet. Er weist ihm ein Hilfsziel an und rechnet für die verschiedenen Skalen am Aufsatz das Entsprechende hinzu, für den Uneingeweihten eine ziemlich verzwickte Angelegenheit, nicht so mir nichts dir nichts zu begreifen und ohne Zeichnung und breitere Ausführung nicht zu erklären. Das Geschütz aber kann so völlig gedeckt und verborgen aufgestellt bleiben und die Bedienungsmannschaft ist dazu noch durch einen Schutzschild wenigstens von vorn gedeckt.

Ob sie drüben auch mit Granaten schießen? — „Jawohl; schau dort die Sprengstücke und den herrlichen, massiven Blumentopf, den sie uns gespendet haben." Er zeigte auf den Boden um eine hohe

Föhre, wo diese Dinge lagen; der „Blumentopf“, ein Granatboden mit ausgezackter Umrahmung, war durch die Krone fein sachte herabgerutscht und hatte so keinen Schaden angerichtet.

„Woran erkennt man aus dem Schuß, aus der Explosion, was eine Granate oder ein Schrapnell ist?“ — „Ja, das läßt sich ganz genau nicht sagen. Das Geräusch hängt von den Sprengmitteln ab, ob Schwarzpulver, Ekrasit, Amonal, oder was sie haben. Das Schrapnell streut nur Füllkugeln aus und der Zünder und die Hülse fallen herab, die Granate wird „also ganzer“ in seine Sprengstücke zersetzt; das Schrapnell streut mehr in die Tiefe, die Granate in die Breite; das vom Tempieren weißt du doch; das Schrapnell wird auf gewollte Entfernungen tempiert, d. h. der Zünder wird durch eine Vorrichtung, die der Zündschnur zu vergleichen ist, auf so und so viel tausend Schritte eingestellt, wo das Geschoß zersplittern soll; die Granate dagegen explodiert gewöhnlich erst beim Aufschlagen; es gibt zwar jetzt auch tempierte Granaten und bei den ganz schweren Geschützen auch solche, die zuerst ins Ziel tief eindringen und dann erst in ihre Sprengstücke zerbersten und alles ringsum zerreißen. An der Rauchwolke bei der Explosion kann man schließlich, weißt, wenn man nicht schon getroffen ist, auch unterscheiden, ob Schrapnell oder Granate; das erstere erzeugt eine glatte, runde Rauchung, die Granate eine ausgezackte. Jetzt gibt acht, jetzt geben wir einen Schuß.“

Das Geschütz war schon bereit, die Bedienung an ihrem Platz, ich lag in einer kleinen Deckung neben dem Offizier. — Feuer! Das Geräusch war nicht viel anders, als wie ich's im Schützengraben gehört, neu war mir das Verhalten des Rohres. Es sprang mit dem Schuß auf der Lagerung, der Lafette, zurück und schoß dann von selbst wieder vor und saß nun wieder kampfbereit da, wie ein Hahn, der sich zum Stoß stellt, wie ein wilder Junge. Es war eben ein Rücklaufrohr, ein Geschütz neuesten Musters, im Gegensatz zu den alten „Hupferln", die sich samt Rad und Lafette beim Schuß fast überschlagen und jedesmal neu und mühsam in Stellung gebracht werden müssen.

Der Gegner antwortete, legte aber die Beglaubigung, daß er auch noch da und unverletzt sei, etwas zu weit rechts nieder. „Noch eine Frage, bevor ich wieder gehe: woher kommt der Name Schrapnell?" — „Der stammt vom Erfinder; 's war ein englischer Offizier; aber in der Schlacht von Waterloo soll's Wellington schon ausprobiert haben." — „Und das rote Wölkchen?" — „Das ist etwas ganz Neues; ein Farbstoff, der dem Pulver beigemengt wird; es soll die Schußbeobachtung, besonders in einer Schneelandschaft, erleichtern. Die Serben haben es nicht und ließen sich richtig erschrecken, als wir das erstemal damit hinüberkamen; manchmal, wenn das Schrapnell über einem Haus platzt, nimmt es sich aus, als ob Feuer aus dem Hause schlüge. Ja, das sind Witze."

Jetzt konnte ich wieder an mein sicheres Platzerl zurückgehn. „Ich danke schön; laß es bald gut sein; auf Wiedersehen abends!“

Gegen Abend wurde das Artillerieduell besonders heftig. Als die Dunkelheit dem Schießen ein Ende zu machen drohte, schien es, als ob keine der Parteien nachgeben wollte, als ob immer noch ein Schuß abgegeben würde, nur damit der Gegner ja nicht meine, er hätte getroffen und das Gegenüber zum Schweigen gebracht. Für uns wurden diese Justamentschüsse besonders schrecklich. Zum fürchterlichen Sausen und Krachen kam nun noch der Feuerschein bei der Explosion. Da alle Geschosse des Gegners in unserer unmittelbaren Nähe niedergingen, war Licht und Krachen eins. Und unheimlich. Wir freuten uns wohl, daß unsere Geschütze nicht verletzt waren und schließlich auch auf das letzte Wort bestanden, aber wir hätten auch gern Schluß gemacht, damit wir aus der unbequemen Lage und zu unserer Menage kämen.

Endlich war es völlig Nacht, das Schießen hatte aufgehört, die Mannschaft trat aus der Dekkung, putzte sich, schneuzte sich, zündete sich Zigaretten an und die Unterhaltung wurde gleich bewegter. Es war doch ein wohliges Gefühl; ein Tag von dieser Sorte, die unsereiner nicht zu lieben braucht, ist vorbei, der erste Schrecken ist überstanden; sie treffen ja nichts; nichts ist uns geschehen. Es kam der Befehl, nur ein Schwarm habe in der Deckung zu bleiben, die anderen rücken ein in die Reserve-

stellung. Wir tappten uns durch die blinde Nacht glücklich fort und zurück, bekamen unser „Mittagessen“ und wir Offiziere plauderten noch lange, der Artillerist unter uns.

Am nächsten Tage, in dämmeriger Frühe, begann die Sache wieder; gleich wie gestern. Auch das Wetter hatte sich nicht geändert. Aber gegen Mittag wurde es besser und Mutter Sonne blickte eine Stunde lang milde auf uns nieder, die wir auf nassem Boden kältestarrend unter tropfendem Erddach kauerten. Wir reckten uns und es war die Stimmung wie nach einem Gewitter, wie wenn man auf seinem Sommersitz die Fahne draußen im Garten hochzieht, die vor dem Gewitter niedergeholt worden war, wie wenn die Friedenstaube, den Ölzweig im Schnabel, ausgesandt wäre.

Dann aber ging der Spektakel von neuem los und schärfer; jetzt hatte der Gegner endlich auch Infanterie herbeigezogen und es krachte und knatterte untereinander. Endlich zeigte sich auch die Wirkung unseres Demonstrationsmanövers. Links vorn flackerte ein wildes Gefecht auf, wir sahen unsere Kolonnen vorgehn. Ein Geschütz, etwas tiefer als die unserigen, brachte einen neuen Laut in die Geräuschskala; wie wenn ein dickes Brett — plumps! — auf hohlen Raum der Länge nach auffällt. Rasch wandten sich zwei Geschütze des Feindes gegen diesen neuen Gegner und schickten auch Geschosse hinüber in unsere vorgehende Scharmlinie.

Besonders gegen eine Enge, durch die eine größere Abteilung sich vorarbeitete. Wenn sie nur dort ebenso wenig treffen wie bei uns! Die dort haben es schlechter als wir, können sich nicht decken und schirmen. Ach, das entsetzliche Gerassel, die vielen Kugeln, die da sausen werden! Es ist, wie wenn ein schwerer Wagen über die holperige Straße mühsam sich fortschleppt und die Schottersteine zerdrückt. Daß man ihnen nicht helfen kann! Gott im Himmel, schütze sie!

Mitten im wogenden, dröhnenden Kampf fahren, ohne daß wir im Schützengraben vorher etwas gemerkt hatten, zwei neue Geschütze bei uns auf, leichte Fahrende; Raucher nennen sie die Artilleristen verächtlich, sie haben noch altes Pulver, nicht das neue, rauchschwache. Während die beiden mit Hast und Mühe in Stellung gebracht werden, fällt ein Schrapnell ein und verwundet den Offizier und einen Vormeister. So ist das Kriegsglück; unser Freund hat schon fast unzählige Male im Feuer gestanden und ihm ist nichts geschehen, und der neue kommt zum ersten Male vor und schon trägt man ihn fort. Die Verwundung, am Oberarm, ist nicht gerade schwer, aber grauslich genug schaut sie aus; wir sahen sie uns abends an; so groß wie ein Fünfkronenstück, rundum alles zerschlissen und entzündet. „Siehst du, das sind die Raucher; nicht einmal zu schießen brauchen sie und der Feind hat sie schon; werft's den Plunder in die Drina," so meinte scherzend der vom Gebirgsgeschütz.

Jetzt legten sich alle vier so heftig ins Zeug, daß

der Feind gezwungen war, wieder sie allein aufs Korn zu nehmen. Und nun gelang alles: zwei Geschütze drüben schwiegen, sie waren wohl getroffen, unsere Schwarmlinie erreichte die Höhe, die den Gegner flankierte, es war ein Getöse, ein Rattern und Knattern, auch von Maschinengewehren, wie wenn sich eine große Schlacht entwickelt hätte. Als aber wieder der Abend und die Dunkelheit sich auf Kamm und Tal senkte, hörte mit einem Male all der Lärm auf. Das Manöver, die Episode war gewonnen, der Gegner überließ uns den Punkt, wir hatten gesiegt.

Sternlein zogen am Himmel auf, wir packten unsere Sachen und trappten wieder in die Reservestellung, an den Löchern vorbei, die ringsherum die Granaten gebohrt hatten. Dort trafen wir diesmal auch den Bataillonsadjutanten. Er war gegen Abend, als der Kampf am stärksten tobte, zu uns gekommen, um sich über die Lage zu orientieren; natürlich im Schrapnellfeuer. Nun fragte er uns in seiner oft naiv erscheinenden Art, ob er dies wohl seine Feuertaufe nennen dürfe. „Natürlich“, antworteten wir einstimmig; „das war schon eine Feuertaufe, du hättest auch getroffen werden können, wenn du nicht so schnell von Deckung zu Deckung gelaufen wärest. Schau, der Oberleutnant . . . und der Vormeister sind auch getroffen worden.“ Und er glaubt es und freute sich königlich, der Adjutant. Ein Witzbold aber fügte hinzu: „Jetzt könntest du aber dazutun, daß du bald die andere Taufe auch bekommst.“ Dazu lachte er und wir ebenfalls und

dann lachten wir noch über anderes und endlich schliefen wir wieder in der Strohhütte, auf Heu gebettet, den Schlaf der Gerechten.

Das erste Gefecht.

Die wirkliche, ernste Feuertaufe brachte der nächste Tag.

Und jetzt soll das letztemal vom „Landsturm" gesprochen sein. Trotz aller bisherigen Erfahrungen saß in einem Winkel des Herzens, zwar gewissermaßen an die Wand gedrückt, die Ansicht, zu einem Angriff, einem Sturm werden wir nicht verwendet. Alte Leute, aus allen Truppengattungen, Heer, Landwehr, Marine, Sanität, Ersatzreserve, zusammengemustert, ohne Stoßkraft, lauter Reserveoffiziere: das geht ja nicht, es wäre ja Wahnsinn. Und obwohl wir aus den Verlustlisten und anderen Nachrichten wußten, wozu der Landsturm in Rußland herangezogen wurde, trotzdem, wir glaubten nicht daran. Tatsachen ändern alle Meinungen; das Glauben verstummt, das Geschehen beginnt.

An diesem Tag wurden wir Militär schlechthin, an diesem blutigen Tag sahen wir dem Krieg in sein wahres Antlitz, aus nächster Nähe, sahen seine unheimlichen, starren Züge, sein Glotzauge und den verzerrten Mund, die hervorstehenden Wangenknochen und das spitze Kinn, sein Schlangenhaar; sein heißer Hauch wehte uns ins Gesicht, wir erlebten einiges

von seinem Grausen und seinen Wundern, stiegen über Leichen, sahen Blut und Not und Tod ....

Und doch ging der Tag ohne allzugroße Wirkung an uns vorüber, er war wie einer von den übrigen, wir dachten ihn uns doch wieder anders, ihm fehlte die Feierlichkeit, an die unser Denken und Sinnen nach Dichtermund gebunden war. Blut- und Feuertaufe, was liegt in diesem Wort an Klang und Gewalt, Geheimnis, Schauer und Jauchzen ....

In der Frühe hieß es: wir rücken vor. Das zweitägige Hocken im Schützengraben, das untätige Zuschauen beim Erfolg der andern, das glatte Ausharren im erfolglosen Schrapnellfeuer des Gegners, die Spannung, die Freude, der schöne Tag, der über den Bergen heraufzog, der vaterländische sieghafte Trieb im Herzen, kurz, wir schnallten mit Feuereifer die Patronentaschen um, nahmen Rucksack und Karabiner; fast im Sturmschritt führten wir die Mannschaft vor.

Zum Fuß der nächsten Kuppe, die wir zwei Tage vor Augen hatten, gelangten wir auf kleinem Umweg gedeckt. Wir hätten wohl auch jetzt noch in Reihen und gemütlich weiterspazieren können, das Bergerl war ja wahrscheinlich frei, aber sicher ist sicher. Also: „Schwarmlinie! Zweiter Zug Direktion!" — Die Späherpatrouillen, die vorausgingen — ihr langweiligen Kerle, na prae, na prae, vorwärts! Sie machten es uns viel zu langsam, wir waren knapp hinter ihnen, so daß sie schon überflüssig wurden. Freilich nur wir Zugskomman-

danten. Sobald wir uns bei der ersten Alarmpause umsahen, merkten wir, daß der Zug weit zurückgeblieben war; es sind halt doch und bleiben stari ljudi, alte Leute; sie kommen nicht nach. Und wie sie schnauben! Die vorgeschriebene einheitliche Linie ist schon lang in Fransen gegangen. Na prae! rufen wir und können es nicht erwarten, bis sie folgen.

Endlich sind wir doch oben, der Schweiß perlt uns von der Stirne. Lächelnd, aber doch mit kindlichem Stolz rufen wir einander zu: „Wir haben ihn genommen“. Der Feind war natürlich schon weg, er hatte wohl die Nacht benützt, sich der Umklammerung zu entziehen. Aber auf dem Berg vor uns lag er noch im Gefecht. Einzelne Weitschüsse verirrten sich zu uns herüber. Wieder gedeckt ins Tal, über eine Brücke, über die eben Verwundete sich zurückschleppten, und jetzt wird's Ernst.

Eine Patrouille lag am Weg, vier junge Leute; die aßen gemütlich Brot und Speck; sss, flog ein feindlicher Vogel daher und nistete sich im Tornister des zweiten der vier ein; der erste zeigte den Weg, den er geflogen; das Geschoß war glücklich den gefahrlosesten Weg gegangen. Der Träger dieses Tornisters war gar nicht bestürzt, auch nicht froh, daß es so abgelaufen, er kaute ruhig weiter, und während er ein neues Stück Brot abschnitt, meinte er, eben wie wir vorüberzogen: „Ist ja gleich; einmal trifft's ja doch; ob heute oder morgen, das ist egal.“ Und führte das Brot in den Mund. So dachten

wir nicht. Heute oder morgen? Freilich, jede Kugel wandelt nicht auf so glücklicher Bahn. Aber besser nicht. Der Erhaltungstrieb war noch stark genug in uns.

Nach einer Viertelstunde begegneten wir fünf Tragtieren mit ihren Führern. „Woher?“ — „Wir können nicht weiter, es fallen Schrapnell ein.“ So? Wir hatten schon unten bei der Brücke Dinge, wohl ferne, platzen sehen, hielten sie aber für Ausreißer. So, so? Also weiter. Die Mühe des Weges nahm uns ganz in Anspruch. Wir kamen an unserer Artilleriestellung vorbei, schauten rein neugierig zu, wie sie luden und feuerten, sahen rechts draußen, kaum einige hundert Schritte, das grimmige, nun schon gewohnte Schauspiel, wie Schrapnells krachend zerfielen. Dort lagen aber keine Truppen, die waren schon höher oben. Das bestärkte uns im Gefühl und in der Sicherheit der Erfahrung: sie treffen nicht. Wieder pfiffen Kugeln mit Singsang ins Eichenlaub nebenan. Uns aber war, als ob uns dies alles nichts anginge. Auch als wir wieder Verwundete am Weg sitzen sahen; einer wurde eben verbunden, am Arm; das ist ja nichts, das nähmen wir auch mit.

Jetzt langten wir unter der Böschung eines hereingeschobenen kleinen Rückens an; oben liefen Soldaten herum; einer kam herab und bat unsern Kommandanten hinauf. So hieß es: „Halt!“ Wir legten uns an die Böschung und kümmerten uns kaum um das, was da oben vorging. Sie schießen,

das hörten wir; aber naschi, Unsrige. Wir schauten gradaus, das ist in die Richtung, die wir gekommen waren, und links hinaus, also dorthin, wo früher, als wir bei der Artillerie vorbeikamen, Schrapnells einschlugen. Wieder sausten zwei daher, aber sie trafen nicht; für die Artillerie waren sie bedeutend zu kurz und für die Schwarmlinie vorn, die wir nicht sahen, zu weit. Das schaute sich wirklich an wie bei einer Friedensübung. Daß es uns höchsteigen betraf, ich glaube, daran dachte keiner.

Der Kommandant, der unterdes oben die Lage übersehen hatte, rief die Zugskommandanten. Wir gingen, drei Offiziere und ein Feldwebel, keck drauf los. Da scholl es von mehreren Seiten entgegen: „Decken.“ Was decken? Was ist denn los? Schießt ja niemand, meinten wir, da wir keinen Gegner sahen. Hören konnten wir es wohl, aber vom Gewehrgeknatter, nah und fern, hatten wir so die Ohren voll, daß wir es nicht beachteten. So kriechen wir halt in Gottes Namen.

Oben stand ein kleines Häuschen, rechts und links davon Zwetschkenbäume. Wenn's wahr ist, es können auch andere gewesen sein; so genau schauten wir nicht. Hinter dem Häuschen stand unser Oberleutnant und ein Leutnant; der war hier Abschnittskommandant. Er hatte um einen Zug zur Verstärkung gebeten; er könne sich sonst nicht mehr halten. Warum? Man sieht ja nichts. Wo sind die Serben? „Da drüben.“ Einige Schritte vor dem Haus fiel der Rücken sanft ab und dann kam ein

nicht allzu tiefes Tal, breiter, als wir es in dieser Gegend gewohnt waren, und dann wieder ein Berg mit Schroffen und Schründen. „Dort sind sie; eine starke Abteilung ist schon am Weg zu mir herauf." Die konnten wir natürlich nicht sehen; aber auch drüben sahen wir nichts, trotz Feldstecher, Es war wie beim Angriff auf Krstac! Da soll ein Maler kommen und ein Kriegsbild machen! Wir waren schon zum Spaßen bereit, obwohl es rechts und links von uns krachte. „Also, der erste Zug zur Verstärkung der Schwarmlinie! Vorkriechen und dann Laufschritt in die Deckungen!" Diese sahen wir nicht, sie waren am vorderen Hang; natürlich, rückwärts wären sie nutzlos gewesen.

Der Kamerad, den es betraf, lief zurück und holte den Zug. Dieser kam bald, exerzierplatzmäßig entwickelt, herauf und lief nun vor. Wir schauen, hinter dem Häuschen am Boden liegend, zu . . . Was ist? Warum bleiben die zwei Männer zurück? . . . So steht's? Sie waren getroffen. Einer kroch auf allen vieren zurück, der andere lief aufrecht, den Kopf an die Brust gedrückt. Den Zug haben wir jetzt aus den Augen verloren und sahen den beiden nach. Da — der laufende fiel nieder, ohne Schrei, ohne Geste. Gestolpert? Wir kugelten zur Kompanie hinab und liefen hinter der Böschung auf ihn zu. Sanitätspatrouille! Sie kam, legte die Tragbahre zurecht, bettete ihn drauf und trug ihn hinab. Er war schon tot. Die erste Kugel war durch die linke Schulter gegangen, die zweite

hatte ihn mitten im Genick getroffen und das Gehirn durchquert. Da war es schnell vorbei. Die halbe Kompanie stand um ihren ersten Toten. Seine Augen und der Mund waren offen, über Nase, Wangen und Kinn rann Blut. Der Sanitätskorporal riß Bluse und Hemd auf und horchte nach dem Herzschlag. Mrt, er ist tot. Er nahm ihm die Legitimationskapsel und das Geld aus den Taschen, fünfzehn Kronen sechsundzwanzig Heller und ein Dinarstück, ich schrieb die kleine Summe ins Notizbuch, für den Rechnungsunteroffizier; den Rosenkranz, der sich neben einer Holzpfeife noch in den Taschen fand, legte der Korporal dem Armen auf die Brust. Es war nichts weiter zu machen. Man hob den Toten von der Bahre auf den Rasen. — Der andere Mann, der einen Schuß durch den Arm hatte, ging, nachdem er notdürftig verbunden war, allein zurück. — Der erste Tote. Er hieß Sina Kursan und war aus Krim. Mehr ist nicht zu melden. Was die Mannschaft dazu dachte und sagte, weiß ich nicht. Wir marschierten weiter.

Wir mußten auf die rechte Kuppe hinaus, die äußerste dieser Gefechtsfront. Ein Stück noch konnten wir gedeckt vorwärts kommen. Am Weg lagen zwei Tote, die Tornister neben ihnen, durchwühlt, Wäsche und Fetzen am Boden. Nicht weit davon, links, abseits vom Weg, hinter einer Eiche, wurde ein Korporal verbunden. Und jetzt wirrlte ein Schrapnell grad über unsern Köpfen seine Bahn, vorbei, hinab in die Schlucht, aus der wir eben

heraufgekommen waren, krrrumm, ein Aufblitzen, eine Rauchwolke und ein dumpfer Widerhall. Na, wenn es zwei Sekunden früher explodiert wäre! Es gibt im Gefecht so viel zu schauen und zu tun. Zum Nachdenken bleibt keine Zeit. Kaum zehn Schritte weiter lehnte sich ein Verwundeter an einen Baum und jammerte, er war wohl auf dem Weg zum Hilfsplatz, an dem wir eben vorbeimarschiert waren.

Jetzt kamen wir an die Ecke des schützenden Rückens, hatten Feuer von links und von oben zu gewärtigen; wir dürfen nicht mehr geschlossen marschieren. Die Kompanie löst sich auf, ich führe den linken Flügel. Nun sehe ich nichts mehr, als was meinen Zug, die vierzig Mann betrifft; ich weiß nur die Richtung und habe den Befehl, die Schwarmlinie oben zu verstärken. Wo ist sie? Zu sehen nichts. Wir durchqueren ein Eichenwäldchen, dann eine sumpfige Blöße, die Mannschaft folgt brav. Oben wird geschossen. Manchmal ein Surren in einem Eichenblatt, ein gedämpftes Klatschen im Sumpfboden und dann wieder das verruchte sssss über den Köpfen und das Krachen in der Schlucht; sie treffen auch nicht, wenn man nicht gedeckt ist. Unsere Artillerie hatte noch immer das gleiche Ziel, dort oben, wohin wir sollen; auch ihre Geschosse gingen über unsere Köpfe, aber höher. Und doch zuckten wir jedesmal, noch immer, zusammen, wenn sich eines löste. Wo ist der Feind? Da oben sind ja Unsrige. Als wir näher kamen, wurde das Pfeifen und Surren häufiger, aber getroffen wurde nie-

mand; nur ein Infanterist am Fuß; der hinkte gleich wieder zurück; nicht einmal verbinden ließ er sich, das wollte er an geschützter Stelle selbst tun.

Nun überquerten wir einen Fußsteig; darauf standen, etwas weiter links, gut gedeckt, zwei Tragtiere mit Munition; diese wurde eben abgeladen, zwei Männer warteten schon darauf. Jetzt wird's nimmer weit sein, dachte ich, ließ den Zug sich auf dem Weg sammeln und verschnaufen und da sah ich weiter draußen auch die andern zwei Züge auf gleicher Höhe; die Offiziere vor ihnen; noch ist den Kameraden nichts geschehen. Der letzte Teil der Höhe war ziemlich steil, felsig, mit einem Gewirr von Wachholder bestanden. Langsam, mühselig krochen wir durch, die Schüsse klangen schon ganz nahe. Ich kam etwas schneller vor als die Mannschaft und nun sah ich vorerst, daß, durch eine Mulde getrennt, vor dieser Höhe noch ein Kamm sich hinzog, etwa zweihundert Schritte entfernt; dann einige Leute, Verwundete, zwei Tote, rechts ein Maschinengewehr, das aber augenblicklich nicht in Tätigkeit stand, daneben in Einzeldeckungen die Bedienungsmannschaft; und den Major, an den wir gewiesen waren. Er bemerkte mich auch, deutete mir zu, ich solle mich decken, und wies mit der Hand den Raum an, in dem ich die Schwarmlinie zu verstärken hatte. „Dort?" — „Ja; und schnell; wir brauchen euch sofort. Und horchen Sie, Herr Leutnant; wenn wir jetzt vorgehn, hält Ihre Gruppe fest, Schnellfeuer!" — „Jawohl."

Daß es hier merklich auffallend surrte und sang, hatte ich kaum Zeit zu beachten. Vor dem Getroffenwerden fürchtete ich mich wirklich keinen Augenblick, ich dachte nicht daran. Ich wartete, bis die Mannschaft nachkam, und dann hops! Laufschritt! und schon lagen wir neben den Leuten, die stundenlang in dieser unbehaglichen Feindesnähe ausgeharrt hatten. Jetzt krachte es freilich unheimlich von drüben, aber nur einige Sekunden; dann schien es abzuflauen.

Ich schaute mich um: in der Einzeldeckung, neben einem Korporal, war es unbequem. Gibt's nichts Besseres? Nein, jetzt geh ich aus dem Loch nimmer heraus; die schießen ja wahnsinnig da drüben. Ich lege meinen Karabiner zurecht und schoß, offen gestanden, ohne direktes Ziel; auf die Deckung drüben... Jetzt von rechts der Ruf: „Feuer einstellen, vorwärts!" und ich: „Meine Gruppe lebhaft schießen!" Damit hörte das Feuer des Gegners auf, wir sahen kriechen und gebückt laufen, ich schoß noch fünf Patronen ab und schaute dann dem rechten Flügel zu, wie er vorlief, den Kamm erreichte, hurra! hurra! sich niederwarf und schoß — auf den fliehenden Gegner. „Feuer einstellen". Einige da vorn standen aufrecht, — fast in ihrer Mitte mein Kompaniekommandant, das Gewehr in Anschlag, und neben ihm der Major.

Die Höhe war unser. Meine kleine Gruppe konnte jetzt nachrücken. Als die Leute aus den Löchern sich erhoben, sah ich erst, daß doch einige getroffen waren, fünf blieben zurück; und drüben fanden wir zwölf

Tote. Drei Patrouillen folgten dem Gegner; mehr war nicht möglich, wir standen ja in vorgeschobener Front; abwarten! Gleich wieder Deckungen graben, schnell, schnell, wer weiß, ob sie nicht wiederkommen. Vom Feind sahen wir nichts mehr, die Kuppe fiel steil ab und war bewaldet; von da, von dort einige Schüsse, dann wieder Schnellfeuer und über unsere Köpfe sausten die Schrapnells unserer Artillerie, die auch den Fliehenden verfolgten. Wenn sie die Entfernung nur nicht zu kurz nehmen, sonst treffen sie uns. Vom Gegner kam nichts mehr, dort links steht's also wohl auch gut.

Es war jetzt gegen Mittag. Verschwitzt, etwas müde, lag ich am Boden, einige Blumen um mich, Geranien, Hahnenfuß, Gänseblümchen, Gräser. Ich schaute herum und horchte. Und sah zur Sonne. Heiß war es, aber doch ganz angenehm. Na also, das wäre vorbei! Heraus mit einer Zigarette! Und schon stand ein Infanterist da und bot mir Feuer. „Hola bogom, nischta. . ." Gott sei Dank, nichts ist uns geschehen. Und noch einiges, was ich nicht verstand. Aber er lachte. Ja, wir dürfen lachen. Hola bogom. Der Rauch der Zigarette kräuselte sich niedlich in Höhenlüftchen. Schön ist's. Da liegt es sich gut. Und die Sonne tut wohl. Sackerlott, da links unten schießen sie noch ordentlich; hoffentlich wirkt's. Bumm. . . Du, Krapfen, schau, daß du drüber kommst! Aber ja, der Dolinschi weiß schon, was er tut; das war nämlich der Artillerieoberleut-

nant, der hinter uns stand und noch immer nachpfefferte. Der Dolinschi! Der wird heut wieder lachen. Ist ein fescher Bursch. Was etwa der Kamerad unten macht und die beiden drüben! Ich könnt' ja hinübergehn, jetzt geschieht ja nichts mehr. Meine Aufsicht und Leitung ist da nicht mehr nötig. „Zugsführer, ich geh da hinüber. Die Leute sollen nur ordentlich graben. Rasten können sie später. „Jawohl". — Also, gehn wir!

Am Weg kam ich an zwei toten Serben vorbei. Junge Burschen; ein scharfgeschnittenes, gelbbleiches Gesicht; armer Teufel! Was willst du machen? Das ist schon so. Einer hat die Augen offen und das Gesicht völlig aufgedunsen, der kleine Schnurrbart voll Blut. Na, für Weiber wär das doch nichts; tapfer möchten sie ja wohl auch sein, einige Strapazen warum nicht, aber derlei, ach, besser nicht. Übrigens . . . ach was, gehn wir weiter.

Die zwei Kameraden traf ich in Gesellschaft des Majors und eines Oberleutnants von der Landwehr. „Gut ist's gangen. . . Viel Verluste? —" „Wir nur sechs oder sieben, nur verwundet." Von der Landwehr auch ein Leutnant. Er ließ sich von zwei Leuten, seinem Diener und einem Blessiertenträger zurückschleppen, beide Kopfschuß, beide tot, der Leutnant ist davongekommen. . . „Ich will, wie ich dort hinten ankomme, meine Ordonnanz zu den zwei Zügen hinabschicken, sie sollen nachkriechen; liegt sie schon, hat eine in das Knie erwischt; so bin ich halt selbst wieder hinab und wieder herauf," erzählt mein

Kompaniekommandant. Und ich: „Wie konntest du so unvorsichtig sein und aufrecht nachschießen, ganze Figur!“ — „Ach, sonst hätte ich nichts gesehen. Mein Stutzerl schießt gut. . .“ „Und der Herr Major auch so jugendlich leichtsinnig. . .“ Er lachte dazu. „Wie steht's drüben links?“ — „Weiß noch nicht, das Telephon kommt erst nach.“

Ich streckte mich zu den Herren ins Gras und zündete eine neue Zigarette an. . . „Wenn sie nur nicht noch einmal kommen. . .“ „Ach, werden sich's überlegen. . .“ Da kam schon der Telephonist, machte sich ein Loch, stellte und richtete den Apparat. „Halloh, hier Major. . .“ Er macht die Meldung von unserer pünktlichen Unternehmung. Wir warten gespannt. . . „Die Landsturmkompanie? . . . Sofort einrücken. Jawohl. . . Schluß.“ „Respekt, Herr Oberst!“ Was ist's. „Alles gut; ihr sollt sofort abmarschieren und nach . . . einrücken!“ — Ah! das Sammeln war bald geschehen. Ganz wie bei Übungen, es bestand keine Gefahr mehr. Und im Sonnenschein hinab! Laßt die Toten die Toten begraben! Wir marschieren ins Leben zurück, hinter die Front. Die Verwundungen unserer Leute waren nicht allzu schwer. Anschließen und langsam nachkommen! Wieder an Verwundeten vorbei und den Tragtieren mit der Menage, die jetzt ruhig vorwärtskommen. Der erste Zug unten schloß an, er hatte keine weitern Verluste mehr gehabt.

Im gefährlichen Loch unten, wohin die feindlichen Eisengaben einschlugen, lag am Weg der

Infanterist, der auf dem Hinweg am Fuß verwundet worden war und „an geschützterer Stelle“ sich erst verbinden wollte. Tot. Der Kopf völlig entzwei gerissen, wie halbiert, das Gehirn quoll aus dem erhaltenen Teil. Es ist Kriegsschicksal; nirgends ist's besser, nirgends schlechter; wohin ein Geschoß kommt, dort trifft es. Hätte er's nicht so eilig gehabt, wäre er vielleicht verschont geblieben. Vielleicht. Jetzt liegt er da. Nur die Totengräber können ihm noch einen Dienst tun. Wir marschierten weiter.

Und jetzt öffneten sich langsam die Schleusen der Sprache und der Phantasie, der Überlegung, der Begeisterung. Jetzt kam uns erst zum Bewußtsein, in welcher Lage wir waren, was wir erlebten. Also das war ein Gefecht. So sieht es aus. Du, wenn die Schrapnells einen Strich anders tempiert gewesen wären, wenn wir eine Viertelstunde später noch im Loch unten gestanden, wenn die Serben gegen uns gestürmt hätten; wenn sie nicht noch den richtigen Augenblick znr Flucht verwendet, wenn sie noch Reserven einzusetzen gehabt hätten, wenn ... Dieser Sturm war aber schön, vornehm, sag ich dir, wie bei einem Manöver. Und die Mannschaft ist tapfer, das ist eine Freude. Es gibt nichts über den österreichischen Soldaten. Und der Major, wie kaltblütig und ruhig und sicher und furchtlos er mitten drinnen stand! Das ist einer von denen, die nicht rufen: „Vorwärts!“, sondern: „Mir nach!“ Das ist auch österreichisch. Und unser Landsturm, was sagst du dazu? An richtiger Stelle, im Ver-

ein mit Heerestruppen, bei energischer Führung: alles kann man von ihm haben. Das hätten wir uns in Sebenico und auf den Märschen nicht gedacht, daß wir's soweit brächten. Viel ärger wird's für uns nicht kommen. Das war ein richtiges Gefecht. Jetzt wohl, jetzt sind wir in Blut und Feuer getauft. Hast du was davon gemerkt? .. Was soll ich sagen? Nein. Es war schließlich doch wieder alles anders, als ich mir's vorgestellt. Und es ging so rasch und Glück hatten wir. Wenn ich an die zwei Männer denke, die den Leutnant von der Landwehr trugen, das ist doch Pech und unerhörtes Glück. Wie's eben kommt. Und wir legten einander den Arm um den Hals: Wir sind halt Krieger, Höhenstürmer .... „Gelt, Peperl? Da schaust; das hättest du dir gar nicht zugetraut?“ — „Na, ich muß schon bitten ..“ — „Red nichts; sei froh, daß du gesund umkehren darfst, das tust du doch gern; hinter der Front, da kannst du dann tapfer sein ....“ Wer weiß, was uns an der Drina blüht.

So und ähnlich plauschten wir am Weg und rupften gelegentlich eine Zwetschke von den Bäumen, die ringsum voller Früchte hingen. Bevor wir in die Straße längs der Drina einbogen, stand ein ganzer Obstgarten; da machten wir kurze Rast und die Mannschaft tat sich gründlich gut an den blauen Dingern. Und sie nahm alle Säcke und den Brotsack voll mit davon. Spät abends kamen wir heim und bezogen wieder den Lagerplatz, den wir schon benützt hatten.

Das war unser erstes Gefecht, ein einfaches Geschehen in Pflicht und Vorwärtsgehn. Heute umschmeichle ich den Tag mit gefühlvoller Sorgfalt, mit Poesie und Begeisterung, mit Dank und mit Wehmut; die Gefühle der Furcht und der Befreiung, der Bewegung und Lösung, der Wichtigkeit, der Freude am Erfolg, des Jubels stellten sich alle erst später ein, nach Tagen, nach Wochen; sie sind heute noch lebendig, mehr als von vielen späteren Gefechten, die nach einiger Unterbrechung gefahrvoller und abwechslungsreich folgten.

Hinter der Front.

Warum wir zurückgezogen wurden, wußten wir noch nicht. Der Offizier am Höhentelephon erzählte uns, Paris sei von den Deutschen genommen, dabei wären weiß Gott wie viel Gefangene gemacht worden, Italien sei bereit, für uns in den Krieg einzugreifen, vier reitende deutsche Batterien schweren Kalibers seien heut in unsern Abschnitt gekommen und würden morgen eingreifen und noch einiges andere Bejubelnswerte dazu. Nicht ein Telephonist erzählte dies, sondern ein Offizier, freilich als zufällig durchlaufend abgelauscht, aber „die Kinder, sie glaubten es gerne“. Es war ganz nach unserm Kriegsplan. Und so meinten wir, man bedürfe unser auf dem Berg oben nicht mehr und der Krieg sei in der Hauptsache entschieden; ja freilich;

und ich lache mich herzlich aus und füge nur hinzu, daß derlei schöne Träume leider immer nur allzu kurz währten, eben wie die Träume schon einmal sind, sie verflattern mit dem Atemzug.

Der Grund aber, daß wir zurückberufen wurden, war der: erstens waren die serbischen Truppen, die bei Vischegrad in Bosnien eingedrungen waren, schon so weit vorgekommen, daß das Korpskommando an der Drina im Rücken und besonders in der Flanke nicht ungefährdet schien, so brauchte es unser Bataillon zur Sicherung; zweitens war bereits der Beschluß gefaßt, den vorgeschobenen Teil der Gefechtsfront, auf dem wir mitgewirkt hatten, wie gut es auch scheinbar dort stand, zurückzunehmen.

Also marschierten zwei Kompanien gleich am nächsten Morgen drinaabwärts zur Stelle, wo diese Umgruppierung ihren Angelpunkt haben sollte; dort stand eine Notbrücke. Und wir erlebten auch gleich in der Nacht und am folgenden Tag das unglückselige Schauspiel eines „anbefohlenen Rückzuges". Das war ein Gedränge um diesen armen Steg, alles wollte auf einmal drüber, Trainkolonnen, Verwundete, Versprengte, hüo, hopp, vorwärts, Dreinhauen, Schreien und Fluchen, und was unser Ufer erreicht hatte, marschierte, drängte neben- und untereinander dem Ziele zu, das rückwärts lag; so reichlich wurde diese Drinastraße wohl noch nie ausgenützt. Um Ordnung hüben und drüben aufrecht zu erhalten, mußten Offiziere mit den gröbsten Mitteln sich ins Zeug legen ... „Wohin mein Sohn? Dort

ist der Feind! Marsch zurück!" ... „Nur schön dort warten, dein Bataillon wird sich dort sammeln".... Und es ging schon, ging schlecht und recht. Und uns, die wir den Auftrag hatten, die Brücke zu schützen und zu halten, den Serben auf alle Fälle den Übergang zu wehren, war auch nicht wohl zu Mute, als sie wirklich nachdrängten und mit Schrapnells und Maschinengewehr nach allen Seiten aushieben. Aber wartet, Kerle, noch seid ihr lange nicht herüber. Und es gelang ihnen auch nicht und die Sache verlief gut und die Front blieb heil und es wurde gegraben und gebessert und nach 36 Stunden schwerster Anstrengung konnten wir zurückkehren und wir übernahmen die Sicherung in unmittelbarer Nähe des hohen Kommandos.

Auf einem Bergkegerl war der Platz, der unserer Kompanie zugewiesen wurde. Wir taten den Dienst reglementgemäß: Hauptposten, Feldwachen, Beobachtungs- und Fernpatrouillen, Bereitschaft, dazu Schützengräbengraben; und wir Offiziere schauten brav zum Guten und gingen selbst ins Engere und Weitere, um uns zu orientieren und daß des Dienstes kein Pünktlein unerfüllt sei.

Es blieb alles ruhig, nämlich in nächster Nähe; drüben aber um die Jagodina und den Cerny vrh tobte Tag für Tag Kanonengebrüll und Gewehrgeknatter und des Nachts erst recht; unheimlich war es genug, wir wußten nicht, um was es sich bei dem unnachgiebigen Salvengeräusch handle, bald klang es näher, bald wieder ordentlich weit, ist's Rückzug,

ist's Vormarsch? Wir bangten nur und hofften und konnten nicht helfen.

Im übrigen lebten wir „wie im Frieden“; sehr einfach, sehr bescheiden; abgeschnitten von allem Verkehr und aller Bequemlichkeit, Zeltbewohner, Freiluftmenschen. Der Wind blies durchs Zelt, der Regen tropfte auf unser Farnkrautlager und den vollgepfropften Packsack, der als Kopfpolster diente. Das Zelt blieb unser Wohnhaus, drin lagen und hockten und kauerten wir, wenn uns der Dienst nicht ins Freie rief. Es waren unschöne Herbsttage und selten konnten wir vor dem Zelt zum Essen oder zu einer Tarockpartie uns zusammensetzen, natürlich nur auf Steine und Decken. Wir hatten vor der Mannschaft nichts voraus, wir waren fürchterlich ungeschickt, daß wir nicht willensstark zugriffen und die Lage, soweit es ging, besserten; es war wie auf der Vodica planina, wir waren noch immer nicht vernünftiger und praktischer geworden. Wir aßen wie auf der Vodica die Mannschaftsmenage, löffelten die Reissuppe aus der Blechschale und nahmen den Brocken Fleisch in die Hand; zum Abendessen glückte es uns manchmal, vom nächsten Dorf ein wenig Milch zu bekommen und Milchreis zu machen — Kamerad Thumser war der Milchreiskünstler — und das galt schon als Hochgenuß. Wein? I wo, gar nicht dran gedacht. Auch Wasser hatten wir nicht, wir konnten uns nicht einmal waschen und Trinkwasser mußten die Diener vom Tal herauf in den Feldflaschen bringen. Bei Kerzenlicht vollführten

wir abends noch einen angenehmen Tratsch, angenehm, soweit der Regen und das rasselnde Kriegsgeräusch drüben ihn nicht allzu empfindlich störten. In der Früh dann brachten die Diener den „Mokka", Kompaniekaffee, ein braunes, süßes Süppchen, das fast wie Kaffee schmeckt und den Vorteil hat, daß es der Gesundheit nicht schadet.

Das war damals allerechtestes Kriegsleben bescheidenster, selbstloser Art und wir meinten, es gehöre sich eben so, und waren gar nicht unzufrieden; hier wurde das Sprüchlein wahr, das zu Beginn des Krieges viel weitergegeben wurde; es stammt aber schon aus dem Herbst 1870 und nicht aus diesem Krieg, wie man allgemein annimmt, und lautet:

Das Haar wird uns zur Mähne,
die Seife ward uns fremd,
wir putzen nicht die Zähne
und wechseln auch kein Hemd.

Nach einer Woche stiegen wir wieder zutal, wir wurden abgelöst. An der Drinabrücke unten bezogen wir das frühere Lager, freilich unterdes nicht sauberer geworden, wuschen uns wieder, suchten zuunterst aus dem Packsack Zahnbürstchen, Kalodont, Seife und Ähnliches heraus, wechselten die Wäsche, ließen uns den ärgsten Kot von Montur und Schuhen putzen und — das ist der Zauber der Montur — jetzt konnten wir uns wieder sehen lassen in Waidhofen an der Thaya oder in Napajedl. Unser „Städtchen" war zwar noch viel kleiner und es gab

nicht einmal ein Pflaster, aber Verkehr genug und Militär vom Infanteristen bis zum General; und Automobile und Reiter und Trainkolonnen; es war schon ein Leben und unsere Freude groß.

Aber sie sollte noch größer werden, wir bekamen Post. Beileibe keine Anklage gegen die Feldpost, sie hat Unerhörtes zu bewältigen, sie wird andere Truppen schneller und sicherer bedient haben als uns, aber wir waren nie Liebkind bei ihr, wir mußten uns sehr oft und sehr lang ohne ihre Gaben behelfen. Damals war sie ausgeblieben, seitdem wir Montenegro verlassen hatten. Aber jetzt war alles eins, wir hatten wieder Anschluß bekommen, wir hatten Post.

Und reichlich; vom Juli, August und September; Nachläufer aus der Ausrüstungsstation; ebensolche von der Feldpostsammelstelle Mostar; Briefe, Ansichtskarten, Zeitungen, Pakete, Geldsendungen, Feldpostkarten verschiedenster Prägung, Muster ohne Wert (mit Schokolade als Konterbande). Wer damals in unser Lager kam, sah nur freudige Gesichter; alles las; viele einzeln die Briefe ihrer Lieben und ihre Liebesbriefe, viele gemeinsam in der Zeitung, sie ging von Hand zu Hand; man zeigte sich, was man bekommen, teilte freigebig von den Zigaretten und Süßigkeiten aus, erzählte sich hastig und lief zur nächsten Gruppe, um dort das Neueste zu erhaschen; Photographien wurden herumgereicht, ebenso Fläschchen mit anregendem, süß-herben Inhalt; die neuen Feldsorten wurden probiert, die Daten der

Briefe und der Poststampiglien verglichen. Diese Karte hatte 14 Tage gebraucht, jener Brief war vom 16. August und „Hallo! ich hab eine Karte vom 12. September!" Wunder über Wunder! Was uns schon unmöglich schien, war Tatsache geworden. Wir waren wieder mit der Welt in Verbindung, das Wiener Telephon mag schlecht sein, wir hatten eine gute Post. Wir waren versöhnt, „Postoffizial kehre zurück, alles ist vergeben und vergessen", so rief ein Kamerad, der gleich 32 Poststücke auf einmal bekam.

Das ist der allgemeine Eindruck, die erste Wirkung. Bald wird's stiller. Man zieht sich zurück, das heißt bei uns: man kriecht ins Zelt und jetzt folgt die zweite Stufe des Genusses. Die Briefe und Karten werden langsam nochmals gelesen, Zeile für Zeile, jede wird ausgekostet, man dürfte sagen ausgepreßt, jedes Tröpfchen Süßigkeit muß seinen Labedienst ganz tun, jede Neuigkeit wird erwogen, von allen Seiten betrachtet, fürsorglich in die Gedankenreihen eingruppiert, sie muß lange herhalten, wer weiß, wann wieder so ein glücklicher Tag ist; jedes Humorkörnchen wird sorgsam gebettet, daß es lange wirke, wachse und die Äste dehne wie das Senfkörnlein in der Bibel.

Gottlob, der Familie geht es gut; es ist in Wien beiweitem nicht so teuer, als es ursprünglich befürchtet wurde. Die Frau schreibt mir, daß in Wien noch unendlich viel starke Männer herumlaufen, in den Kaffeehäusern sitzen und in den Gast-

häusern rumoren: für Nachschub ist gesorgt. Und das Mädele (es ist zweieinhalb Jahre alt) spricht schon recht schön, große Sätze und vernünftig; einen eigenen interessanten Tonfall habe es; leider kann ich ihn nicht hören; bis ich zurückkomme, hat er sich gewiß schon dem allgemeinen angeglichen. Und der Bub schneidet Soldaten aus, österreichische, bayrische, preußische, englische, französische, russische, serbische und andere; bei unsern und den deutschen bemüht er sich sorglich, den andern schneidet er in den Kopf und in den Leib und in die Zehen. Gut so, er soll wenigstens am Papier helfen; wenn er groß ist — wird er es hoffentlich nicht zu tun brauchen. Dieser Krieg wird sicher eine lange Friedenszeit für unsere und die nächste Generation erkämpfen, wir Väter sorgen für das Wohl der Kinder und Enkel.

Wir hören auch Trauriges. Von Freunden und Bekannten, die gefallen sind, die verwundet wurden, die erkrankten. Einige meiner einstigen Schüler sind verwundet, ein anderer ist gefallen, Dr. Fritz Tamussin, der Sohn des Bürgermeisters von Mödling. Ich habe ihn seit der Sexta des Gymnasiums aus den Augen verloren. Damals war's ein liebenswürdiger, strammer, talentierter, geistreicher Junge; er schrieb schöne Aufsätze, strotzte von Einfällen und Lebenslust. Auch als Zeichner und Bierzeitungsredakteur lernten wir ihn kennen und unterhielten uns köstlich über unsere eigenen Karikaturen und die Verse dazu. Nun hat der helle Jüngling seinen Dienst dem Vaterland zu Ende erwiesen und seinen

Blondkopf zur Ruhe gelegt. Armer Junge; nein, das dürfen wir nicht sagen, das Leben gehört jetzt dem Vaterland.

Die Zeitungen wurden gründlich studiert; leider sahen wir daraus, daß es mit Paris und Warschau noch einmal nichts war, daß unterdes, soweit man es zwischen den Zeilen zu lesen vermochte, im Westen und im Osten arge Rückschläge stattgefunden hatten. Aber wir waren zu sicher in der Siegeserwartung, als daß diese Nachrichten uns irgendwie zu bedrücken imstande gewesen wären.

So ein Posttag im Felde ist wie eine Weihnachtsbescherung unterm Christbaum.

Nun aber begann eine Regenzeit. Wir wurden naß außer dem Zelt und im Zelt und auf der Straße lag knöcheltiefer Kot. Das Lager stand nicht weit von der Drina, in der Talebene; sooft der Fluß anschwoll, verteilte er seine Fülle an die Ufer und unsere Zelte schwammen. Wir waren gezwungen, Schutzdämme ums Lager zu bauen und erhöhte Steinwege durchs Lager zu führen. Wir sehnten uns fast auf das arme Bergerl hinauf.

Das Essen nahmen wir in einer Bretterbude, die wir aus mühsam ergatterten Flickzeug selbst errichtet hatten. Erst später, als daran und darin kein Fleck mehr trocken und zu trocknen war, gelang es uns, ein verlassenes Geschäftsgewölbe als Speiseraum zu finden. Da ging es nun oft schon hoch her; wir bekamen Wein, nicht vom besten zwar und

einmal oder zweimal gab es sogar ein Fäßchen Bier aus Zvornik. Ein Händler führte uns später auch „Leckerbissen“ zu als Käs, Schokolade, Salami; wir zahlten ohne Zucken den vier- und zehnfachen Preis, den die Dinge wert waren; wir mußten uns schon früh an solche Überzahlungen, an Kriegssteuerung gewöhnen, heute ist's bittrer Allgemeinzustand, zum Weinen und zum Lachen, denn das Geld hat keinen Wert mehr. „Er soll was verdienen, der Schuft“, sagten wir damals und zahlten für ein Laibchen Käse 7 Kronen. — Obst gab es noch zu billigem Hauspreis; mein Diener, der bald wußte, daß Äpfel und Käse mein Hauptspaß waren, lief alle Bauernhütten, bis zuhöchst auf den Berg ab und brachte reichlich und gute Ware; daß er nicht zu viel dafür bezahlte, bedurfte es keiner Mahnung, er ist ein Knauserer und hätte am liebsten auch mein Geldtäschchen geführt, damit ich ja nicht zu viel Trinkgelder gäbe; vi polrosite puno novaca, Sie verbrauchen viel Geld, sagte er oft besonders im Hinblick auf andere Kameraden, die wie er zu knausern verstanden.

Wenn Gäste zu uns kamen, vorbeimarschierende oder kranke Offiziere, gaben wir von unsern „Reichtümern“ das Beste und freuten uns, wenn man es an unserm Tisch lukullisch fand; und keiner hat bei uns etwas gezahlt. Das war unser Stolz, bei 1/23 wird nichts abgeknöpft; daran hielten wir im ganzen Krieg fest. Die Kameraden, die von der Jagodina herunter kamen, hatten unsre Vorliebe und Ver-

ehrung für sich, wir hörten gern auf ihre Erzählungen und — sehnten uns nicht hinauf.

Es waren oft prachtvolle Kerle, frisches Blut mit echtem Heldengeist, ich fühlte mich Feigling ihnen gegenüber. Der prachtvollste Bursch aber, den ich in dieser Zeit einmal traf, war Andreas Domanig, ein Sohn des Dichters Karl Domanig; er war Pionier, damals noch Einjährig-Freiwilliger-Zugsführer und schon mit der Großen Silbernen ausgezeichnet; er erzählte von den Drinaübergängen, die er mitgemacht, von Diensten, zu denen er sich freiwillig gemeldet hatte, und wir hatten dann von Heim und Familie lang zu plauschen; dann schwang er sich auf einen Ponton, den er vorführte, und ich winkte ihm nach; wirklich sah ich ihn damals zum letztenmal; er ist später als Leutnant an der Isonzofront gefallen, ein Zeuge des Helden- und Tirolergeistes, der in der Familie Domanig lebt und glüht.

Zu tun hatten wir auch einiges: zunächst oblag uns die engere Sicherung des Ortes, Stationswache, Posten beim Brunnen, beim Arrest, beim Feldpostamt — wie viel Pakete lagen da und konnten nicht befördert werden! —, bei den Infektionsspitälern, Ruhr, Typhus, Cholera usw. Wir versahen den Dienst der Sanitätspolizei, vergruben Tierleichen, Knochen und Gedärme. Wir waren Bauabteilung, besserten die Wege aus, handlangerten für die Brückenbauer, dämmten die Drina ein, als sie damals allzumächtig überschwoll. Dazu wurden wir in der Nacht alarmiert und einige andere Male

auch, z. B. einmal um die scheugewordenen Pferde einer Batterie einzufangen. Wir gingen auf Requisition in die verlassenen Dörfer jenseits der Drina; allzuviel war nicht zu holen: einige verlaufene Schweine und Ziegen; Kohlköpfe, Fisolen, Zwetschken; nicht viel anderes; den Unrat ließen wir gern liegen, davon gab es allerorts die Fülle.

Einmal zogen wir kampffreudig aus, drei Dörfer anzuschüren. Man hatte von ihnen aus auf unsere Automobile geschossen; das mußte man den Herrschaften abgewöhnen, also „Exempel statuieren!“ Wir umstellten die elenden Nester, das Gewehr schußbereit; untersuchten die Häuser, vertrieben die schreiende Weiber- und Kinderschar, sie sollten sich einen Unterschlupf suchen, wo angenehm; nahmen die Männer mit uns, leider fanden wir die hinterhältigen Gewehre nicht, aber hoffentlich waren sie in den Häusern selbst versteckt, dann verfielen sie doch ihrem Schicksal; und dann nach dem Geschrei und Geflenne:

Zündhölzchen brenn,
Flamme, Flamme, renn,
renn zum Haus hinauf,
mach's zum Aschenhauf!

Diesen neuen Brandspruch fabrizierte ich eilig und ungelenk, da ich in die Feuerfluten schaute, die bald die verbrecherische Stätte umgaben; die Brunst lohte zum Himmel und spiegelte sich kraß in den Abendwolken, es zischte und loderte; es war das erste Feuerschauspiel, das ich mir im Krieg bereitete, und

ich erinnerte mich an die ersten Tage des Krieges, da wir von der Vodica in die Feuerstätten Montenegros herniedersahen.

Dann hatten wir Gefangene zu übernehmen und zu überwachen und an die nächste Etappenstation abzugeben. Das tat die Mannschaft gern. Gefangene, halloh, da lief alles an die Straße, um zu schauen! Schöner Anblick war es nie: lauter zerlumpte braune Kerle mit der ekligen Serbenkappe. Mit den Serben hat sich mein Gemüt seitdem ein wenig abgefunden, ihre Tapferkeit und ihr fürchterliches Schicksal hat uns mit dem armen verführten Volk zum Teil versöhnt; aber die schmierige Serbenkappe, so oft mir eine zu Gesicht kommt, pfui Teufel, ich kann sie nicht sehen; sie erinnert mich zu sehr an alle die Greuel, an Hinterhalt und Gemeinheit, an Schmutz und Elend. — Die Gefangenen wurden in ein Haus vor dem Ort gesteckt und es bestand im allgemeinen keine Gefahr, daß sie davonliefen, sie waren froh, dem Krieg enthoben zu sein. Aber einmal entwischte doch einer, so ein rabiater, jüngerer Kerl; in der Nacht, da ihn der Posten abseits führte, wohin man sonst ohne Begleitung zu gehn pflegt. Der Posten, mein braver Sopic, lief ihm wohl gleich nach, stolperte aber und verstauchte sich das Bein; blieb nichts übrig als zu warten, bis es Tag wurde; dann aber machte sich, was dienstfrei war, auf, den Flüchtling zu haschen; es war Ehrensache der Kompanie, ihn wiederzubringen, und Aufregung brachte die Geschichte genug mit sich. Es dauerte immerhin

einige Stunden, ihm auf die Spur zu kommen; diese fand sich in einem abgelegenen Serbenhaus; dort war der Bursche eingetreten, hatte sich bewirten lassen und dabei seine kräftigen Sprüchlein gegen die verfluchten Schwaba losgelassen. „Aha! Und in welcher Richtung ist er davon?" — So? Na also! Und Sopic lief allen voran, er wollte ihn auch selbst wieder fangen. Und wirklich gelang es. Gegen Mittag sahen sie ihn im Wald, er wurde umstellt und hoppgenommen. Im Triumph brachten sie ihn vor die Offiziersmesse und jetzt konnten wir wieder geruhig speisen und die Sache und Aufregung vergessen; ein zweites Mal wird das nicht mehr vorkommen, versicherte mit Blinzeln der dienstführende Feldwebel.

Unterdessen, nachdem wir wieder zweimal je eine Woche auf dem Bergerl gesessen und wie die erste Woche brav Sicherungsdienst gemacht und alles dazugehörige Ungemach klaglos ertragen hatten, war die serbische Division aus Bosnien hinausgejagt worden und man bereitete eine neue Offensive vor. Es hatte sich nun bisher gezeigt, daß die serbische Bevölkerung Bosniens zum Teil unzuverlässig, ja selbst verräterisch war; sie hatte dem Gegner Führerdienste geleistet, Signale gegeben, war sogar vielfach, gezwungen und freiwillig, in seine Reihen getreten; die Signale hatten uns oft zu schaffen gemacht und unruhige Stunden bereitet. Jetzt sollten alle Serben, Männer und Buben bis zu 15 Jahren, ausgehoben

und die Grenze gesäubert werden. Die Gendarmerie besorgte die Kundmachung und den Hauptteil der Arbeit machten wir. Es dauerte einige Tage, die Leute zu sammeln und einzuliefern. Da sahen wir viel Elend, wir litten selbst mit den armen Teufeln und ihren Weibern und Kindern; im strömenden Regen standen wir draußen und zählten, teilten in Gruppen, schrieben die Namen auf; manches frische Bübchen, das in Reih und Glied neben graubärtigen Männern stand, erwarb unser besonderes Mitleid und ein Stücklein Brot vom eigenen Tagesvorrat. In der Nacht lagerten die Zusammengetriebenen im Freien um mächtige Feuer und draußen, außerhalb des Kordons, schlichen weinend ihre Weiber herum, brachten ihnen Kukuruzbrot und Äpfel und getrocknete Zwetschken. Einmal war das Lager in einem Wäldchen, ich strich drin herum, die Leute zu beobachten und die fremde, der Bubenphantasie einst vertraute Stimmung aufzufangen, ein Zigeunerlager, der „Bohemier verdächtiger Aufenthalt". Bei diesen Gelegenheiten holten wir uns freilich das kriegsbekannte Ungeziefer und zwei Kameraden leider noch mehr, den Typhus.

Diese Leute wurden zu Arbeiten verwendet, bauten unter anderm eine neue Straße über die Berge, über den Pasino brdo, zur Einbruchsstelle der neuen Offensive; an die 12 km; sie war in wenigen Tagen fertig, das Wetter wurde brav. Diese Straße, heimlich geführt, wurde eine der guten Hilfen, die den Vorstoß gelingen ließen; die Brigade

konnte mit Mann und Roß und Batterien ungesehen und bequem an den Feind vorkommen.

Die letzten vierzehn Tage, die wir hinter der Front waren, hatten wir, nämlich unsre Kompanie, den Etappendienst zu besorgen. Da gab es erst zu tun, zu sorgen von früh bis spät abends; freilich am meisten hatte der Kompaniekommandant zu tun, der Rechnungsunteroffizier und sein Gehilfe. Das war ein Gewurl und Gewirr um das Gartenhäuschen bei der Gendarmeriekaserne, wo der Amtsplatz war; da ging es oft zu, daß man hätte meinen können, im Kriegsministerium zu Wien könne es nicht ärger sein. Was war alles zu tun? Laßt mich nachdenken!

Also zunächst die Verpflegszentrale. Bei uns liefen zum Teil die Verpflegsgegenstände für die Truppen am Berg ein, Fleisch, Mehl, Reis, Brot, Makkaroni, Fleischkonserven usw.; hauptsächlich aber hatten wir die vorbeimarschierenden Truppen und einzelne Verwundete, Kranke, Neueinrückende, Versprengte zu verpflegen. Da wurde geschlachtet und gekocht, acht Fahrküchen, die sogenannten Gullaschkanonen, rauchten Tag für Tag. Oft verpflegten wir an einem Tag 2000 Menschen. Und schnell mußte es gehn. Um zehn Uhr kam die Telephondepesche einer anmarschierenden Marschkompanie und um zwölf Uhr war sie schon da und dreihundert hungrige Magen wollten ihr gut zubereitetes Essen haben. Noch ein bißchen warten; wird gleich, kommt

gleich. — An Neueinrückende gaben wir die Reserveportionen aus. — Auch die Zivilarbeiter, die eingelieferten bosnischen Serben verköstigten wir und die Gefangenen und die Arrestanten und Geisel.

Das zweite war die Ausgabe von Munition und Ausrüstung; auch hauptsächlich an Neueinrückende; wir hatten ein ganzes Magazin davon. Österreichische Gewehre, Karabiner, Stutzen, serbische und reichsdeutsche Mausergewehre; Mäntel, Hosen, Blusen, Schuhe, vielfach Toten abgenommen, noch blutig; macht nichts; wir selbst suchten uns Mäntel aus, es war oft schon kalt und die Post brachte uns nichts; das Blut ist bald weggewaschen und der Schmutz auch. Und Decken waren da, schwere weiße Wollkotzen! An Munition fehlte es nicht, alle Morgen kamen Lastenautos aus Tuzla; ein Automobilpark stand in unsrer nächsten Nähe und wir hatten ihn auch zu bewachen.

Einmal wurden uns zwei erbeutete serbische Maschinengewehre, Maxim, überwiesen und ich hatte mich sofort, eins, zwei in ihre Handhabung einzuführen und Mannschaft dazu abzurichten. Warum nicht? Es war eine ganz erträgliche Ablösung und das erste Probeschießen interessierte nicht nur mich allein. Dennoch war ich froh, als ich sie nach einigen Tagen einem andern Kameraden abtreten konnte.

Ein andres Mal kamen nagelneue Chineser durchgefahren, nämlich Geschütze, die für China in Österreich hergestellt worden waren und nun für

uns zurückbehalten wurden. Ihre Erprobung machten sie gleich gegen den Feind, auf den Bergen in unserer Nähe; dann aber fuhren sie gegen die Serben, die in Bosnien eingedrungen waren; eine Kompanie von uns mußte sie begleiten.

Die durchmarschierenden Truppen nächtigten oft bei uns. „Quartiere anweisen!" sagten die Offiziere. — Jawohl; hier diese Wiese, dort der Hang. — Und wir? — Ebenfalls. — Wenn's aber gar zu stark regnete, flüchteten einige ins Gartenhäuserl, es hatte also bei Tag und bei Nacht sich nutzbar zu machen. Viele dieser Truppen hatten keine Zelte, die armen Leute konnten doch nicht machtlos dem Regen ausgeliefert werden; wir brachten sie, soweit es reichte, in einem Rohbau unter, ein schützend Dach war's ja; wer verlangt mehr?

Einige Marschkompanien warteten bei uns, bis nähere Befehle kamen; da wurde nun in den Drinafeldern und an den Hängen geübt, Schwarmlinie, Eingraben, Hurra! Also Exerzierplatz vor dem Feind. Und abends wurde dann gesungen, deutsch besonders und ungarisch, frisch und fröhlich, Deutschmeister waren auch drunter, junges Blut; die spielten mit Kürbissen Fußball, hatten eine Ziehharmonika mit, verzierten ihr Lager mit Eichenlaub und ließen ihren „Hamur" von der Leine; „was stehst denn da, Karl, blöd, wia-r-a frischlackierts Ringlspielroß? Tanz'n mar oans!" Und der „blöde Karl" agierte graziös die Dame. Ein Leben wie auf einem Jahrmarkt. — Lange dauerte es nicht. Sie marschierten auch den

Weg, den wir und viele andere gegangen waren, auf die Jagodina, ins wilde Abwehren und Stürmen.

Da hinauf hatten wir auch eine Menge Dinge zu liefern: Bretter, Dachpappe, Türen, Fenster, Schlösser, Öfen, Stacheldraht. Es hatte den Anschein, als ob man droben sich für eine Überwinterung vorbereitete. Geheilte, Neueinrückende, Versprengte, Drückeberger. Aus den Spitälern kam manch armer Teufel noch halbkrank angehinkt und sollte schon wieder hinauf und hinein in die Schwarmlinie. Wir übten ein wenig Nachsicht, ließen ihn einige Tage bei uns herumliegen, verköstigten ihn gut . . . na, jetzt geht's schon, also marsch! Versprengte hätten kein Recht gehabt, bis zu uns herab die Versprengung auszudehnen, es hätte nähere Sammelstellen gegeben, zwei Tage Rast, dann kehrt euch! Transferierungen hatten wir durchzuführen; ja, wenn man nur den Standort der Truppe hätte herausbringen können; hin- und hertelephonieren, am Telephon stundenlang warten, es war nicht immer einfach, manche so kleine Neben-Hilfs-Abteilungen waren fast nicht zu erfragen. An unserm Gartenhäuschen ging viel vorbei; und doch wenn ich nach Bekannten ausblickte: die ganze Zeit hinter der Front traf ich drei, einen Kommilitonen von der Universität, einen Schüler (einstens, im Gymnasium!) und einen Freund und Verbindungsbruder. Das österreichische Heer ist groß, alles verteilt und zerstreut!

Was war noch zu tun? Noch einiges. Aus-

künfte erteilen, dahin und dorthin, Dokumente ausstellen, Listen anlegen und vervielfältigen, Auszeichnungen an den Mann bringen, die Zivilarbeiter betätigen und beaufsichtigen und verköstigen, Arrestanten versorgen und Ähnliches. Wir hätten alle Sprachen Österreichs verstehn und sprechen sollen. Es traf sich gut, daß uns ein leicht maroder Feldwebel, ein Sprachenunikum, zu Hilfe kommen konnte. Schließlich mußten wir Kriegsgericht halten und Erdhütten bauen. Im Kriegsgericht hatten wir acht Fälle zu verhandeln.

Die Erdhütten übernahmen zwei Offiziere, die im Zivil Ingenieure waren, ein Forstingenieur und ein Techniker. Letzterer war ein etwas umständlicher, peinlich genauer, pflichteifriger Mann, aber unpraktisch. Er berechnete genauestens mit höherer Mathematik und Integral, nur daß er keine Logarithmentafeln zur Verfügung hatte, die Tragfähigkeit der Balken und des Dachbelags. Sobald nun nach seiner Rechnung und Richtung, nach Überlegung, Kalkül und Probe die erste Hütte gebaut war, stürzte sie richtig ein. Wer denkt da nicht an den Bericht einer Operation: Operation gelungen, Patient gestorben? Wir lachten den Armen natürlich aus und hatten lang unsern Spaß mit ihm; unterdes ist er gestorben und damit das Witzeln verstummt. Die nächsten Hütten gelangen besser und — stehn — wohl heute noch, wenn sie nicht der Winterschnee eingedrückt hat.

Schließlich die Verwundeten; sie gingen uns

wohl direkt nichts an und doch hatten wir mit ihnen zu tun. Tag für Tag kamen neue von den Höhen. Was wir da an Elend sahen! In der Schlachtbank, wie wir den Verbandsplatz hießen, wurden sie behandelt, dann lungerten sie vielfach, wo es anging, in den Straßen herum. Das Quartier war ziemlich schlecht, die Verpflegung, ich weiß nicht, aber sie kamen oft zu uns, um Übriggebliebenes zu bitten. Wir gaben ihnen gern und vermehrten unsern Tisch um eine Schar täglicher Kostgeher. Einer kam mit einer leeren Konservenbüchse; das war seine Menageschale, die Hände sein Besteck. Was die Leute ausstehn . . . im Hinterland weiß man nichts davon. — Wir verteilten auch Wäsche unter sie, die wir eigens dazu von Bekannten und Verwandten erhielten. Wie es auf andern Kriegsschauplätzen in der Verwundetenpflege bestellt war, weiß ich nicht, wir wünschten oft und oft, daß Einrichtungen des Roten Kreuzes näher an die Front gerückt würden, da hätten viele Müßigsteher, Zuschauer, Inspizienten usw. kräftig mit Hand und Hilfe beispringen können.

Unter den Versprengten und Verwundeten waren eines Tags Kameraden unseres zweiten Bataillons da. Seit Sebenico hatten wir nichts mehr von ihnen gehört; das zweite Bataillon war — vielbeneidet — zurückgeblieben. Jetzt waren sie da. Kaum aus der Eisenbahn gestiegen, mußten sie ins Gefecht, ein Überfall, und — fünf Offiziere tot, einige verwundet und viel Mannschaft! So ist's

im Krieg. Man soll niemanden um seine Stellung, um sein Regiment usw. beneiden; wo man hingestellt wird, ist es gut; nicht schlechter, nicht besser; es kommt nur auf Glück und Unglück an, Zufall, wer es so heißen will; das zweite Bataillon hatte viel mehr Verluste an einem Tag als unseres im ganzen. — So schreibe ich heute; noch ist der Krieg nicht zu Ende; man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. —

Unter diesem und dem verging der Oktober. Auf die Regentage folgte ein milder, sonniger Herbst. Gegen Ende des Monats verzog das Korpskommando, es wurde freier, wir fanden jetzt sogar ein Quartier. Zwar nur ein Vorzimmer, Verkehrsgang für Mäuse und Ratten, ein schmaler Schlauch, aber es ging, grad konnten wir fünf uns hinstrecken. Es war im Posthaus. Nebenan im Zimmer wohnten die Postbeamten, ein Gefreiter und ein Feldwebel. Sie waren freundlich zu uns Offizieren, wir werden es ihnen nicht vergessen, sie warfen uns nicht hinaus, auch mich nicht, als ich eines Tags, da es draußen doch gar zu knapp war, meine Tragbahre, auf der ich schlief, zu ihnen hineinstellte. Und der Gefreite war ein Deutscher, der bekam regelmäßig die Kronenzeitung aus Wien. Wie rasch und dankbar wir darnach griffen und die guten Neuigkeiten (z. B. die Eroberung von Antwerpen) daraus entnahmen. Wir waren damals noch so sehr im Bann des Herumzigeunerns und der schlechten Postverbindung, daß wir selbst noch keine Zeitung hatten. Seitdem

ist's besser geworden, wir sind reichlich mit täglicher Post — wenn sie kommt — versehen.

Was diese Zeit auch besonders charakterisierte, war das Fehlen jeder Weiblichkeit. Im ganzen Ort nichts davon zu sehen, auf der Straße wenigstens; in die Häuser drangen wir ja nicht ein. Oder höchstens vorübergehende unappetitliche Serbinnen. Wir merkten dies erst deutlich, als wir eines Tages eine Schwester vom Roten Kreuz mit einigen Ärzten über die Straße gehn sahen. Was ist das? Ein ordentlich, sauber, ja modern gekleidetes Frauenzimmer! Gibt's das noch? Und des Ansehens wert. So weit waren wir gekommen, daß wir sie wie ein Wunder anstaunten. Und fast die Ärzte beneideten, die mit ihr reden konnten. Ja, es ist doch nicht so einfach, Kriegsdienst tun, wie es einem selbst vorkommt. Er raubt viel, er entfremdet den Kriegsmann so sehr von allem möglichen, daß er sich selbst erst wieder sammeln und erinnern muß, wenn er ins Leben zurückkehrt.

Jetzt wäre es uns ja ganz erträglich gegangen, ja wir hatten sogar den Luxus eines Wannenbades im Gebäude, in dem das Korpskommando gewohnt hatte, im Frieden Grenzjäger-Offiziershaus: da kam der Abmarschbefehl. Am 31. Oktober packten wir unsere Siebensachen in den Packsack ein und marschierten weiter, über Berge und Höhen, bis wir wieder irgendwo an der Drina standen — und dann weiter, hinüber, hinüber!

Mein Strohsack.

Bis in die Mitte des Oktobers hatte ich auf dem Erdboden geschlafen, auf hartem und weichem trokkenem und nassem, je nachdem die grüne Zimmerfrau es bot. Manchmal glückte es dem Diener, ein wenig Heu oder Stroh zu „schwenken“, wie wir kriegsmäßig zu sagen uns angewöhnt haben, oder einige Maisstoppeln herbeizuschaffen. In allen diesen Fällen war das Lager schon „göttlich“. Andere Male lagen wir auf der frischen, dampfenden Erde, in einem Schützengraben. Wehleidigkeit gilt nicht. In Friedenszeiten hätten uns diese vielen Nächte Hexenschuß, Rheuma und gemeine Verkühlungen beschert; jetzt gibt's dies nicht, wir sind gefeit und gottlob alle gesund. Wir schlafen gut, Müdigkeit ist das vortrefflichste Schlafmittel; wohl schmerzen die Hüftbeine und einige Rippen, aber da wenden wir uns auf die andere Seite und dem Übel ist wieder abgeholfen.

Eines Tages bekam ich einen Strohsack. Wer es erfahren, weiß, was das für ein kostbares, seltenes Möbel ist; so ein vollgepackter, eckiger, militärisch genau abgemessener, reglementgerechter, kasernechter Strohsack!

Im Pensionat habe ich die vier Jahre des Untergymnasiums drauf geschlafen, während des Freiwilligenjahrs auch und nachher gelegentlich auf Bergfahrten. Da war es ein freiwilliger Zwang für eine Nacht und wir halfen uns immer mit eigenen Witzen darüber hinweg. Diesmal ist es eine Wohltat,

eine Gunst der gütigen Fortuna, ein unberechenbares Glück. Das Dienstreglement 2. Teil bettet uns nicht auf Strohsäcke. Wo der Offizier im Bereich seiner Kompanie ein passendes Plätzchen findet, da legt er sich hin; Anspruch hat er keinen; beigestellt wird nichts. Nun traf es mich einmal, gefangene Serben zu bewachen, dreihundert an der Zahl, Bauern aus der Gegend von Kragujevac, zweites Aufgebot, zwischen dreißig und zweiundvierzig Jahren, zum Großteil starke, frische Leute. Freilich schauten alle wild aus und schäbig und ihr erdfarbiges Gesicht erweckte wenig Vertrauen. Es glich der Farbe ihrer Uniformen, die auch nicht schön, aber sehr praktisch und kriegsmäßig waren. Das heißt, alle hatten sie nicht, nur die vier Offiziere und einige Chargen waren vollständig ausgestattet; die anderen hatten nur den langen Mantel und die serbische Kappe, einige noch eine alte Bluse. Dazu trugen alle die Opanken und die grellrotbortigen Wadenstrümpfe. Die Mäntel hatte ihnen, wie die Munition, das Väterchen von Petrograd geschickt, die Knöpfe zeigten den russischen Adler; nur an wenigen Knöpfen prangte eine Handbombe mit dem Rauchwölkchen drüber; dies Zeichen mochte wohl engere serbische Marke sein. Diese dreihundert Serben waren die Überbleibsel eines Bataillons; sie ließen sich, als sie auf einem Berg sich von der Haupttruppe abgetrennt sahen, von einer Kompanie unserer Landwehr fangen, ohne Gewehrschuß. Als sie der Hauptmann aufforderte, sich zu ergeben, war ihr

Kapitän der erste, der die Waffen ablegte, und die anderen Biedermänner waren mit Herz und Seele auch von der Partie. Als wir sie aufmerksam machten, was der Fluchtversuch eines einzigen von ihnen für Folgen brächte, lachten alle und meinten recht jovial: „Nein, nein, wir fliehen nicht; wir sind recht froh und vertrauen uns gerne den Njemci (Deutschen) an." Sie seien nur gezwungen in den Krieg gezogen, um dem russischen Zar zu helfen, Konstantinopel zu gewinnen.

Das ist so nebenbei erzählt, es gehört zur Vorgeschichte meines Strohsackes. Die vier Offiziere nämlich, die wie die Mannschaft außerordentlich honett behandelt wurden, bekamen über Kommando des Korps ein großes Zelt und Strohsäcke. Hallo, da schaute ich. Strohsäcke! Uns hat man nie einen angeboten; es wäre wohl auch nicht möglich, denn es sind unser zu viel. Während nun die vier Schlafgelegenheiten hergerichtet wurden, kam mir der unbescheidene Gedanke: „Das könnte ich ja auch haben." Und ich war auch keck genug, diesen Wunsch zu äußern. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde das Unwahrscheinliche Tatsache. Ich erhielt auch einen Strohsack, den gleichen wie die Herren Serben und ein Strohkopfkissen dazu. Und ich schlief die Nächte darauf, solange ich den Dienst bei der Gesellschaft als Gefangenenaufseher versah. Und gab ihn nicht mehr heraus, bis wir abmarschierten; da mußte ich ihn leider zurücklassen, den Inhalt näm-

lich; die Hülle hat mich lange treulich begleitet und wurde, so oft es gelang, mit neuer Seele gefüllt.

Er war ein Gedicht. Einige schmückende Beiwörter habe ich ihm schon gewidmet; ich muß ihn noch beschreiben. Er war zweieinhalb Kriegssäbellängen lang, eine breit und eine halbe hoch; wenn ich die Einheit zu 80 Zentimetern berechne, gibt es also einen Inhalt von 0,64 Kubikmetern. Er bildete ein schönes Prisma, man hätte es als Schulbeispiel in der Geometriestunde vorzeigen können; ebenso im Kasernenzimmerunterricht als Muster eines völlig vollkommenen Strohsackes. Als Freiwillige hatten wir große Mühe, unsern Strohsack zu Inspizierungszwecken brauchbar zu machen. Allerlei Ulk trieben wir auch damit. Jetzt imponierte er mir in seiner Stattlichkeit, seiner stolzen Reglementsmäßigkeit, seiner Fülle und den Genüssen, die er bot. Sein Kleid war natürlich Rumpftuch, wie man volkstümlich sagt, oder Jute. Er war mit einem schwarzen, großen L markiert; was dies bedeuten soll, ist mir all die Stunden, die ich schlaflos drauf verbrachte, nicht klar geworden. Gefüllt war er mit Kornstroh, wenn ich's recht verstand.

Dieses wirklich goldgelbe Stroh, das oben herausschaute, hatte ich die Zeit, in der ich am Kopfende des Strohsackes saß und durch den Zeltspalt auf meine Gefangenen spähte, ob nichts Widriges vorkomme, Gelegenheit genug, zu mustern und zu betrachten. Ich überlegte und träumte in ruhigen Augenblicken; wer wohl vor mir darauf gelegen,

woher das Stroh stamme und woher der Sack, wer das Korn gesät, es geschnitten und gedroschen, die Jute geerntet und verarbeitet und das Ganze so glänzend brauchbar gemacht habe, wo etwa die Bestandteile in aller Welt schon herumgewandert seien. Dabei erinnerte ich mich an einen Meisterspruch aus dem 16. Jahrhundert, in dem der Wein gepriesen und all der Menschen segnend gedacht wird, die teilgenommen an der Bereitung. Und ich dichtete danach diese Knüttelverse, eine Strohhymne:

Selig der Mann, der dich gesät,
selig der, der dich abgemäht;
selig, der dich betreut
und dich auf die Tenne gestreut;
gelobt alle die Arme und Hände,
die dich schlugen zur Sonnenwende;
selig auch die Hand,
die dich in Bündel band;
selig die Scheuer, in der du aufbewahrt,
selig der Mann, der dich brachte zur Fahrt;
o freundliche Männerkraft,
die dich in den Sack geschafft,
dich gezwängt und gestoßen und sich geschunden,
bis der Sack die eckige Form gefunden!
O strohgelbes Stroh,
wie bin ich fröhlich und froh,
daß ich dich habe
zur Labe;
o freundlicher Flicksack,
auf der Kriegswege Zickzack
im grausen Männermorden
bist du mir treulich geworden,
o Strohsack!

Das war mein Gedicht vom Strohsack. Und ich schlief gut darauf, nämlich auf dem Sack. Besser wohl als die serbische Mannschaft draußen auf dem Ackerboden unter ihren kleinen Zelten und besser als ihre Offiziere, die kein gutes Gewissen haben mochten, auf dem ihrigen. Ich gönnte den Vieren, dem Kapitän mit den Epauletten und dem Oberleutnant und den zwei Unterleutnants die Mehlspeise, die sie nach dem Fleisch bekamen und den solennen Speisetisch und die Bankerl, die unser Kompanietischler ihnen eilig machen mußte. Wir schaukelten die Eßschale auf den Knien oder neigten uns zu ihr auf den Boden. Aber trotzdem, wir möchten nicht in Serbien kriegsgefangen sein, auch wenn man uns dort so vornehm behandelte, wie ihre Gefangenen bei uns. Nie; am wenigsten wie die Viere.

Wir halten aus und ergeben uns nicht. Neue Freude zog bei uns ein, seitdem die Rekruten singend und zukunftsfroh die Reihen verstärkten. Eben zog wieder eine Kompanie auf der Straße vorbei; sie schwangen die Kappen und jubelten zu uns herüber, wo sie die Gefangenen sahen. Wartet, denken sie wohl, jetzt kommt neues Leben und frisches Blut, bald werdet ihr alle so dastehn, ihr Serben, oder tot auf dem Schlachtfeld liegen. Meine Gefangenen machten sich nichts daraus; sie hatten Wichtigeres zu tun: die Menage war gekommen. Von ihren Unteroffizieren in Ordnung gehalten, traten sie an, zwei und zwei, mit allen möglichen Geschirren, Kochkesseln, Menageschalen, kleinen irdenen Töpfen, Tel-

lern, und hielten tapfer unter, bis der austeilende Koch sagte: „Aide“ (geh)! Da schauten sie noch in ihr Geschirr, ob's wohl genug wäre und trollten sich; einige lachten mich freundlich an und dankten: „Hvala liepo“ (ich danke schön); dann setzten sie sich auf die Erde und löffelten. Ein Gedränge gab es wieder, sobald der Koch, nachdem alle ihren Teil empfangen, in die schmatzenden Gruppen hineinrief: „Ima jos!“ (es ist noch da!) Alle möchten noch etwas haben. Österreich gibt gut zu essen und reichlich.

Es begann wieder zu regnen, ich schlüpfte unter mein Zelt und äugelte durch die Ritze auf meine Schutzbefohlenen und freute mich des Strohsackes, des vollen, eckigen, braven Felddiensttrösters, den ich so spät gefunden, des Freundes und Arztes; ja mein Strohsack!

Briefe, die ihn nicht erreichten.

Im Oktober 1914.

Wir sind gewohnt, dies Motiv (nach dem Titel eines vor Jahren vielgelesenen Romans) spielerisch-humoristisch zu nehmen. Die Kriegszeit ändert auch seinen Sinn, macht es ernst wie alles, was wir lesen und reden und hören.

Viele Briefe sind in diesen Monaten umsonst geschrieben worden, sie erreichten ihr Ziel nicht; viele wegen der verzeihenswerten Mängel der Post, viele waren nicht bestellbar, weil, wie es in Friedenstagen

geheißen hat, „Adressat unbekannt“ oder „verreist; unbekannt, wohin“; und viele kamen zu spät; zu spät: die sie trösten, aufheitern sollten, die bedurften des Trostes nicht mehr, sie liegen irgendwo im Gebirge des Südens, im Sande des Nordens, im Wald, im Meer und schlafen geruhigen, ewigen Schlaf nach Mühsal und Schrecken.

Von drei solchen Briefen soll erzählt werden.

In der Florianigasse in Wien, in behaglicher Wohnung sitzt eine junge Frau. Sie hat eben auf ihrem zierlichen Schreibtisch aus Eschenholz Papier und Feder zurechtgelegt, ihrem Mann, der im Felde dient, zu schreiben. Es ist halb neun Uhr abends; die zwei Kinder, ein hellblonder Bub von sechs Jahren und ein Mädchen noch im Wickelkissen, schlafen schon; der Bub im Gitterbettchen und das Mädel in der Wiege, auch aus Eschenholz, genau passend zur Schlafzimmereinrichtung, vor einem halben Jahr mit Sorgfalt gemacht; drauf steht an der inneren Stirnwand das Sprüchlein, das der liebevolle Vater und Gatte erfunden:

Gottes Schutze, Engel mein,
sollst du treu empfohlen sein.

In deutscher Schrift, rot und blau ist es geschrieben, darum windet sich ein Kränzlein zarter Eichenblätter.

Bevor die Frau, die ihrem Manne schreiben wollte, sich zum Tischchen setzte, an dessen beiden Seiten elektrische Lampen glühten, machte sie noch

einen Sprung zu ihren Kindern, deckte Fritz, der stets unruhig schlief, sorgsam zu und schaute, mit einer Träne im Aug, zum kleinen Truderl nieder; dann gab sie dem Dienstmädchen, das in der Küche die Geschirre wusch, einen flüchtigen Auftrag und jetzt — sie schrieb schon: „Mein Liebstes!"

Da unterbrach sie das Schreiben, legte die Feder beiseite und kramte in der großen Safianledermappe, nachdem sie sie mit dem Schlüsselchen, das sie im Geldtäschchen verwahrt trug, geöffnet hatte: sie nahm die letzten Karten ihres Mannes heraus und den Brief von heute, datiert vom 27. September, las sie nochmals durch und legte sie vor sich hin, links vom Briefpapier; sie wollte auf alle Anregungen und Nachrichten eingehn.

Und jetzt begann sie:

Sie freue sich innig und danke Gott, daß es ihm bisher so wohl ergangen; von so vielen Bekannten habe sie schon Schmerzliches gehört und gelesen; in Sarajewo (woher die erste der bereit gelegten Karten stammte) müsse es sehr schön sein und an seiner Freude über die herrlichen Gegenden der Waldbahn (nach der zweiten Karte) nehme sie herzlich Anteil. Der Brief aber habe sie sehr beunruhigt. Er war aus Han Prezak, Endstation der Waldbahn, die von Zavidovic abzweigt. Das sei, wie sie sich in der Kriegskarte überzeugt habe, mitten im wilden Gebirge und ganz nahe der serbischen Grenze.

Sie wollte in dieser Art fortfahren und ihre Sorge um ihn — zu ihrer Erleichterung, ihm zu-

liebe — schildern. Da hielt sie inne, das durfte sie nicht; es könnte ihn beunruhigen, er hat Sorge und Mühe genug, er soll nicht ihretwegen noch neue auf sich nehmen.

So setzte die liebende Frau einige Minuten aus, um Gefühle und Worte ganz in die Gewalt zu bekommen; sie hatte in der Zeitung den Aufsatz einer Dame gelesen, der davor warnte, die kleinlichen, die eigenen Sorgen den Männern ins Feld nachzuschicken. Daran erinnerte sie sich.

„Nein, mein Liebster; ich will stark sein“, sprach sie vor sich hin und schaute auf die Photographie ihres Mannes, die in ovalem, leichtem Rahmen über ihrem Schreibtisch hing. Davon glitt ihr Blick auf ihr eignes Bild, das aus dem Spiegel des Schreibtisches ihr entgegen sah: bleich. Es war nicht so arg, aber sicher wahrnehmbar.

Und jetzt machte sie einen Ruck auf dem runden Rohrsesselchen, auf dem sie saß, griff wieder nach der Feder und schrieb so:

„Ja, ihr Landstürmer und Familienväter, ihr werdet am End noch mit den Jungen wetteifern und Kriegslorbeeren um eure grauen oder kahlen Scheitel flechten wollen. Wart nur, Fritz, wenn Du die goldene Tapferkeitsmedaille, oder was sonst Deinem Leutnantsrang entspricht, nach Hause bringst, fängt ein neuer Krieg für Dich an und darin gebiete ich über Frieden und Auszeichnungen und dieser Krieg ist schwerer als der mit den Serben.“

Und sie fuhr in diesem Galgenhumorstil eine ganze Seite fort.

Dann schrieb sie einige Familienkleinigkeiten:

„Schwager Ernst hat einen Mantel mit Pelz füttern lassen; das könnte ich Dir auch tun lassen, es wird auch bei Euch im Süden bald kalt werden." Dann:

„Der Konzertverein wird heuer einen Zyklus von acht Konzerten veranstalten. Ich habe ihnen Deinen Mitgliedsbeitrag geschickt und die Mitgliedskarte erhalten. Jetzt werde ich für uns zwei Abonnements bestellen. Die Mitteilungen des D. und Ö. A. V. erschienen diesmal als Kriegsnummer, in schönem, deutschem Druck. Die im Sommer von Dir eingekaufte „Perle" ist jetzt bei uns Besuchsgetränk." —

Schließlich noch eine Nachricht von der Tante Anna und Wünsche und Küsse und Umarmungen. Unterschrift: „Deine Dich ewig liebende Mary."

Sie schrieb so; tatsächlich Mary; heute nennt sie sich wohl Marie oder, was noch schöner ist, Maria.

Nun las sie den Brief noch einmal durch, setzte das Datum, das sie nach Frauenart natürlich wieder vergessen hatte, hinzu, verschloß den Brief und siegelte ihn, wie sie es unmodisch gewohnt war.

Diese Nacht hat die Frau nicht gut geschlafen.

Wohl aber ihr Mann. Der Furchtlose lag in seinem Zelt neben einem hohen, mächtigen Tannenbaum, der erst vor kurzem gefällt worden war. Im Scheine der elektrischen Taschenlampe hatte er es

sich nicht versagen können, die Jahresringe am Riesenstumpf zu zählen; es waren ihrer hundertsechsundvierzig. Du fürchterlicher Kerl, dachte er sich, da er sich in seine Felddecke wickelte, wer nur die Hälfte deiner Jahre erreichte. Müde, wie er war, schlief er bald ein.

Und am nächsten Tag führte er seinen Zug als Seitendeckung eine jähe, bewaldete Kuppe hinan. Fünfzig Schritte vor der Spitze traten die Späher, die vorausgingen, ins Feuer und zwei Minuten später lag er tot auf dem Moosboden des Waldes. Von drei Seiten wurde sein Zug beschossen, er war der erste, der fiel: fast ahnungslos, schmerzlos, von fünf Kugeln getroffen; wir sagen kurz: auf dem Felde der Ehre gefallen.

Der Zug wurde beinahe aufgerieben, die Serben stürzten vor und verfolgten die Reste; einer aber von ihnen blieb an der Leiche des Offiziers stehn, bückte sich, nahm ihm Geld und Revolver, die goldene Uhr und Munition ab, dann lief der Graumantel den Seinen nach. Ich weiß nicht, ob ihn seine Strafe bald ereilte; vielleicht liegt er nicht weit von unserem Leutnant, jedenfalls ward die Beute nicht mehr gefunden.

Ihn aber fanden unsere Truppen, die schließlich das Terrain doch gewannen, am nächsten Tag. Er war vornüber gefallen, wie einer vom Zug, der entkommen war, erzählte. Jetzt lag er auf dem Rücken, die Augen geschlossen, der Schnurrbart mit Blut befleckt, die Kappe neben ihm.

„Armer Kamerad," sagte unser Offizier, der ihn fand, bedeckte das Gesicht des Toten mit der Kappe und stürmte weiter.

Am fünften Tag kam der Brief; er war offen, wir lasen ihn — man wird es uns nicht verdenken — und er lag noch einige Tage beim Regiment; den Vermerk „unbestellbar" wird er nicht bekommen, aber die arme Frau erhält ihn wieder, ein „Brief, der ihn nicht erreichte."

Nach dem Essen wollte ein Freund der Familie an die arme Frau schreiben, sie trösten, den kleinen, frischen, blonden Fritz grüßen; er brachte es damals nicht zustande. Unterdes hat sie die offizielle Nachricht und den Brief schon lang erhalten, der Name des Gefallenen stand schon in der Liste und sollen wir es ausdenken, was darauf geschah?

Weine junge Frau! Deine Tränen werden versiegen, dein Leid wird stiller werden, dein Opfer liegt auf dem Altar des Vaterlandes, das wir alle lieben, des großen, herrlichen.

Und wenn die Triumphgesänge des Sieges und des Friedens durch die Straßen und die Kirchen hallen, arme Frau, dann erst recht, dann bleibe stark! Dann stimme mit wundem Herzen in das Dankgebet ein für den Sieg, den dein Mann erfechten half.

Schon früher war ein anderer Wiener gefallen, ein Handwerker, ein tüchtiger Mann, einer der wenigen Deutschen im Regiment. Er hat sich wohl

auch nie träumen lassen, daß er auf bosnischem Boden ruhen werde; der Zufall, der die Handwerker auf die Truppen verteilte, hat ihn zu uns gebracht. Die Offiziere seiner Kompanie hatten ihn alle gern, er war ein verläßlicher, rühriger, kerndeutscher Mann, gesprächig und anstellig, und er rauchte die Virginier, die uns im bunten Wechsel der Zigarrenfassungen gelegentlich zufielen.

Auch von seiner Frau kam ein Brief; sie schien weniger gefaßt, klagte über die Knappheit ihrer Lage, der letzte Geselle sei auch einberufen worden, nun habe sie das Geschäft zusperren müssen; der kleine Franz sei an den Masern erkrankt und der Onkel in Steiermark gestorben, ohne daß er sie im Testament bedacht habe. „Hoffentlich kommst Du bald zurück," schloß der Brief, „sonst müßte ich verzweifeln. 1000 Grüße — Deine Anna."

Die Arme, wie wird sie die traurige Botschaft aufgenommen haben!

Frauen aus dem Volk haben nicht weniger Größe gezeigt als die der gebildeten Klasse; heut steht niemand zurück, gleiches Los macht gleichen Wert.

Der düstere Brief hat den Wiener Schuhmacher nicht erreicht, er hätte ihn wohl auch nicht geärgert, sein Humor wäre gleich geblieben, wie er immer war, und die Virginier, wer weiß, hätte ihm nicht weniger geschmeckt. Nun liegt er im Grab.

Seine Frau aber möge Gott trösten!

Noch ein Brief dieser Art kam in unsere Hände, diesmal eine Feldpostkarte. Sie war an einen Fähnrich gerichtet, der bei einer Kanonenbatterie gedient hatte und im ersten Feuer gefallen war. Auf unsern Patrouillengängen trafen wir sein Grab.

Einige Schritte vom Weg, in der Nähe eines hier seltenen Teiches war der kleine Platz, den ein Mensch zur Ruhe braucht, mit einem Holzgitter abgetrennt. Dies trug eine bereits verdorrte Nußblattguirlande, auch auf dem Hügel lagen dürre Reste eines Kranzes und zu Häupten stand ein Asternstöckchen, dahinter ein Kreuz, mit Zimmermannshand gefügt, und darauf der Name.

Wie wir noch standen und schauten, kam ein Artillerist vorbei, der seiner Batterie, die unterdeß vorgerückt war, Post und andere Dinge aus dem Tal nachbrachte. Er erzählte uns vom Helden, der hier ruhte.

Ein fröhlicher, leutseliger, schöner junger Mann sei er gewesen, immer zu Spaß bereit. Während einer kleinen Pause im Gefecht sei er neben dem Geschütz vor der Deckung gesessen und hätte eine Karte an seine Braut geschrieben; die Karte sei noch bei der Batterie aufbewahrt. Die wenigen Worte, die sie enthält, heißen: „Mitten im Geschützdonner schreibe ich Dir“ — — —

Da kam ein Schrapnell dahergesaust, stieß am Baum hinter dem Geschütz an und streute nun seinen tötenden Kegel ganz auf den Fähnrich. Er war sofort tot. Er allein. Der Telephonist, der

höchstens vier Schritte abseits lag, blieb vollständig verschont.

Der Kanonier erzählte noch weiter, zeigte uns die Stellung der Batterie, sprach von ihren Erfolgen, da griff er plötzlich in das Paket Briefe, die er mittrug, und meinte: „Mir fällt grad ein, da ist auch eine Karte an den armen Fähnrich."

Sie stammte von seinem Vater, einem höheren Beamten in einer Provinzhauptstadt, in markiger oder eckiger, nicht leicht lesbarer Schrift geschrieben: er teilte dem Sohne mit, daß die Feldpostkarten angekommen seien, er bedaure, daß seine und die der Mama nicht anlangen. Auffällig standen die Worte „keine Post" mitten im Text, allein in einer Zeile. Daran schloß die Mahnung, der Sohn möge sich wegen der erbetenen Sendung gedulden; wenn die Sachen doch nicht ankämen, zum Verlorengehn seien sie zu teuer. Und dann: er möge nicht zu tollkühn und zu keck dreingehn, Mama sei in großer Sorge um ihn.

Die gute Mama, die Braut, der alte Vater — wer tröstet sie nun? Wie leid wird es ihm tun, daß er die Sachen nicht doch geschickt hatte, vielleicht, so denkt er wohl in der Ferne, hätten sie ihn doch erreicht und der Sohn hätte noch eine kleine Freude erlebt, die letzte — — —

Kleine Freuden, großer Kummer, wie ist die Welt jetzt voll der Schmerzen! Die tapfere Frau des Leutnants, die gedrückte Frau des Wiener Schusters,

der genaue Vater des Fähnrichs, Kinder und Mütter und Bräute und Tausende und Tausende — das Jahr 1914 wird uns allen in Erinnerung bleiben, das ganze Leben lang, durch alle Freuden und allen Schmerz, als Wehmut und als Trost, ein Stichwort für jung und alt, es ist nicht auszudenken.

Aber es soll nicht mit Trauer geschlossen sein. Ich habe noch eine Feldpostkarte eines anderen Wiener Schusters vor mir liegen; er richtet sie an seinen Meister. Seine Wiege stand nicht in Wien, sondern irgendwo in Libussas Reich, und was er bisher vom Deutschen gelernt, ist weder sprachlich noch der Rechtschreibung nach richtig, aber sie ist lustig und heißt so:

„Von weite ferne erlaube ich mich Ihnen zu sreiben. Ich hofe das man uns noch wiedersehen, bis jest bin Ich noch gesund und hofe auch das gleiche. Mühr lagen jest beim Fluß Drina zum kaufen gibs Hier nichts alles ist zeinfach täuer unser grine Zimerfrau ist zu grauslich eimal laß regnen oder ist zu kalt Kanonendonner ist unsere musik so bin Ich zu Frieden. Ich Grüse alle Herzlich Ihre Frau und die arbeit kolegen ob alle noch bekannte bei Ihnen sind und auch Herzlichen Grus auf Hern . . . (so u. so). Mit Herzlichen Grus zeichne Ich mühr auch ergebener Aachtungsvol . . .

Diese Karte gehört auch zu jenen Briefen, „die ihn nicht erreichten“; wenigstens heute noch. Etwas verspätet kommt sie an, aber immerhin früh genug, sie ist nicht allzuwichtig, und wenn sie verloren ginge,

wär' wohl kaum jemand leid geschehen wie so vielen tausend anderen, die Tag für Tag, fast Stunde für Stunde hoffen und harren . . . .

Einige Stündlein am Fenster.

27. Oktober 1914.

An der Drina ist's nun ruhig geworden; für unsere Truppen an der Grenze scheinen friedlichere Zeiten angebrochen zu sein. Wir bauen Erdhütten und Bretterbaracken, wir bereiten uns auf eine am Ende doch notwendige Überwinterung vor. Es ist auch schon ziemlich kalt geworden, die letzten Blätter fallen braun und runzlig von den Bäumen, der schwere Nebel hebt sich erst gegen Mittag von Niederung und Hängen, wenn nicht der grausliche Regen, der gewohnte Gast, sich wieder Tag und Nacht einnistet.

Gegen ihn und gegen die bitterste Kälte haben wir im Posthaus hier ein notdürftiges Unterkommen gefunden. Wir können seit einigen Tagen vom Fenster aus das Leben auf dem Platz vor der Brücke betrachten. Es ist immer rege; die Unmenge Militär, das durch den kleinen Ort an der Drina zieht, läßt sich kaum vorstellen. Zwar sind wir nur ein ganz geringer Teil der Menschenmassen, die dieser Krieg in Bewegung setzt, aber trotzdem: es wogt und wirrlt, es ist kein Absehen. Unser Ort ist ein Knotenpunkt, drei wichtige Straßen führen an unserm Haus vorbei.

Oft ist's an der Brücke, als ob der Weltkrieg sich hier zusammenstaute; wenigstens ganz Österreich mit allen Völkern und Sprachen, Sitten und Trachten läßt sich in kurzer Spanne Zeit beisammen sehen.

Heute wurden wir schon früh durch surrende Autos und schreiende Trainsoldaten, durch grellen Hahnenschrei und Pferdegetrappel geweckt. Es nützt nichts, wir kommen zu keinem Nachschläfchen mehr. Ich rücke samt Decken und Pelz zum Fenster und schaue und schaue. —

Auf der Brücke staut sich ein Automobilzug, ein ganzer Park. Das erste hat zu spät die Krümmung genommen und muß mühsam umlenken. Jetzt glückt es und es hält vor unserem Fenster. Neun andere rücken nach und gruppieren sich auf dem Platz, ohne den Weg zu versperren. Dann fahren die vielen anderen vor und weiter.

Die Brücke ist wieder frei und schon strömt ein langer Train herein, Tragtiere mit Verpflegung. Ein Feldwebel reitet voran, die Tragtierführer sind lauter Zivilisten: Türken, hiesige Serben, Dalmatiner; Fez, Turban, spitze, schwarze Kappen, weiße Kittel, bebortete Jäckchen, lange Lodenfräcke, breite Gurten aus rotem Tuch oder Leder, eng anliegende Pluderhosen mit dem wedelnden Hinterteil, Schuhe, Stiefel, Opanken, Pelzhäute, Serbenmäntel, schäbige Zivilkleider unserer Kultur, alles untereinander, alles schmutzig und zerrissen, alles unordentlich und unappetitlich, Löcher und Fetzen, Kot und Nässe, ein Mischmasch, ein „Ragout und anderer Schmaus“;

starke Männer, zwölfjährige Buben, hinkende Greise, strubelköpfig und kahlgeschoren, bloßfüßig und mit offener Brust, vermummt und kältestarrend.

Während diese Kolonne unter kroatischem Geschrei, Aide aramo brso usw., nach rechts vorbeizog, war die Bedienungsmannschaft der Automobile in hastigster Beschäftigung. Vor allem Benzin nachfüllen! Mit Mühe wurde aus dem Wirrwarr der Ladung, aus Kisten, Säcken, Decken, Weinfässern, Monturen das ungefüge Benzinfaß herausgesucht und heruntergeholt; dann kamen eigenartig geformte Trichter zum Vorschein und schon füllten sich die Kraftspeicher; dann öffnete sich der Werkzeugkasten und viele Hände rührten sich, da und dort an der Maschinerie alles in Ordnung zu setzen, zu füllen, zu putzen, Schrauben anzuziehen, die Haltbarkeit abzuklopfen, zu ölen, auszuprobieren, und was des für den Laien nicht Verstandenen mehr zu tun ist. Dabei ein hin und her, hinüber und herüber, gegenseitig ausleihen und zurückfordern, fragen und antworten. Dann ging es ans Ausladen.

Die Augen konnten nicht überall sein. Über die Brücke zog es unabläßig. An die Trainkolonne hatte sich eine Kompanie Bosniaken angeschlossen, die nach Holz in den Wald marschierte, nach Holz und Reisig für die Erdhütten, die bereits gegraben und mit Dachstühlen versehen waren; sie standen jenseits der Brücke, rechts in den Maisfeldern. Dann folgte eine lange Wagenreihe, ein Etappentrain, landesübliche Wagen und die ärarischen, diese

mit Name und Nummer versehen; wieder das Durch- und Untereinander, das wohl überall im bunten Österreich sich derzeit bieten wird, aber in dieser Gegend besonders reich und abwechslungsvoll ausgebildet ist. Die Kutscher saßen oder lagen vorn am Wagen, führten lässig die Peitsche und — das war wohl das einzige Gemeinsame — rauchten.

An die Wagenreihe schlossen sich Tragtiere an, etwa fünfzig, die um Heu und Stroh auszogen, hoch ins Gebirge hinauf; im Tal und auf den Hängen ist ja alles aufgeerntet und fortgeschafft. Dieser Zug kreuzte sich mit Pferden, die bereits, vollbepackt mit Heu, von dem weiten Gang zurückkamen. Sie wurden wohl gestern abend irgendwo in einem ungangbaren Wald oder Gehänge von der schnellen Dunkelheit überrascht und brachten die Nacht gleich dort zu. Bequemlichkeit, ei, wer schert sich um diese in diesen schweren Zeiten! Jetzt gilt nur Befehl und Schnelligkeit.

Mitten auf der Brücke kam es bei diesem Gegeneinander wieder zu einer Stockung. Mehrere Soldaten wollten nicht warten und durchreiten. Da bockte aber ein Pferd, es ging nicht vor- und nicht rückwärts und verursachte eine heillose Verwirrung. Das Sprüchlein: „Eile mit Weile!" gilt auch im Krieg; erzwingen läßt sich nichts; Geduld muß auch der Krieger haben — und alle die müßigen Zeitungsleser im Kaffeehaus oder hinter dem warmen Ofen; es kommt schon, es geht schon, Rom ist nicht an einem Tag erbaut und das römische Reich nicht an einem Tag zerstört worden.

In diesem argen Wirrwarr flogen eine Schar Raben, Dohlen und Tauben nebeneinander, übereinander über die Brücke hin. Die Treiber, die Wichtigeres zu tun gehabt hätten, reckten jetzt noch ihre Hälse in die Höhe und schauten dem Schauspiel nach. Den Schluß des Luftfeldzuges bildeten einige Elstern; sie machten es aber kurz und setzten sich mit Gekreisch und Geschrei in die drei Nußbäume rechts vom Weg.

Sobald die zwei Gegenzüge auf der Brücke sich entwirrt hatten, folgte eine lange Hammelherde, feiste, grobwollige Jaraze; sie zogen blökend, ungeordnet südwärts; unter sie mischten sich Fußgeher und Reiter, die nicht abwarten wollten, bis die gutmütige Gesellschaft vorübergetrottet wäre. Und jetzt kam — ich rief die Kameraden zum Fenster — der Sonntagsreiter, wie wir ihn hießen. Jeden Tag gegen Mittag und gegen Abend ritt er auf seinem kleinen, wohlgenährten Graupferdchen mit der weißen Mähne über die Brücke; jedesmal brachte er sein Reitroß nicht weiter; es wollte nicht. Und wenn er endlich die Brücke hinter sich hatte, geschah wieder jedesmal das gleiche: er drehte rechts und das Pferd ging links; zehnmal ritt er zurück und zehnmal trug es ihn wieder links; es war komisch genug zuzusehen. Heute war er wohl schon sehr früh aufgestanden und trug, dem nebelig regnerischen Wetter entsprechend, einen langen, schwarzen Teermantel mit Kapuze, dazu einen Stock in der Hand. Ich hatte eine Zeit lang die Schafherde und die Brücke außeracht ge-

lassen und den Automobilen zugesehen, die sich wieder reisebereit gemacht hatten und nun eins nach dem andern umkurbelten und einander dicht „auf der Ferse“ folgten. Als ich wieder aufsah und den Blick der Brücke zukehrte, stand er schon mitten drin, die Hammel um ihn und er — konnte wieder nicht weiter. Er hieb mit seinem Stock drein, wohl aufs Pferd, aber es nahm sich aus, als ob er in die Herde schlüge. Das war der Don Quixote, wirklich und wahrhaftig, der in die Schafherde fuhr! Und ich zitierte: „Auf, ihr Ritter, die ihr unter den Fahnen des tapfern Kaisers Pentapolin mit dem aufgestreiften Ärmel streitet, folgt mir!“ Und Don Quixote stürzte mitten in das Heer der Schafe hinein und begann ein so verwegenes und wütiges Lanzenstechen, als wenn er wirklich mit Todfeinden zu kämpfen hätte. — Man wird uns glauben, daß wir alle lachten und lachten, bis der schwerfällige Reitersmann endlich doch sich durchzuwinden vermochte.

Die Schafherde zog nun, gestoßen und getrieben, weiter. Hinter ihr kam ein Zug Arbeitsmannschaft mit Schaufeln; er ging, die Straße vom unergründlichen Kot zu reinigen. An ihn schloß sich eine Munitionskolonne, Tragtiere, sauber bepackt, mit Zeltblättern und Mänteln zugedeckt; wieder „Tschuschen,“ Türken und Serben und Dalmatiner; wieder das Schauspiel der verschiedenartigsten Trachten, die Kopfbedeckung allein ein Museum: Fez, rote, schwarze, feldgraue; darum das turbanartig gewundene Tuch,

grellrot, dunkelrot, weiß, gelb, schwarz mit gelben, grün mit schwarzen Punkten; Hüte, alter Filz, verwitterter Plüsch, auch ein „eingedepschter" Steifhut, Sportmützen, Winterkappen, Schneehauben, Zipfelmützen, Serbenkappen, zivile und militärische, letztere „erbeutet"; auch unsere Militärkappen von allen möglichen Truppen, Dalmatinerzerevis mit dem Kautschukbändchen, alle Sorten, auf alle Art aufgesetzt, ganz vorn, ganz rückwärts, rechts seitwärts; einer trug eine Bauchbinde um den Schädel gebunden und einer verzichtete auf jeden Kopfschutz, er verließ sich auf die Undurchdringlichkeit seiner wohl seit Monaten nicht geordneten dichten Haare. Mit dieser Munitionskolonne kreuzte sich ein Sanitätstrain, ein Mobiles Armee-Reservespital; wieder eine Unzahl Wagen, mit je zwei oder vier Pferden bespannt, dazu wieder Soldaten und Zivilkutscher. Zwischendurch wanden sich, diesmal und früher und später, immer wieder einzelne Fußgänger, Soldaten aller Art, Türken, Frauen, Reiter, Offiziere und Mannschaft, Gendarmeriepatrouillen, Finanzwachleute, Tagchargen, Sanitätsgruppen, ein dicker Oberstabsarzt mit fünf Assistenzärzten; alles hatte Eile, konnte nicht warten, wollte sich keinen Augenblick aufhalten lassen.

Diese Brücke muß viel tragen, es gibt keine Ruhepause. Jetzt kommt ein Marschbataillon, junge Leute, Deutsche; sie rauchen und singen; ihre Rüstung ist noch neu, wohltuend sticht das saubere Feldgrau gegen die verschmutzte, verstaubte Farbe der Uni-

formen ab, wie wir sie hier sonst allgemein tragen und sehen. Das Riemenzeug glänzt noch. Und besonders die frische Jugend tut so wohl. Ihnen schließt sich gleich eine ganze Landsturmbrigade an, Ungarn; sie tragen die Nummer des Regiments auf den Kappen. Ausnahmsweise wieder einmal blaue Hosen und Blusen, alten Datums, aus der Zeit, da wir noch Freiwillige waren. Aber die Bepackung ist neu: Rucksäcke anstatt der schwerfälligen Tornister; das heißen wir praktisch; freilich lassen sich Mantel und Zeltblatt und Decken nicht so schön geglättet dranhängen, was wird der dienstführende Feldwebel dazu sagen? Und die Brotsäcke tragen die meisten an der Brust. Das mag nicht reglementmäßig sein, aber vorteilhaft ist es; die Last vorn und am Rücken hält sich im Gleichgewicht; die Offiziere dieses Landsturms sind vielfach der Mannschaft gleich, schwarzbärtige Männer älteren Jahrgangs; auch ganz graue darunter; ebenso bunt in der Ausrüstung: lange schwarze Parademäntel, Havelocks und kurze Pelzsakkos in trautem Gemisch; einer trägt einen rundlichen Chauffeurpelz.

Gegen diese unendlich lange Kette bewegen sich Pferde, die zur Tränke geführt werden; einige wiehern schon nach dem Wasser und ein Maultier macht seine minder schöne Musik, die dem knarrenden Geräusch eines Ziehbrunnens gleicht — und eine lange Wagenreihe mit Schanzzeug und Winterdingen, Schaufeln, Beilen, Hacken, Drahtgitter, Öfen, Türen, wohl für die Truppen oben auf den Bergen; es

wäre aber doch mißlich, wenn sie oben überwintern wollten. Dazu Wagen mit Rädern und allerlei andern Reserveteilen. Die Begleiter sind wieder Landesbewohner, waren eingepackt oder luftig in Flicken und Löchern an Hose und Jacke; einige scheinen von weit her gekommen, sie tragen Schafpelze, die zottige Wolle nach auswärts gekehrt oder nach innen; vielen hängt eine Ledertasche mit eingelegter Arbeit um die Schulter. — Es hört nicht auf, es kommt und geht, dieser Morgen scheint einen Lostag einzuleiten.

Unterdes hatte sich vor unserm Haus ein Gewirr von Soldaten angesammelt; Dienstfreie, Marode, Verwundete, Verlaufene, Neueinrückende, Neugierige; sie standen wie nach dem Bibelwort „Niemand hat uns gedungen“ in Gruppen herum, saßen auf der Bank vor der Post, die in unserm Haus amtiert, und auf den Kisten, die von den Automobilen abgelagert worden waren, viele lungerten um ein „marodes“ Automobil mit grellgelber Blache, das von links gekommen war, und schauten den Reparaturarbeiten zu, andere schrieben Feldpostkarten und warfen sie ins kleine, altmodische Postkastl; dies war bald voll, denn von all den Vorbeiziehenden war hier und da wieder einer aus den Reihen getreten, vom Pferd gestiegen, vom Wagen gesprungen und hatte gewöhnlich gleich einen ganzen Pack Karten hineingeworfen. An die Lieben zu Haus denkt alles, dazu sind Karten und Porto frei. Einige aßen Brot, Käse, Speck, Hammelfleisch. Manche Verwundeten vermochten einen Kreis

Neugieriger um sich zu sammeln und erzählten von ihren Heldentaten und von ihrem Zug und ihrer Kompanie und vom Bataillon. Was die oft zusammenreden; wenn ihre Eindrücke wahr wären, gäbe es wenig Kämpfer mehr auf den Höhen. „Von den Deutschmeistern ist Trauriges zu melden", erzählte uns einmal ein frischer Korporal; „das Bataillon ist vollständig aufgerieben; es sind höchstens noch dreißig übrig." Und einige Tage darauf hörten wir, daß das wirklich tapfere Bataillon einen gelungenen Sturmangriff gemacht habe; das kann man aber kaum mit dreißig Männern. Die Verwundeten sehen zu sehr von ihrem Gefühl aus und schließlich ist ja die Übersicht eines Soldaten in der Front so gering, daß er ja wirklich an das glauben kann, was er erzählt.

Nun bildet sich links vom Haus eine drängende Gruppe; wir beugen uns zum Fenster hinaus und sehen: es hat ein Geschäft (das einzige im Ort und das tut den Dienst erst seit einigen Tagen) den Laden geöffnet. Jetzt wird gekauft, was sich gibt, das Geld hat keinen Wert im Krieg. Ganze Päcke Wäsche trägt ein einzelner davon, Winterhemden, Taschentücher, Socken; dann Schokolade, Speck, Kerzen, Spiegel, Seife, Löffel, Messer und Gabel, Eßschalen — viele haben ihre schon lange verloren —, Zigarettenpapier, Rum, Kognak; was zu erreichen ist . . . brauch's nicht ich, nimmt's ein anderer. Solche Kaufgelegenheiten bieten sich nicht überall und nicht alle Tag. Was es kostet, ist Nebensache;

„macht nichts, tut nichts", denkt laut ein Wiener, „weil man's Geld nicht fressen kann." Ein Zivilist sieht einen Soldaten, der ein Spiel Karten ergattert hat; gleich will er auch eins kaufen, aber es gibt keins mehr; da läuft er dem Soldaten nach und handelt ihm das Spiel ab, fünf Kronen gibt er ihm dafür. Als ob's Glückskarten wären. Das Bild aus Wallensteins Lager liegt bei derlei Handel nahe. Nun sind plötzlich auch mehrere Weiber aufgetaucht, natürlich lauter hiesige; abgearbeitete Gestalten ohne Reiz; sie können sich unbehelligt unter die Soldateska mischen; einige verkaufen Obst, gedörrte Zwetschken und Äpfel; diese tragen sie in buntbestickten Tuchtaschen oder hinterm Hemd, eine Vorratskammer, der es an Eigenartigkeit wahrlich nicht fehlt, aber ländlich — sittlich (doch nicht immer appetitlich); mit Nüssen gemischt bieten sie getrocknete Zwetschken, auch an Fäden gereiht, an; 20 Heller kostet so ein „Rosenkranz"; er hat mehr Früchte als ein gewöhnlicher Korallen. Andere bringen in Bündeln ihren Männern und Vätern, die zur Arbeitsmannschaft eingeteilt sind, Eßwaren und Kleidungsstücke; einige drängen sich zum Kaufladen und bereiten die Münzen vor, indem sie sie aus dem Schnupftuch, das sie zum allgemeinen Gebrauch nicht benutzen, herausknüpfen. Es ist wirklich ein Jahrmarkt.

Auch die Betrunkenen fehlen nicht. Flaschen Rum kreisen in wahlloser Runde, jeder einmal einen tüchtigen Schluck; aber nicht alle sind's gewohnt und schon tanzt ein schlanker Ungar in anliegender

roter Hose, die Flasche in der Hand, seinen Czardas und Männer und Weiber schauen ihm zu und lachen. Ein auffällig dicker, großer Infanterist kauft gleich fünf Flaschen Rum und fünf Käsleibe und vertilgt sie. Was tut's! „Verkauft's mei' G'wand, i fahr' in Himmel." Das scheint er fast schon getan zu haben, denn er trägt keine Bluse, sondern nur ein dickes Wollunterleiberl. Es fehlt grad noch ein Ringelspiel, ein Würstelmann und eine Art südlichen Praters wäre fertig. Halloh, ist schon da! Eben kommt so eine Art Lokomotivmaschine, aber es ist doch kein Wiener Würstelkarren, sondern eine Fahrküche; nur das Aussehen hat sie mit ihm gemein.

Wir schauen wieder einmal auf die Brücke. Eben kommt eine lange Reihe maroder Pferde darüber, die auf die Weide getrieben werden. Es sind wohl recht müde Gäule; die meisten leiden an Satteldruck und tragen tellergroße, eiternde Wunden am Rücken. Im allgemeinen stehts aber gut mit den Pferden; das ist keine Kleinigkeit im Krieg. Unser Trainkommandant hat einmal bei der Menage den Ausspruch getan: „den Krieg entscheiden die Pferde." Wir lachten natürlich hell auf, aber mit Unrecht. Wenn die Pferde nicht aushalten, wer bringt die Verpflegung nach? Und ohne Verpflegung — — — der Ausspruch ähnelt dem bekannteren von der letzten Milliarde; jedermann sieht die Sache von seinem Gesichtspunkte aus. — An die kranken Pferde schlossen sich die dienstfreien gesunden; sie wurden spazieren geritten, damit sie Bewegung machten. Das ge-

schieht jeden Tag. O, wie viel zu besorgen und Tag für Tag zu erledigen ist! Der Krieg hat das Riesenungetüm einer modernen, ungewohnten, fürchterlichen Maschinerie in Bewegung gebracht.

Nach der schier endlosen Pferdereihe kam eine Kutsche dahergefahren, ein vornehmer Zweispänner, ein ganz ungewohnter Anblick. Ihr entstiegen zwei Offiziere, ein Major und ein Hauptmann, aber mit grünen Samtaufschlägen, Rosetten und Degen. Was ist das? Das konnte niemand deuten. Erst später erfuhren wir, daß es Kassabeamte seien. In der Post standen bereits sieben Kisten mit Geld für sie, zwei Millionen Kronen. Das wird bald verbraucht sein; die vielen tausend Soldaten und die Zivil-treiber und Kutscher!

Was kosten wohl allein die ungarischen Ochsen, Prachtkerle mit fast meterlangen Hörnern, die nun, sich drängend, über die Brücke stemmen. Unter ihnen — wieder ein seltenes Zusammentreffen — der Postwagen; es gelingt ihm, vorwärts zu kommen und schon hält er vor unserem Haus. Was wird er bringen an Briefen, Paketen und neuen Siegesnachrichten! Hoffentlich stehn die Deutschen vor Calais und vor Warschau und Unsere gehn weiter siegreich vor am San und an der Weichsel. Hier passiert nichts mehr; wir kennen unsere Leute; tapfer, Helden sind sie alle.

Das Gewirr und Gewimmel, das Untereinander ist nur Schein; alles geht nach Plan und Ziel vor. Ob mit Schreien und Schimpfen, ob schmutzig oder

sauber, ob kroatisch oder deutsch, das ist jetzt alles Nebensache: in allem ist Eile, ist Sicherheit, ist Befehl und Gehorsam, Ziel und Zweck, Anspannung aller Kräfte, Ausdauer. Bis zum Tod. Es kann nur gut gehn, es muß gelingen; unser wird der Sieg, ob es auf die Pferde oder die letzte Milliarde oder — auf die Tapferkeit der Soldaten und die Vorzüge der Leitung ankommt. Wir sind so sicher, wie wir noch gesund und bei bestem Humor sind. Das Gefühl, diese Sicherheit, wird uns niemand rauben. Sie hält uns auch aufrecht in allen Mühen und Entbehrungen, uns im Tal und die oben in den Erdhäusern und Schützengräben.

Jetzt zieht eine Karawane türkischer Flüchtlinge vorbei; sie kehren in ihre Heimat, Orte an der Grenze, zurück; zumeist Weiber und Kinder; viele Wagen; viel zu Fuß. Eine Frau trägt ein kleines Kind in einem Körbchen auf dem Kopf; sicher, es geschieht ihm nichts; sie wendet neugierig den Kopf nach allen Seiten, das Knirpserl fürchtet sich nicht. An der Brust trägt sie ein zweites Kind und neben ihr geht ein Mädchen, das wieder ein kleineres Schwesterlein am Rücken trägt. Größere Buben laufen barfuß nebenher, sie betteln von den Soldaten Zigarettenstumpferl, und was sie sonst kriegen, und patschen nach, daß der Kot spritzt. Arme Leute, ihr dürft wiederkehren. Zwar euer Haus werdet ihr wohl zerstört finden, aber der teure Boden ist da und rührige Hände werden bald die Greuel des Krieges wieder verwischen. Wir müssen noch warten,

fern, unendlich weit, ungeduldig und geduldig. Aber auch wir kehren zurück, zu Frau und Kindern, zu Eltern und Geschwistern, in unser Heim, in unser Glück. Und dann wird unsere teure Heimat herrlich und neu erstehn und erblühen. Euer Leiden wird sich mildern und unseres vergehn. Unser aller ist der Sieg und die Zukunft.

Dieser bewegungsreiche Morgen, vom Fenster aus gesehen, dieses Mühen und Hasten, diese Reichhaltigkeit und Allseitigkeit, der Humor und die Lebenslust, hat uns im guten Erwarten, im sichern Hoffen gestärkt.

Der Friedhof an der Drina.

Gen Allerseelen 1914.

Wo wir lagern, schmiegt sich die Drina an die serbischen Hänge, die Vorberge der Jagodina, die mit dem Heldenblut unserer Soldaten getränkt ist. Am österreichischen Ufer fügt sich eine Ablagerungsebene an, über einen Kilometer breit, und dann steigen unsere Berge, ziemlich jäh, mit Häusern bestreut, zu ansehnlicher Höhe.

Nicht weit von der Talstraße, über dem Ort, am Hang, unterm Wald steht, seitdem hier gekämpft wird, ein Friedhof. Er nimmt die Leichen derer auf, die noch lebend ins Tal geborgen zu werden vermochten. Die andern haben auch oben, an der Stätte des Todes, das freie Grab gefunden. Oben

zerstreut, auch in Massengräbern, selten einmal mit einem Kreuz bezeichnet und abgegrenzt, hier ein rechter Friedhof; Schmucklosigkeit ist einstweilen beider Art eigen, auch hier kommen fünf und sechs in ein Grab zu liegen. Nur daß die Gräber in geordneten Reihen stehn, daß sie zum Teil mit Steinlein umrandet, mit Blumen verziert sind und daß die Kreuze manchmal den Namen der Toten tragen.

Es ist Abend, der kühle Abend eines der späten schönen Herbsttage, die uns nun endlich nach langen Regenwochen beschert wurden. Ich steige den Hang zum Walde hinan, der Friedhof ist nicht mein Ziel, mit schweren Gedanken wollen wir uns nicht beladen.

Nicht weit vor mir aber sehe ich eine Gruppe fast eiligen Schritts aufwärtsgehn. Ich erreiche sie mit wenigen raschen Schritten. Es ist ein Begräbnis.

Vier Männer, Zivilisten in der Landestracht tragen eine Leiche; sie ist auf eine Sanitätstragbahre gebettet, mit dem schmutzigen Mantel des Toten zugedeckt. Särge gibt es hier nicht. Der Militärgeistliche geht, mit der Stola, voran, einige Soldaten und einige Neugierige folgen. Das ist reichlich einfach. Militärischen Kondukt kann man hier nicht halten, wo täglich so viele zu Grabe getragen werden. Wer Leichen, gefallene Helden sehen will, hat genug Gelegenheit, in einer Kammer zu ebener Erde, neben der Reichstraße liegen sie.

Am Friedhof spricht der Geistliche sein Gebet, dann läßt man den Leichnam an Stricken hinab ins Massengrab; es ist noch nicht voll, noch fehlt

einer; so wird nur ein wenig Erde drüber gebreitet, morgen wird das Grab wohl fertig, das zwanzigste große Beet hergerichtet sein von jener Saat, die für den jüngsten Tag erst reift.

Der Geistliche und die andern „Trauergäste" sind wieder fort, die Totengräber haben sich abseits zu einem Feuer gesetzt und drehen und rauchen ihre Zigarette. Die Dunkelheit ist rasch hereingebrochen, ein kaltes Lüftchen streicht vom Wald her, es fallen rings die letzten Blätter, rot, golden, braun, zerrissen, verrunzelt; Pferde wiehern von den Lagerplätzen am Hang und an der Straße, manchmal bellt ein Hund, fährt unten auf der Straße ein Wagen, ein Auto vorbei und durch alles schlingt sich und rauscht der Lärm des Lagerlebens. Einige Sternlein ziehen schon am Himmelsbogen zögernd auf.

Ich stehe allein, ans große Kreuz gelehnt, das bei der Einweihung dieser heiligen Stätte errichtet wurde, schaue, horche hinaus, in die Ebene, hinab ins Tal, hinüber auf die Berge, Lichter blitzen da und dort auf, die Lagerfeuer schwelen, Rauchwolken treiben zusammen. Es liegt nichts Auffälliges in allem, die Phantasie wird nicht ins Weite gelenkt, es regt sich die Stimme im Innern. . . . .

Tapfere Männer, die ihr hier ruht, ich grüße euch . . . Gehorsamsten Respekt, Herr Hauptmann! Servus, Kamerad! Heil euch, Deutschmeister! Gleich eurer sechs? Und Dreiundneunziger eine ganze Reihe! Und Vierundachtziger von St. Pölten? Nein? Auch

aus Wien? Ja, Wiener kämpfen jetzt viele. Und ihr alle, Deutsche, Ungarn, Dalmatiner, Polen, Rumänen, Offiziere und Mannschaft, junge und alte, Aktive, Reserve, ihr seid eine stattliche Zahl, ein kleines Österreich. Ich grüße euch. Die Hand kann ich euch nicht geben. Ich neige mein Haupt, ich beuge das Knie, ihr wißt schon, was ich meine. Helden, Männer, Österreicher, Vaterlandsverteidiger, Brüder, Vorbilder! Ich grüße euch. Von allen weiß ich die Namen nicht und nicht die Charge und den Titel. Ihr lächelt? Das hat nichts zur Sache? Was gilt? Die Kraft und der Wille und — daß ich noch wirken kann und ihr nicht mehr? Mancher von euch möchte aus der Grube steigen, nicht um Tage des Lebens noch zu genießen, nur um noch einmal in den Kampf zu treten und zu siegen und zu sterben. Noch einmal auf die Höhen dort drüben, ins Stürmen und in das Grausen hinein und noch einmal getroffen zu sinken und elend zu verbluten? Schlaft, Brüder, ruht, ihr habt euer Tagewerk vollbracht! Unser, der Lebenden, ist das Kommende. Glückliche Sterne walten über unserm gerechten Kampf, es wird vorwärtsgehn, zuversichtlich schauen wir in die Zukunft. Der Sieg muß unser sein.

Hier um euch wirds ruhig werden; die Hänge und der Talboden, die jetzt vom Lärm und Kriegsgetöse widerhallen, die der Huf von tausend und tausend Rossen zerstampft, der schwere Fuß der Soldaten breitquetscht, wo es in allen Sprachen Österreichs durcheinanderschreit, Kommandos hastig

vergellen, Wehrufe und Flüche ertönen, verängstigte Gesichter der Einheimischen, denen Gut und Habe zerstört ist, Schmerz und Verzweiflung kundtun, Patrouillen am Lagerfeuer frierend ihren Kukuruz braten, weiter und weiter Kolonnen ziehen, ankommen und rasten, wo Heldenkraft und Mannessinn Wunder der Tatkraft üben, Jugendmut und reife Art im Dienste des Vaterlands wetteifern, werden in ihrer früheren, fruchtbaren, südlichen Schönheit daliegen. Alles wächst und gedeiht wie zuvor, das Gewirr ist vorbei, die vielen fremden Menschen sind weit. Nur ihr, Blutzeugen, ihr bleibt da. Ihr ruht hier in die ewigen Tage in der Tiefe der braunen Erde mit dem Gesicht gegen die Berge gewandt, die ihr erobert habt, zu den Brüdern, die oben ihr Grab gefunden, zu den Denksäulen, die einstens auf dem Gipfel erstehn. Euch weckt der Geschützdonner nicht mehr und die fiebernde Angst des Vorwärtsstrebens. Über euch leuchten gleichmäßig, ruhig Nächte und Jahre die ewigen Sterne.

Ich nehme nun die elektrische Taschenlampe und leuchte an den Gräbern und Kreuzen herum. Einige Holzkreuze tragen Inschriften: Hauptmann Zpytovsky 12. IX. 1914. J.-R. 102. — Reserveleutnant Franz Fiala I. 93. Von diesem Bataillon ruhen noch fünf nebeneinander. Ihre Kreuze fallen durch Zierlichkeit auf und durch die schöne blaue Schrift der Namen. Der Kompanietischler scheint ein geschickter und schreibkundiger Mann gewesen zu sein; andere

Kreuze sind wohl sehr ungehobelt und die Inschrift strotzt von Schreibfehlern. Im ganzen ist der Friedhof noch recht armselig ausgestattet und ich denke an das Gedicht von J. G. Seidl:

„Fern auf fremder Aue,
da liegt ein toter Soldat,
ein ungezählter, vergeßner,
wie brav er gekämpft auch hat.“

Man wird an sie denken, an die Tapferen, die Österreich wieder groß gemacht haben. Das goldene Buch der Gefallenen wird sie anführen mit Charge, Geburtsjahr, Regiment und Todestag, ebenso wie den General und den Hauptmann.

Und nach Jahren wird dieser Friedhof gehegt und gepflegt sein und ein herrliches Denkmal seine goldenen Namen zur Drina hinüber und auf die Berge hinaufleuchten.

Ein Grab fällt mir durch den Schmuck auf, den es trägt. Mit runden Steinchen ist's eingefaßt, aus farbigen Kieselsteinen in der Mitte ein Kreuz gebildet wie bei uns zu Haus zu Allerseelen auf den Gräbern ärmerer Leute, und an den Ecken stehn Astern, sie lassen die blauen runden Köpfchen hängen. Jetzt erst leuchte ich auf die Inschrift und lese: Reservekadett Franz Karl Hoffmann. Hoffmann? Es gibt viele. Aber Franz Karl? Das ist doch der . . . Ich schaue nochmals. I./81. Infanterieregiment. Ja freilich. O weh, du auch schon? Ich lernte ihn auf einer Bergpartie in Tirol kennen, ein frischer, temperamentvoller junger Mann. Wie

er damals gelaufen ist, nicht nachzukommen. Seine Mutter war mit ihm und eine Schwester, eine schöne Wienerin. Die ist unterdes Schauspielerin geworden oder Vortragsmeisterin, noch im vorigen Winter hörte ich sie bei einer Wohltätigkeitsakademie. Und jetzt stieg es mir grausig auf. Damals trug sie mit großer Wirkung das Gedicht „Die erste Nacht" von Isolde Kurz vor. Es heißt so:

> Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
> O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
> In kalter Erde ist dein Bett gemacht.
> Wie wirst du schlummern diese Nacht?
>
> Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
> Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht,
> kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
> spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.
>
> Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
> Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
> Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
> wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Zart, ruhig, mit etwas zitternder Stimme gab sie es, ein tiefes, süßes Frauenwesen am Grab des jungen Gemahls.

> Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
> wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

So schlecht, so schlicht, auf fremdem Boden ... Sie werden es wohl schon wissen. Franz Karl Hoffmann. Da muß ich dir wieder begegnen? Aber auf einem Berg bist du gefallen, Bergjüngling. Und deine Mutter? Ob sie den Leichnam wird

nach Wien bringen lassen? Sonst kauft sie wohl ein Grab, für sie bestimmt; und setzt einen Stein. Der obere Teil bleibt für sie frei; weiter unten läßt sie schreiben: „Mein einziger Sohn, Franz Karl Hoffmann, stud. jur., gefallen als Reservekadett auf dem Berg Citluk in Serbien im August 1914." Und zu Allerseelen wird sie hinauspilgern in die Stadt der Toten und einen Kranz niederlegen, das leere Grab zu schmücken, und wird weinen . . .

Wer die Tränen zählen müßte, die heuer fließen! Es ist wohl ein Strom, der gewaltig von den Bergen stürzt und im weiten Tal sich dehnt. Es ist das Jahr der Tränen, des unendlichen Jammers, wie es das Jahr der Menschengröße und des Ruhmes ist. Daß sich schon einmal im Menschenschicksal Größe und Tragik vereinen müssen! Das Theater ist doch ein Abbild des Lebens und die Tragödie seine größte und ursprüngliche Sache.

Neben der Mutter wird die Schwester am Grab in Wien stehn und ihren Bruder betrauern, der in Serbien sein junges Leben einsetzte; ein Jahr und vielleicht noch ein zweites und dann wird sie einem Mann anhangen und vergessen. Und's Mütterlein wird allein zur Gedenkstatt wallen, Jahre und Jahre, getreu, bis man es einmal getragen bringt, im Sarg, und dann ruht sie „neben ihrem Sohn" . . .

Ach, was soll der Jammer frommen, wir lassen uns nicht beugen, ein Friedhof ists nichts Passendes für den Soldaten, er macht ihn weich und träumerisch.

Da oder dort, im Heimatboden oder auf fremder Erde . . .

Und sollt' ich sie lebend nicht wiedersehn,
die Heimat, so möcht' ich drin sterben gehn
und ruhen bei meinem Mütterlein —
nur nicht in der Fremde, nur nicht allein.

Das gilt nicht, das muß ausgeschaltet werden zur Kriegszeit. — Dort drüben stehn die Berge, über der Drina liegt das Land, das wir zu „bebauen" haben werden; ist's heut oder morgen, wir werden vorwärtsgehn, stürmen, das Ziel erreichen oder liegen bleiben, liegen bleiben im Grab, dort oder hier.

Ich tappe an den Gräbern weiter, bin schon einmal hieher festgebannt. Lauter Unbekannte. Beim Grab eines Ulanen spreche ich die Verslein Wilhelm Herberts vor mich hin:

Bruder, weiß nicht, wer du bist,
der da ausgelitten!
Weiß nur, daß es einer ist,
der wie ich gestritten!

Der den letzten Tropfen Blut
gab für deutsche Ehre,
weil ja keiner drunten ruht,
bei dem's anders wäre!

Gott bewahr die Seele dein!
Ziehn beim Glockenläuten
wir zur Heimat siegreich ein,
wirst auch du mitreiten!

Es ist nun völlig Nacht geworden. Die Berge stehn schwarz und schweigend. Überall ringsum an

den Hängen und an der Drina brennen die Feuer. Ein Schauspiel beinah, wie wenn man vom Kahlenberg nachts nach Wien heimwärtskehrt. Alles Grauen ist geschwunden, die Trübsinnsseifenblasen sind freundlich glänzend verspritzt, es lebt nur beruhigter Hoffnungsschimmer im Herzen, die dem Mann im Feld so nötige Gelassenheit, die alles nimmt, wie's kommt, den Augenblick nutzt und nicht über den nächsten Tag hinaus sorgt und auf Gott vertraut.

Auf dem Heimweg komme ich bei einer Kirche vorbei; sie ist jetzt zum Lazarett geworden; Kirche ist sie trotzdem geblieben. Herr im Himmel, dir seien die Toten empfohlen, tröste die Meinigen zu Haus und führe uns nach deinem Willen!

Einmarsch und Rückzug.

Vorwärts! Meine Geschichte von der Zviesda.

Jedermann weiß, daß die österreichischen Truppen schon im August bis Valjevo und im Sandschak glücklich vorgerückt waren, daß Schabaz nach hartnäckigem Kampfe in unsern Händen lag, daß dann zwei Drittel der Truppen auf den russischen Kriegsschauplatz abgezogen und trotzdem die Höhen vor Krupanj und Losica, die Jagodina, der Cerny vrh und andere Berge heldenmütig gewonnen und gehalten, daß einige serbische Regimenter bei Mitrovica vernichtet und gefangen, daß ihre Brigaden, die über Vischegrad gegen Serajevo vorzudringen vermocht hatten, aufgehalten und zurückgewiesen wurden. Unsere Südarmee hatte ihre bedeutenden Erfolge, trug blutigen Lorbeers den ruhmvollsten Kranz, nirgends ist tapferer und rücksichtsloser gekämpft worden, die Berge und Spitzen alle im Kreis waren Zeugen echt österreichischen Stürmermutes; nun verlangten die Abgänge gründlichen Ersatz an Mann und Gerät und die neue Sache neue Menschen.

Sobald alles bereit gestellt war, ging es anfangs November wieder vorwärts, diesmal in unerhörtem

Sturm- und Feuerschritt, mit Glanz und Gloria. Die Serben verließen ihre Höhenstellungen bei Krupanj, die sie für uneinnehmbar gehalten hatten, Valjevo und die Kolubara gehörten uns. Nun mußte die Front über Uzice nach Vischegrad ausgedehnt werden. Eine Division überschritt die Drina bei Bratunac-Ljubovia; ihre rechte Flügelgruppe, eine Brigade, sollte nach Uzice vordringen. Zu ihr gehörte unser Landsturmregiment, bestehend aus zwei Bataillonen und einer Maschinengewehrabteilung.

Wir marschierten voraus, die Grenzberge zu sichern, das Feuer des Gegners, der über der Drina bereit stand, auf uns zu ziehen. Die Brigade rückte dem neu gebauten Weg, gedeckt, unbemerkt nach, übersetzte an unvermuteter Stelle den Fluß, erkämpfte die nächsten Höhen; „die Uhr geht gut", sagte einmal der Brigadier am Telephon, wir sahen die Tapfern die Höhen hinaufstürmen, sahen die Serben laufen, freuten uns des Erfolges, wir zogen nach.

Am 14. November war's; ein feuchtkühler Morgen, an Tag vorher war Schnee gefallen. Um 4 Uhr früh brachen wir auf, tappten durch Schnee und Kot zur Drina hinab, bestiegen die Pontons, ließen uns hinüber treiben, sammelten uns, marschierten zwei Stunden den Fluß entlang. . . Was schießen da vorn die Geschütze? Und Gewehrfeuer? Dort ist noch eine Höhe zu nehmen. Das wird unser Werk sein. Vorwärts!

Kurze Rast. Warum? Noch sind wir nicht

müd. Stockung? Werden vorn schon die ersten Kompanien eingesetzt? Der Feind sieht uns nicht, sonst schösse er auf uns. Weiter, weiter! Am Weg lagen kleine Deckungen, drin standen noch vor Tagen die serbischen Grenzposten; Haufen Hülsen; na, die haben sie umsonst verpulvert!

Was will der Reiter vorn? Ist's schon Zeit? Jetzt sehen wir eine unserer Kompanien den Wiesenhang aufwärts schwärmen. Oben am Kamm liegt Militär. Also, wir sind da. Noch eine Stunde, dann sind wir drinnen. Was wird heut am Abend sein? Wer von uns wird zuerst bluten? Das Infanteriefeuer ist schon sehr nah.

Halt! In einem Obstgarten lagern wir. Eine Kompanie wird auf einen Berg gewiesen; was geht's mich an, wie der heißt; sie soll die Landwehr, die von einem höheren, bereits genommenen, auf diesen heruntersteigen wird, in der Flanke unterstützen, ein Entweichen des Gegners nach dieser Seite verhindern. Wird nichts dran sein, geht nur! Wir sind Reserve, legen uns ins Gras, schlafen ein weniges, bekommen Menage; gelegentlich surrt wohl ein Hochflieger im Baumlaub, am Holzzaun, tut nichts. Abends stellen wir sogar Zelte auf und legen uns getrost nieder.

Und jetzt die Geschichte von der Zviesda. Freund Ignaz erzählt sie anders, ich erzähle sie so:

Um zwölf Uhr nachts, grad zur Geisterstunde, schritt der Adjutant ins Zelt herein: Leutnant Neu-

mair hat sofort mit einer Halbkompanie auf Höhe Zviesda abzurücken, die Kompanie, die dort im Kampfe steht, zu unterstützen, ihr Munition und Reserveverpflegung nachzuschieben und die dritte Schanze, die diese Kompanie zu nehmen nicht mehr imstande ist, unbedingt zu stürmen.

Das ist viel auf einmal. Ich springe heraus. — „Also, bitte, noch einmal"! . . . „Zviesda? Ach ja, das ist der Berg, den gestern die Erste zugewiesen bekam. Und wie stehts da oben?" — So und so und so. „Und wie finde ich hinauf?" — „Das ist deine Sache." — „Ja, es wird doch jemand herabgekommen sein, der kann mich doch wieder hinaufführen?" — „Der ist erschöpft, kann nicht mehr hinauf." — „So? Erschöpft? Na, wo ist er denn?" — „Da draußen, beim Feuer sitzt er."

Ich alarmiere die zwei Züge, gebe die notwendigen Befehle, richte mich selbst zurecht. — „Also, wie stehts?" frage ich den Boten. Der ist ganz verwirrt, ausgepumpt. Ein schreckliches Untereinander, wer soll daraus klar werden? Und Räubergeschichten! Gleich bei der ersten Schanze liegt ein Toter, ich solle nicht drüber stolpern, dann zur zweiten hinauf, dort liege ein Teil der Kompanie, ein Teil sei auseinander gestoben, mörderisches Feuer, von zwei Seiten, Dunkelheit, Rufe, Hornsignale, zwei feindliche Kompanien, starke Schanzen, Verwundete, Tote, schrecklich, schrecklich; schnelle Hilfe notwendig; wer weiß, wie es jetzt oben steht. — „Da stärke dich, Held", und ich reiche ihm die Feldflasche, in der

nicht Wasser war. Und dann noch einmal. Jetzt weiß ich beiläufig, um was es sich handelt. Ganz klar ist die Geschichte zwar nicht, ich kann sie nicht gut in die allgemeine Lage reimen.

Heute weiß ich noch nicht, kann mir nicht erklären, warum ich die Sache damals so bagatellmäßig behandelte. Es war mir mehr ein Ulk als schwere Pflicht. Von Furcht kein Funke, nicht ein I-Tüpferl. Der Hauptgrund war wohl, daß ich dem Boten nicht glaubte, seine Schilderung war so verworren, übertrieben, wie einem Kriegsschauderroman entnommen. Oder war der Mann betrunken? Also Ergo Tapferovic, führ mich!

Wir zündeten eine Zugslaterne an und kletterten die Höhe hinan. Schwer ging's, der Weg war schlüpfrig, schmal, schwer zu finden. Leute rutschten aus und fielen. Man lachte dazu. Mein Diener, ein ungeschickter Schnauzbart, stolpert jeden zweiten Schritt. Da, halt dich an mich an! Er ergreift den Zipfel meines Pelzes. — Nach einer halben Stunde haben wir die erste Höhe, sehen die zwei Gebirgsgeschütze, die bei Tag in die Deckungen des Feindes gegenüber gefeuert; sehen Tornister auf der Straße liegen; die hat die Kompanie, die oben im Gefecht ist, hier abgelegt, Tragtiere stehn drum herum und einige Leute schlafen mitten unter ihnen. Stockdunkle Nacht.

Bis hieher gehört die Gegend sozusagen uns, jetzt kommt schon feindliches Gebiet. Der Mann führt uns noch einige Schritte vor, weist hinüber

auf den Berg, auf dem die Kompanie liegt; ich seh ihn nicht, nur eine Linie, die sich unmerklich aus Nacht und Nebel abhebt. Ich solle zuerst zum Bach hinabsteigen, da ich rauschen höre, dann rechts hinauf. „Wie weit?" — „Ja, das weiß ich so genau nicht, zwei bis drei Stunden." „Aber geh, das ist doch nicht möglich, das kann doch nur eine Stunde sein. Es ist doch der Berg da drüben? — „Ja wohl, der da, gradaus. Wir kommen am Hang zu einem Haus, von dort weg dem Kamm zu, zuerst ein Wald, dann Wiesen."

Jetzt den Weg nicht verlieren! Es war ein schmales Steiglein, ein Kitzsteig, wie man in Tirol sagt. Licht zu machen, war gefährlich. Der Arzt, der mit mir geht, um die vielen Verwundeten, die der Mann gemeldet, zu pflegen, rät, ich solle doch eine Sicherung vorausschicken. „Nützt nichts, Doktor; die verlieren wir höchstens; am besten beisammenbleiben! — Zwei Mann vor, Weg suchen!" Ich führe das andere; knapp hinter ihnen. Schritt vor Schritt, langsam, in Windungen, durch Jungwald gehts abwärts. Kein Laut, ein Gegner hätte uns nicht kommen hören.

Nach einer halben Stunde sind wir dem Rauschebach schon ziemlich nahe, jetzt ist's stämmiger Hochwald, gar Fichten, aber sie stehn vereinzelt. Eine Art Schauer lag doch über dem Ganzen. Wie werden wir hinaufkommen, so im blinden. Die Fährte biegt jetzt rechts hinüber. Da — die zwei Wegsucher bleiben stehn: „Watra, ein Licht!" Jetzt Vorsicht! Ich sage zum Feldwebel: „Sie und sechs Mann

gehn mit mir; die andern sollen sich hier sammeln." Ihn brauchte ich als Dolmetsch. Wir gehn weiter. Das Licht ist rechts oben. Ein Lagerfeuer? Ein Haus? . . .

Es ist ein Haus. Die Leute nehmen Bajonett auf; zwei stellen sich zum Tor, zwei streichen ums Haus, zu sehen, ob noch ein Ausgang sei; zwei treten mit mir und dem Feldwebel ein. Ein offenes Feuer im Vorraum der Küche. Wir klopften an die erste Tür, ich leuchte mit der elektrischen Taschenlampe hinein. In der Ecke erhebt sich ein altes Weib und bricht mit einem Wortschwall gegen uns los. Was sagt sie? Sie soll's Maul halten, soll höchstens sagen, ob Serben in der Nähe sind. — Nein, sie habe nur die Unserigen am Nachmittag vorbeimarschieren gesehen. So? Dann soll sie oder noch besser der Mann, der neben ihr am Boden liegt, uns führen. Der Mann sei krank. Ach was, krank, das kann jeder sagen. Auf! — Es ist ein verhuzeltes Männlein, wohl an die siebzig. Der schadet uns nicht, soll ihn der Teufel holen. Vorwärts, stara (Alte), führ uns über den Bach. Sind noch Leute im Haus? Ja, in der andern Stube. Wir leuchten auch dort hinein; drei jüngere Weibsbilder, sie haben sich eben aus dem Schlaf erhoben, unordentlich, zerrauft, eklig; doch, eine ist nicht ganz unschön. Soll uns die führen, wenn die Alte zu Haus bleiben will. Nein, sie geht lieber selbst. Meinetwegen. Wir täten der Jungen auch nichts. Also vorwärts, vorwärts! Sie wollte sich aber noch die Opanken an-

ziehen und der Feldwebel tritt dafür ein. „Machen Sie keine Umstände! Das wird sie nicht töten, wenn sie das bissel Weg barfuß geht.“ Aber er hat andere Ansichten als ich, er will mit Milde regieren. „Tun Sie, was Sie wollen, nur schnell! ich warte vor dem Haus, da stinkt's mir zu viel.“

Während ich vor der Tür unruhig von einem Fuß auf den andern trat und in die zwei Sternlein schaute, die zwischen den Nebeln sichtbar wurden, hielt mein Feldwebel der Frau, die sich die Opanken anzog, einen Vortrag über die österreichischen Erfolge und das österreichische Militär und gab einem der Mädchen, die sich nun aus ihrer Stube gewagt hatten und ums Feuer standen, eine Silberkrone. Endlich war die Geschichte erledigt.

Wir marschierten weiter, noch einige hundert Schritte zum Bache hinab, auf einem wackeligen Stammbelag darüber und dort sammelten wir uns. Es blieb doch nichts übrig, als mit Zündhölzchen kurze Lichtzeichen zu geben, einige Männer hatten sich nicht genug angeschlossen und so Verbindung und Richtung verloren.

Wir rasteten ein Viertelstündchen und ich besprach mit dem Arzt und dem Feldwebel das Weitere. Im Hause, zu dem wir nun bald kommen mußten, solle der Arzt zurückbleiben, mit einer kleinen Bedeckung, und seinen Hilfsplatz errichten, der Feldwebel möge vorausgehn, alles vorbereiten und dann uns nachkommen. — Es ging langsam vorwärts. Rechts sah ich bald den Wald, von dem

der Bote gesprochen hatte. Dem wollte ich ausweichen; wenn am End noch eine feindliche Patrouille drin ist, hält sie uns übermäßig — in der Nacht — auf, das hat keinen Sinn; wir müssen schauen, hinaufzukommen, dann erledigt sich alles andere von selbst.

Wir bogen also links aus, tasteten durch Farren und Brombeergestrüpp, krochen in eine tiefe Verschneidung und wieder hinauf, schleppten uns durch einen brachen Acker, dicke Erdschollen an den Schuhen, kamen in eine sumpfige Hangwiese, zu einem Stall, er war leer, zu einer Art Almhütte mit Kohlgarten ringsum, durch einen leichten Birkenbestand und jetzt links hinauf. Es dämmerte schon, auf die Uhr zu schauen, nahm ich mir nicht Zeit oder vergaß. Nach halbstündigem langsamen Emporkriechen sind wir an einem Querkamm.

Unter der Böschung halt und nieder! Ich gehe vor und schaue. Wo sind die Schanzen? Die Gegend ist ganz anders, als ich sie mir nach der Schilderung vorgestellt hatte, ganz anders. Entweder bin ich doch falsch gegangen, zu weit links gekommen oder es ist noch sehr weit zum Ziel oder die Schilderung war falsch. An letzteres dachte ich in diesem Augenblick noch gar nicht. — Was ist da oben? Der Kamm fiel steil ab, erhob sich dann im gleichen Verhältnis und — da gehn ja Truppen vor? In ganzen Linien; und Schützengräben mitten im Berg und Posten stehn dort. Du verflixter Feldstecher, zeig doch deutlicher! Was ist das?

Unsrige? Serben? Das wäre fatal. Die gehn ja grad auf uns los. Im Schnee, der oben reichlich lag, ist nichts ordentlich zu sehen. Ist's nur Täuschung? Ich lasse den Feldwebel und einen frischen Gefreiten durchs Glas schauen. — „Serben sinds." — Aber was nicht noch? Wie kommen die daher? Da säßen wir gründlich in der Patsch. Die Landwehr ists und der Berg ist der Jasenovac, den sie gestern genommen. Und ihr werdet sehen, die erste Kompanie ist gar nicht weit rechts. Kurz und gut, der erste Zug bleibt einstweilen hier und beobachtet, ist im Notfall Reserve. Ich versuchs mit dem zweiten nach rechts. Schnell zwei Patrouillen voraus. „Zugsführer, gehn Sie mit und gleich melden, wenn Sie etwas sehen!"

Also unterm Kamm rechts marschieren, durch Buchenwald, durch Schnee bis zu den Knien, nur vorwärts! Ausgreifen! — Da krachts vorn. Die Patrouillen. Was ist's. Einer kommt zurückgelaufen: „Jedna (eine Deckung)". — „Wo?" — „Tapus (dort)". — Ich laufe hin. Und jetzt wieder Feuer über der Deckung hinaus, die ich nun sehe. Also zwei Mann vorkriechen, schauen, was los ist. Ich liege hinter einem Baum und schau und schaue und kann nichts sehen. Da winken schon die zwei mit der Kappe. Also Feind. Ich laufe hinzu. Keine Rede, die gesuchte Kompanie ist es. Gottlob. Das ist ja schneller gegangen, als ich erwartet hatte. Die berühmte Schanze schaute nicht so gefährlich aus. Ich krieche rückwärts hinein und mache mich dabei

von oben bis unten schmutzig. Ein Leutnant ist drinnen und ein Zug. „Servus, da seid ihr? Was ist da droben geschossen worden?“ — „Eine serbische Patrouille hat sich im Wald vorbeigedrückt. Aha, da bringen sie einen“. — Zwei Infanteristen führten einen Gefangenen heran, die andern der Patrouille waren entkommen.

Während die Mannschaft dem Serben Gewehr und Munition abnahmen, erfuhr ich vom Kameraden: hier sind eineinhalb Züge, ebensoviel dürften rechts draußen, weiter unten liegen, das andere ist verlaufen. Vom Feind, der gestern Abend noch oben in der nächsten Deckung, etwa dreihundert Schritte entfernt, schoß, nichts mehr bemerkt; vielleicht hat er sich in der Nacht zurückgezogen.

Wir fragen den Gefangenen: „Wie viel sind oben?“ „Neznam bogami, (ich weiß nicht, bei Gott)“; er sei gestern abend als Patrouille ausgeschickt worden und habe jetzt zurückkehren wollen; gestern seien zwei Kompanien oben gewesen. — „Aber, lüg nicht! Zwei Kompanien! In der ganzen Gegend vielleicht, aber nicht in der Deckung da oben.“ — „Ja, zwei Kompanien; die Deckungen sind groß und strecken sich, etwas höher, von hier aus nicht zu sehen, nach links.“ — Na, ich danke, gegen zwei Kompanien kommen wir nicht auf. „Aber warum schießen die Kerle nicht? Sie mußten mich doch haben kommen sehen. Geh, Kamerad, ’s ist keine Katz mehr oben — — —. Du, ich hab da ganz oben links Truppen gesehen, wenn ich mich in der

verflixten Dämmerung nicht getäuscht habe. Was ist das?“ — „Das dürfte die Landwehr sein, sie war gestern schon oben.“ — „Na, Gottlob; dann garantier ich dir, die Serben sind ausgerissen.“ — „Also, mein linker Zug soll daherkommen, eure anderthalb Züge von rechts auch. Dann gehn wir los.“

Ich zünde mir die erste Zigarette an und bohre mich mit dem Feldstecher oben in die Deckung. Der verfluchte Nebel! Nichts zu sehen. — Um Himmelswillen, niemand ist mehr oben!

Die Züge kamen, ein Leutnant führte sie: „Wer ist der Älteste unter uns? .. Ich? Also auf mein Kommando. Jeder Zug schickt eine Patrouille vor. Dann werden wir's gleich haben.“ Noch sehe ich, wie die Männer, das Gewehr in der Hand, vorgehn, in den Nebel eindringen . . . Spannung . . . Nichts ist los. „Mein erster Zug bleibt als Reserve hier. — Vorwärts!“

Wir sprangen aus den Schützengräben und gingen einige Schritte. Jetzt wußten wir schon fast sicher, daß nichts oben ist. Sonst hätte die Schießerei schon begonnen. Noch fünfzig Schritte. Dann taucht schon ein Mann aus dem Nebel auf und zeigt: nichts. Na also! Jetzt ist die Mannschaft nicht mehr zu halten. Lachend erreichen wir die Deckungen. Leer. Einige Hülsen. Einige Patronen. Zwei Schaufeln. Zwei Gewehre. Kleiderfetzen. Stroh. Sonst nichts.

Die nun noch nötigen Befehle sind bald gegeben. Ich lasse die Munition und die Fleischkonserven, die wir mitgebracht, austeilen, schicke eine Verbindung

zur Landwehr hinauf, sammle meine Leute. „Viel Vergnügen, Kamerad; meine Aufgabe ist erledigt, ich fahr ab. Die Verwundeten nehmen wir mit zum Hilfsplatz, der ist unten im ersten Haus."

Wir steigen den Berg hinab, diesmal den nächsten Weg, durch den Wald; unten trafen wir den Arzt, gut aufgehoben, die vielköpfige Serbenfamilie des Hauses um ihn. Er war doch etwas besorgt um uns und freute sich nun des unblutigen Erfolges. Wir rasteten ein wenig, bekamen Zwetschken, Nüsse und Äpfel und auch ein wenig Slibowitz, der war für die Mannschaft. Der Familie muße ich jedan Zedul ausstellen, eine Bescheinigung, daß sie sich anständig benommen habe. Die schönste Tochter des Hauses bekam dazu noch ein Geschenk, ein Paar violette lange Strümpfe, eine Herrlichkeit; ich hatte sie noch vor dem Drinaübergang aus Wien erhalten.

Dann schieden wir. Wir stiegen langsam wieder den Fußsteig hinan; bei Tag sah er recht friedlich aus, nicht zu verfehlen. Oben „fanden" die Männer irgendwo einen großen Laib Käse und einen Weitling Rakja, Schnaps. Sie waren mit dem Ausflug zufrieden.

Die Kompanie trafen wir nicht mehr auf dem Lagerplatz, sie war schon eingesetzt.

Das war der erste Streich. Und der zweite folgt sogleich.

„Überreift und überschneit."

19. November 1914.

Zwei Tage lagen wir noch auf dem Bergrücken, der serbischen Stellung gegenüber. Wir schossen und schossen. Mit uns die zwei Gebirgsgeschütze und unsere zwei Maschinengewehre. Angehn konnten wir die Stellung nicht, denn wir waren zu schwach; nach der Aussage eines Gefangenen lag uns ein ganzes Regiment gegenüber, frische Truppen; und vier Geschütze sandten uns das Ihre; hoch im Bogen; mit Pfeifen und Krachen; in der Früh, am Mittag und zum Abendgruß.

Am dritten Tage, gegen zwölf Uhr bemerkten wir, daß es um einige gegnerische Schützengräben am Hang lebendig wurde; sie liefen schon; unsere Geschütze hatten, schien es, gut getroffen und die guten Leute hielten uns wohl — nach dem Lärm — für stärker, als wir waren. Also „zum Angriff!" Patrouillen voraus und unsere Kompanie in Schwarmlinie nach.

Wir erstiegen die erste Deckung, die zweite; nahmen zurückgelassene Gewehre und Munition mit, sahen hinter den Deckungen die Unterkünfte, sicher für zwei Kompanien, und erklommen den zweiten, höheren Gipfel.

Auf dem Weg durch eine seitliche Mulde lag eine kleine Ortschaft, etwa zehn Häuser. Diese mußten durchsucht werden. Unheimlich polterten die Gewehrkolben an die Türen, Hunde bellten, Schweine

grunzten, Hühner, denen die Mannschaft gleich nachstellte, schrien; aus dem letzten Haus, dem schönsten, gellte Weiber-, Kinder- und Soldatengeschrei untereinander. Als wir näher kamen, bot sich ein artiger Anblick: die „Festung" ergab sich, die Streiter zogen aus, voran eine alte Frau; sie trug an einer Gerte ein weißes Tuch, das Friedenszeichen; hinter ihr ein Kind, etwa vier Jahre alt, dann eine Mutter mit dem Säugling an der Brust und einem Kind an der Hand, dann noch zwei Weiber. Die Stara hielt an uns eine große Ansprache, von der ich kaum ein Wort verstand.

Ich schickte die Gesellschaft mit einem Mann zum Kommandanten und wir rückten den jähen Hang weiter, an einem Friedhof vorbei, an Schützendeckungen, an Feldunterkünften, an frischen Löchern in der Erde, den Spuren unserer Granaten und Schrapnells. Als diese häufiger wurden und der Boden fast wie ein geackertes Feld ausschaute, standen wir bei der feindlichen Geschützstellung und am Gipfel. Er war erstiegen, nicht erfochten, aber er war unser. Bald flatterte die schwarz-gelbe Fahne auf hoher Stange, daß sie die freudige Kunde zu den Truppen auf den nächsten Bergen trage, und Patrouillen schoben sich weiter vor, auf den Abfallsrücken und die Hänge; sie trafen noch einige Nachzügler oder abwartende Patrouillen des Gegners und so schlossen sausende Kriegsgrüße das Unternehmen und die Arbeit des Tages.

Hinter uns folgten noch drei Kompanien; bis

sie die Höhe erreicht hatten, war es dunkel geworden; wir mußten hier bleiben und übernachten. Über den ganzen Hang zog sich eine Plänklerkette; die Leute gruben sich ein, holten Stroh herbei, machten es sich bequem, soweit es in dieser Lage eben ging; und damit konnte die Nacht, die niemandes Freund ist, kommen. Wir waren gesichert.

Mir machte der Pionier des Zuges eine Deckung und Schlafstelle, einige Schritte hinter der Front meines Zuges. Es war eine Grube, 1,80 Meter lang, 50 Zentimeter breit und an der Kopfseite ebenso tief. Da sich während der Arbeit unter die Sterne schwarze Wolken schoben und weil er ein tüchtiger, braver Mensch ist, tat er ein Übriges: er deckte die Grube mit Brettern, die er von einem Schweinestall in nächster Nähe geholt hatte, legte Rasenziegel darüber und eine Matte aus Stroh. Auch die Sohle wurde freigebig mit Stroh bepolstert; es ist daran in dieser Gegend, im Tal und auf den Höhen, kein Mangel.

Damit und mit Visitierungen und Meldungen war es sieben Uhr geworden, der Diener breitete die Schlafdecke ein, ich schaute währenddes nochmals in die dunkle Weite, beobachtete die Lichtsignale in der Ferne und kroch dann in die Höhle, wickelte mich in die Decke und der Diener legte noch zwei Bündel Stroh sorgsam auf die Beine und die Füße. Es war ein gutes, warmes Lager und ich schlief bald ein.

Gegen Mitternacht weckten mich einige schwere Tropfen, die durch das Dach sickerten; es regnete. Macht nichts; nur die Mannschaft ist zu bedauern. Ich setzte mich auf und rief den Zugsführer. — „Nichts Neues, alles in Ordnung.“ — Also weiter geschlafen! Es glückte aber nicht mehr ganz gut. Die Füße waren warm, aber an Brust und Händen krabbelte die Morgenkälte.

Gegen sechs Uhr früh war ich völlig wach. Durch die Luke zu meinen Füßen sah ich den morgenden Tagnebel, weiß und grau, dicht; alles mit dickem Frost überzogen, die Erde zunächst vor meiner Hütte, das Stroh auf den Füßen, der Rucksack, der draußen liegen bleiben mußte, weil er herinnen keinen Platz gefunden, der Boden, soweit ihn der Nebel sehen ließ, und die Wachholderstauden darauf, die Zeltdecke, in die sich mein Diener gehüllt hatte, der vor meiner Höhle in einer kleineren Grube lag, und die Steine ringsum, die Mäntel der Soldaten, die mit Meldungen kamen, alles voll harten Frostes. Alles überreift — und überschneit. Denn jetzt begann es zu schneien; in kleinen, wässerigen Flocken. Der Wind trieb sie auch zu mir herein und legte sie aufs Stroh und auf die Decke, wo sie bald in ein kleines Wassertröpfchen sich auflösten.

Überreift und überschneit. Ich denke an das Volkslied: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst“, das ich als Student so gern gesungen. Da heißt es in der dritten Strophe:

Kampiere oft zur Winterszeit
in Sturm und Wetternacht,
hab überreift und überschneit,
den Stein zum Bett gemacht;
auf Dornen schlief ich wie auf Flaum,
vom Nordwind überrührt . . .
Und dennoch hat die harte Brust
die Liebe auch gespürt.

Es ist nicht zum erstenmal in diesem Feldzug, daß diese Situation wahr geworden. Heute kann ich sie beschreiben. Bis die Menage den Berg heraufkommt, werde ich „im Bett bleiben", ich sehe draußen nicht mehr als hier. So zog ich den Rucksack herein — wie kalt und naß! — und nahm daraus den Block und schrieb und schreibe. Der Rucksack ist der Schreibtisch, und wenn die Finger zu erstarren drohen, stecke ich die Hand, bis sie wieder warm wird, unter die Decke.

Überreift und überschneit. — O selige Kindertage, wo wir in diesem Zustand uns wohl fühlten; die Schneeballschlachten und das Rodelfahren, das Soldatenspielen, das wir oft auch im Winter betrieben! Armer Leutnant Edi von damals, jetzt ist's kein Spiel mehr! Und Baron Schorsch, stolzer Langsamsprecher! Gestern las ich in einer Verlustliste eure Namen. „Tot" stand da. Ich bin der einzige von den gleichaltrigen Gymnasiasten meines Heimatstädtchens noch übrig. Damals ja, als wir, frische Kinder, spielten, da war uns Reif und Schnee eine willkommene Abwechslung; jetzt legt er sich weich auf eure Grube und mir vor die Luke. Es

muß durchgefochten, durchgekostet werden. Wir nehmen alles hin, wir lachen noch und scherzen. Wenn nur die Unternehmungen gelingen, wenn wir vorwärtskommen, wenn der Sieg endlich unser ist und die schwarz-gelbe Fahne mächtig, glorreich, neu beschwingt über die Berge und Länder wallt. . . .

Es schneite noch immer, noch immer undurchdringlicher Nebel. Wir gingen alle das Dorf an, alle überreift und überschneit und starrend vor Eis und Kälte. Es war ein Glück, daß sich mein Diener wieder einfand und den Pelz brachte. . . .

„Und dennoch hat die harte Brust die Liebe auch gespürt.“ Die Liebe . . . . sie wächst mit der Entfernung, mit den Entbehrungen und Mühsalen. Diese Liebe hält uns warm, das Heimgedenken begleitet uns auf Schritt und Tritt, es beflügelt ihn, die Liebe. . . .

Laß es schneien, der Wind soll blasen, „Reihen rechts um! Marsch!“ Wir gehn vorwärts. Vorwärts!

Im Bereich des Kik.

Kik ist ein Gattungsbegriff serbo-kroatischen Sprachschatzes und heißt soviel wie Spitze; derlei Kiks oder Kike gibt es an der bosnischen Grenze genug und in Serbien auch. Der eine aber, den ich meine, ist die höchste Erhebung im Gebirgsstock, der sich unmittelbar an der Drina, serbischerseits, nördlich und westlich der Stadt Bajnabaschta hinzieht. Er ist

nur gegen 900 Meter hoch, der Tiroler sagt: was ist das gegen den Großglockner oder nur gegen den Col di Lana? Richtig; und trotzdem, man muß die relative Höhe rechnen, das Flußbett der Drina liegt nicht mehr als 100 Meter über dem Meeresspiegel und er ist nun einmal der höchste hierorts und hat uns die Eigenschaften der Bergregion deutlich und unangenehm fühlbar gemacht. Wenn es unten im Tal regnet, schneit es auf dem Kik und er trägt seine Nebelkappe ebenso prophetisch wie irgend ein hoher Berg in den Alpen. Ein artiges Spitzerl ist es und kahl, nur einige Bäume stehn vereinzelt oben, etwa wie die Strahlen auf dem Haupte der Mosesdarstellungen oder wie die Härlein auf dem Haupte Bismarcks.

Um diesen Kik herum tanzten wir fast vierzehn Tage; wir sahen ihn von allen Seiten, lernten ihn auch von allen Seiten kennen. Er zog uns an wie ein Magnet, wir führten, gezwungen, ein Ringelspiel um ihn auf. Schon auf den Grenzberg in Bosnien, die Pobrjnjatscha, schaute er neugierig herüber und sandte von seinem Hang glühheiße, aber lieblose Granatengrüße. Dann lagen wir die drei Schneetage zu seinen Füßen; da sahen wir ihn freilich nicht, er war undurchsichtig und unnahbar in Nebelhüllen getaucht. Dann erstürmten wir ihn. Dann ruhten wir eine halbe Nacht auf seinem kahlen Scheitel, dann eine auf seiner behäbigen rechten Schulter, dann noch eine auf der linken; dann krabbelten wir auf der linken Breitseite herum und

marschierten dann seinen ganzen Leibesumfang, wo er am dicksten ist, ins Tal hinab. Er guckte uns nach ins weiche Bett und in die Offiziersmesse, beobachtete uns bei offenem und heimlichem Tun in Bajnabaschta. Dann zogen wir an seinem Südfuß entlang und kämpften unter seinen Auspizien gegen Komitadschi. Dann erklommen wir einen noch höheren Berg in der fernen Nachbarschaft und schauten auf ihn herüber und herab. Dann blinzelte er uns auf dem Vormarsch ins Innere Serbiens einen Tag lang mit zweifelhafter Gönnermiene nach und auf dem Rückmarsch begrüßte er uns höhnisch wieder. Erinnerungsreich, wehmutsvoll, aufstachelnd steht er uns jetzt schneegepanzert, von Patrouillen bewacht, wochenlang gegenüber.

Dieser Kik war fast unser Schicksal. Wir könnten die wichtigsten Erlebnisse im November und Dezember des Jahres 1914 um ihn gruppieren; etwa mit dem Schlagwort „Rund um den Kik". Wie es ein Buch gibt „Rund um Napoleon" oder Aufsätze „Rund um den Stephansturm". Hätte sich noch Zeit gefunden, ihn geomorphologisch zu untersuchen und die geschichtlichen Geschehnisse in seinem Umkreis zusammenzustellen, dann wäre er uns zu eigen mit Leib und Seele, mit Grund und Beständen, in Wissen und Können, Erfahrung und Erinnerung, der Berg Kik zwischen Rogatschitscha und Bajnabaschta in Serbien.

Die militärische Situation war diese: Drei Kompanien unseres Regiments waren im Verband mit zwei Kompanien Landwehr rechte Seitenhut der Brigade, die nach Uschize vorzudringen hatte. Diese selbst bildete die südliche Angriffsgruppe eines Korps, das Valjevo nahm. — Damit die Brigade auf der Straße und auf den Höhen links von ihr, nicht behindert vom Gegner auf den Höhen rechts, vorwärtskommen könne, mußten wir diesen bekämpfen und vertreiben.

Als wir am 21. November auf dem Kamm des Vorrückens, der Vrtatscha hieß, zum Abmarsch bereitstanden, sahen wir drüben auf den Höhen links von der Vormarschstraße die Hauptstraße aufbrechen. Wir gingen also völlig parallel vor. Unsere Aufgabe war, die Berge vor uns, den Vis, die Vischesava und den Kik, zu nehmen und dort abzuwarten, bis die Brigade vorübergekommen wäre. Unsere Kompanie marschierte an der Spitze. Im Schneeglanz lachten wir mit dem Sonnenschein um die Wette. Wir hielten auf den Vis zu.

Als wir näherkamen, sahen wir oben Soldaten stehen, etwa vierzig; bequem, wie in gemütlichem Geplauder. Das sei eine Grenzjägerpatrouille, hieß es, die in der Nacht kampflos hinaufgekommen. Und wir glaubten es gerne. Und hielten vom ganzen Unternehmen nicht mehr viel, meinten, das werde nun alles vereinfacht und die Tagesaufgabe schußlos von statten gehn. Der Feldstecher hatte die Sonne zum Gegner und konnte das Rätsel nicht lösen.

Bei einer Friedensübung hätte ein Unparteiischer die Sache klarstellen müssen. Im Krieg gibt es bekanntlich einfachere Mittel dazu.

Um auf den Berg zu gelangen, mußten wir eine Verschneidung hinabsteigen und dann ansetzen. Und da ging es los. Die vermeintlichen Grenzjäger eröffneten ein reges Schießen gegen uns, trafen zwar nichts, aber wir wußten, woran wir waren. Auch wir taten das Unserige, suchten Deckung und schossen auch. Mir tappte so ein ungeschickt entlassenes Bohnerl an den Säbelknauf, einem Mann neben mir ging ein Surrer am Ohrläppchen vorbei. Sonst passierte nicht viel in meiner nächsten Umgebung. Aber die Böschung hinaufzuklimmen war einstweilen noch zu gewagt. Wir riefen den Helfer, schickten Meldung ans Kommando, erbaten einige Vorarbeit durch die Artillerie, die noch stand, wo wir in der Frühe aufgebrochen waren. Und — hallo! — schon drehte sich ein Eisenkuchen kunstgerecht über unseren Köpfen hinüber und saß schon. Das rote Wölkchen schwebte feierlich in die Serbendeckung herab. Nach dem dritten und vierten Schrapnell hörte das Knallen von der Höhe auf, auch meinten wir, einige laufen gesehen zu haben, und beeilten uns, hinaufzukommen. Aber immerhin doch zuerst eine Patrouille voraus!

Diese kletterte schon die Höhe hinan, da kam eine Landwehrkompanie nach und der Kommandant, rangälter als der unsere, bestimmte kurz: er gehe auf den Vis, wir sollten auf den Kik. Ein wenig enttäuscht waren wir wohl, denn wir wären trotz allen

guten Willens doch lieber auf den Vis gegangen, den wir nicht mehr fürchteten, als auf den Kik, von dem wir nicht wußten, was er beherberge. Aber wir gingen; bogen nach rechts, erreichten wieder den Hang, schlängelten uns zum Fuß des Kik, der diesem Rücken aufgesetzt war, sich aus ihm ziemlich steil erhob.

Die Serben schliefen nicht, äugten scharf durch den Nebel, der sich wieder eingestellt hatte, und das Schießen begann von neuem. Hieher reichte nun scheinbar unser Gebirgsgeschütz nicht; wir probierten es diesmal mit einer Umfassung, wozu sich eine Kompanie, kaum bemerkt, verschob, und mit dem Maschinengewehr. Dies vermochte einige feindliche Späher zu erwischen, sie wollten sich in den Schutz der Deckung flüchten, aber unsere flinke Mordmühle heftete sich an ihre Fersen, streute vor, erreichte sie, hielt sie fest, nagelte sie erbarmungslos ins buschige Erdreich, keiner entkam. Mit einer Spannung wie im Theater folgten wir dem Handwerk des Kameraden von der M.-G.-A. ... Noch laufen sie, noch immer, jetzt ... einer, zwei ... alle. Es ist grauslich zu sagen, fast hätten wir gelacht, wie so einer nach dem andern purzelte, wie sich ihr aller Los erfüllte. Aber nein, doch nicht, etwas hielt uns zurück, und als wir vollends nach einer Stunde die Opfer näher sahen, regte sich mächtig die menschlichere Stimme des Innern, das Mitleid; es waren lauter junge, frische Leute gewesen.

Dieser Erfolg und wohl schon die Erfahrung,

daß wir Maschinengewehre mitführten, brachte die serbische Besatzung zu einem schnellen Entschluß; sie räumte, sobald es im Schutze eines wallenden Nebelzuges möglich gemacht war, den Platz und wir zögerten nicht, den Berg in Besitz zu nehmen. Sicher hatten sie auch die Bewegungen der umfassenden Kompanie bemerkt und wir waren größer an Zahl und unsere ersten Reihen hatten sich nahe herangearbeitet und das Ganze hatte über zwei Stunden gedauert; ich will sagen, sie räumten nicht so mir nichts, dir nichts, sie mußten räumen, wenn sie nicht samt und sonders abgefangen werden wollten. Aber wir hatten den Berg, der Kik war unser und einige Gewehre und Munition und wir setzten uns, nachdem alle Sicherungsmaßnahmen getroffen waren und die Landwehr auf die Vischesava abgerückt war, zur Menage und erwarteten den Abend und neue Befehle.

Dann machten wir eine Dummheit. Immer noch befangen von dem Begriff „Landsturm" und dem Wahn, daß wir nur gelegentlich und gewissermaßen zur Aushilfe ins Gefecht gezogen würden, auch weil wir die Aufgabe für vollzogen hielten, nämlich die Brigade im Vormarsch zu sichern, bis sie die Gegend passiert habe, und meinten, sie sei schon weit vorne angelangt, und dann auch, weil wir uns nach Ruhe und Wärme und den immerhin annehmbaren Schlafstätten, die wir bereits eine Nacht benützt hatten, sehnten, marschierten wir, als wir um fünf Uhr, da

es schon dunkel wurde, noch keinen Befehl erhalten hatten, zurück und erreichten auf kürzerm Weg durch Schnee und Nebel gegen acht Uhr den gewünschten Platz; kochten uns Tee, trockneten die Kleider und streckten uns neben dem Ofen hin. Der Kompanieführer tappte sich durch das Schneetreiben weiter zum Kommando und kam nach etwa einer Stunde zurück.

Nicht in der besten Laune. „Sofort wieder auf den Kik!" sagte er nur und warf sich erschöpft auf sein Heulager. Und wir liefen zur Kompanie, riefen Allarm und kramten dann unsere Sachen zusammen. Man darf nicht lügen, und der Wahrheit gemäß ist zu sagen, daß ich allein es war; denn mein subalterner Kamerad sagte: „Das kann ich nicht mehr, ich bin krank" und er schrieb seinen Dienstzettel: „Ich melde mich krank und bitte um den Besuch des Arztes"; dabei befühlte er seinen Puls, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich berechtigt sei, dies zu melden. „Natürlich," nickte er, und der Kompanieführer erzählte jetzt, was ihm beim Kommando begegnet sei. Man habe sich höchlichst und unangenehm verwundert, daß die Kompanie eingerückt sei: eine Patrouille, sogar ein Zugsführer dabei, hätten doch den Befehl gebracht. „Niemand hat einen Befehl gebracht; wir hätten doch der Patrouille begegnen müssen." — „Da läßt sich nichts machen. Ihr müßt wieder hinauf!" — „Wann?" — „Sofort." — „Muß?" — „Muß" — „Zu Befehl!" Und damit „Kehrt euch!" und wieder aus dem Bereich

des warmen Kommandozimmers in die winterliche Nacht.

Und wir marschierten um halb zehn Uhr wieder auf den Kik. Marschierten; das erklärt bereits alles. Die Furcht, daß am Ende unterdessen die Serben den Berg zurückgenommen hätten, die böse, verantwortungsbange Furcht, erwies sich gottlob als unbegründet. Der Zug, der den letzten Teil der Spitze als Vorhut zu gehn hatte, kam ohne Schuß vor, es gab keine Überraschung, wir besetzten sie, alles war im alten geblieben; wir waren wieder auf dem Kik.

Schlafen konnten wir nicht; es gab keine Gelegenheit dazu im Schnee; und wir durften es nicht; der Dienst verlangte es und die Vorsicht. Daß uns die Mannschaft nicht erfriere und zur Sicherung wachbliebe, sandten wir immer wieder Ronden und ließen uns melden, ob alles in Ordnung sei; schauten selbst zu den wichtigsten Punkten. Dann lagen wir zwei in einer luftigen, von den Serben errichteten Laubhütte auf altem Heu und vertrieben uns plaudernd die Zeit.

Geplaudert haben wir oft, lange Stunden waren genug zu verkürzen, aber mit so viel Behagen kramten wir nie in Jugenderinnerungen und vertrauensvoll gebotenen Einzelheiten aus Familie und Heim. Wir hatten, trotzdem wir seit Beginn des Krieges immer beisammen und schon viel einander erzählt hatten, noch manches hinzuzufügen, Lücken auszufüllen, Vorhänge, die in scheuer Zurückhaltung noch immer Einblick sich verbaten, beiseite zu schieben. In dieser

kalten gefährlichen Nachteinsamkeit des Kik hoben sich viele und wir nannten sie „die Nacht der Enthüllungen“. So hat diese Nacht neben dem nachwirkenden Gefühl der Erschöpfung einen traulichen Schimmer um ihr Haupt gesammelt und erhalten.

Dann begruben wir Tote, soweit es nicht schon gestern geschehen war, bauten Deckungen und wandelten schlafbezwingend von einem Zug zum andern. — Zugleich mit dem Befehl, in der Nacht wieder hinaufzumarschieren, war uns der Trost gegeben worden, wir würden in aller Frühe abgelöst. Aber die Ablösung kam nicht und kam nicht. Der ganze Vormittag verging und der halbe Nachmittag.

Endlich gegen 3 Uhr tauchte die Kompanie auf, wir übergaben Dienst und Wahrnehmungen und zogen ab. Nicht mehr zurück, sondern auf den südlichen Hang auf einen kotierten Punkt. Dort trafen wir eine andere Kompanie des Bataillons und eine vielhüttige Lageranlage der Serben. Wir und die gesamte Mannschaft durften unter Dach schlüpfen und auf Heu uns ausstrecken. In unserer Hütte hatte der serbische Kommandant gewohnt, sie war regensicher, hatte eine brauchbare Heizvorrichtung und in der Ecke lag mit zusammengebundenen Füßen eine Henne; in der ängstlichen Lage hatte sie ein großes Ei gelegt; dies aßen wir natürlich, und die Henne auch. Wieder versprach man uns Rast und Schonung, aber wieder konnte das Versprechen nicht gehalten werden.

Kaum graute der nächste Morgen, verließen wir schon die gastliche Stätte und marschierten — wieder auf den Kik; wieder auf einem andern Weg, wieder durch Schnee und Gestrüpp. Oben bauten wir die Deckungen weiter und suchten gegen Abend, ob die Serben nicht noch so ein Lagerdörfchen gebaut hätten. Natürlich, sie müssen doch auch gegen Kälte und Nässe sich schützen; wir fanden, was wir suchten, am Osthang und quartierten uns, soweit es der Dienst erlaubte, ein.

Jetzt war auch unsere Halbbatterie moderner Gebirgsgeschütze da, die wir seit der Drinaforzierung lieben und schätzen gelernt hatten. In ihrer Nähe fühlten wir uns geborgen, die Mannschaft fürchtete nichts, wenn Dolinschi da war; so hieß der Offizier, der sie führte. Er hat uns treulich durch ein ganzes Jahr des Krieges begleitet, viel Abenteuer (aventüre, Ereignis) mit uns erlebt und viel Ehr erworben.

Er wohnte bei uns, sorgte praktisch und aktivresolut für Heu und Feuer und Nachtmahl; verteilte Leckerbissen aus seinen Vorräten, die er wie eigens für diesen Abend in seinen zwei Körben mitführte, Salami, Keks, Sardinen, Rum; die Flasche Kognak, zwar klein, aber fein, tranken wir ihm glatt leer. Und er brachte sein Telephon mit, wir armen Landsturminfanteristen hatten damals noch keines.

Wir schickten uns, nachdem wir die längste Zeit geplaudert und Witze verbrochen hatten, grad an, uns ins Heu zu verkriechen, da ereilte uns der Befehl für den nächsten Tag: Angriff auf die Höhe,

diesmal hieß sie glavica (Kopf); zwei Kompanien Landwehr sollten ihn ausführen, Dolinschi ihn vorbereiten, unsere Kompanie als Seitenhut ihn unterstützen; Beginn sechs Uhr früh. „Schlafen wir drüber," sagte einer; da brachte man einen jungen Serben, der sich von unseren Feldwachen hatte fangen lassen, in die Hütte, und er erzählte unter anderem, daß seine Truppe den Befehl hätte, die Glavica bis auf den letzten Mann zu halten. „Das ist ja dann sehr einfach", meinte mein Kommandant; „soll halt der letzte Mann zuerst laufen, dann geht's schneller." Einige andere ähnliche Schlager folgten und dann schliefen wir ungestört bis fünf Uhr früh.

Um sechs Uhr ging die Landwehr, wir sahen es durch den dichten Nebel, los und wir auch. Zwischen uns und dem Berg wallte und wob ein Nebelmeer. Gut so, wir konnten uns ohne viel Umwege und Gefahren verschieben und auf das Ziel lossteuern. Einzeln abgefallen, umspannten wir den Nord- und Osthang des Kik wie eine Riesenraupe. Da — ganz unerwartet — stieg der Nebel hoch und schon krachten Salven gegen uns und schon krachten die Geschütze Dolinschis. Diese waren stärker und die Serben trafen nichts und wir wußten uns zu helfen. Die Landwehr kam prächtig vor und jetzt — schon, hurra! der Feind läuft. Nachgepfeffert, lebhaft schießen!

Und dann weiter. Der Weg bog um eine vorliegende Böschung, wir sind dem Feind entzogen, es ging rasch vorwärts. Aus der Ortschaft, die im

Wege lag, fielen einige Komitadschischüsse; da wir uns trotzdem näherten, hörten sie auf, wir waren am Ziel. Unten die Straße nach Bajnabaschta, drüben der Endrand der Glavica. So kommt uns niemand aus, wir können unsre Aufgabe leicht lösen. Was von der andern Straßenhöhe gegen uns schießt, hat nichts zu sagen, wir bauten Schutzdeckungen.

Jetzt laufen die Serben schon den Hang zur Straße und zu uns herab. „Nicht da, Freunde! Drüben!“ — Unsere Gewehre weisen den Weg. Die Landwehr folgt im Schnellschritt. Wir verfolgen mit den Feldstechern das Schauspiel. Unser Plätzchen ist wirklich wie ein Sitz in den ersten Reihen des südlichen — Kriegsschauplatzes. Der hoffnungsvolle Sprößling des Kompaniekommandanten fragte einmal in einem Brief unter der Blume an, ob denn der Eintritt in diesen „Schauplatz“ für ihn ganz unmöglich wäre; zur Frage, was die Sitze kosten, hat sich der Kluge doch nicht verleiten lassen. — Kriegsschauplatz ist wirklich ein eigentümlicher Ausdruck. Wer weiß, wie viele befangene Gemüter aus dem zweideutigen Wort sich einen völlig falschen Begriff vom Krieg bildeten. Aber Kinder und Philosophen treffen sich in der wörtlichen Deutung, Kinder verlangen Eintrittskarten und Philosophen halten den Krieg wirklich für ein Spiel, mundus — ludus, die Welt ein Spiel.

Unsere Sitze waren diesmal billig und das Schauspiel schon um zehn Uhr zu Ende. Auch die Komitadschi am jenseitigen Straßenhang legten die

Schießprügel ins Versteck, es ward in der Nähe völlig kriegslos, nur weit vorn schossen noch die Landwehrmänner und die zwei Geschützchen polterten nach. Unsere Aufgabe war zu Ende, wir warteten auf neue Befehle, rasteten. Nach einer Stunde kamen sie.

Wir Offiziere waren, zunächst zwei, in ein Haus getreten, um uns zu wärmen. Es trug bereits die Friedensfahne, ein mehr oder weniger weißes Handtuch war ausgesteckt. Darin standen fünf Kinder wie die Orgelpfeifen nebeneinander vor dem Herd, alle gleich gesund, gleich schmutzig und in gleiche Lumpen gehüllt, alle gleich furchtsam. Einem Mädchen, etwa fünf Jahre alt, das durch seine roten Wangen und flachsgelben Haare hervorstach, tätschelte der Kamerad die Wange; da zuckte es, als ob es eine Schlange gebissen hätte, zusammen; aber bald, da wir freundlich lachten und einige serbische Worte sprachen, uns gemächlich auf den niedrigen Dreibeinstühlchen zum Feuer setzten, ihnen das bißchen Schokolade, das wir noch hatten, anboten, wurden alle zutraulich und jetzt tat sich gerade der Flachskopf durch Höflichkeit und Tapferkeit hervor. Sobald wir eine neue Zigarette aus der Tasche nahmen, sofort bot er uns mit einer Kohle, die er mit einer Zange aus dem Herdfeuer holte, Feuer und lächelte verschmitzt und drückte sich wieder gewandt in die Reihe der schweigsamen Zuschauer, damit die Orgelpfeifenabstufung ja schön und fein aufrecht erhalten bleibe.

Nach einer Weile kam die Mutter, eine resche, dicke, nicht unschöne Frau, geschwätzig wie Maria, Sibylla, Kamilla, die, wenn sie zusammenkommen, schwatzen, et ab hoc et ab hac et ab illa, wie es im lateinischen Vers und Zungenbrecher heißt. Was sie uns alles vormachte, kann ich nicht sagen, soweit reichte damals unsere Kenntnis des Serbokroatischen nicht. — Ihr folgte der Mann, im Vergleich zu ihr unansehnlich, alt und verhuzelt, augenscheinlich unterm Pantoffel. Denn auf jede Frage antwortete sie, und wenn er sprechen wollte, unterbrach sie ihn jedesmal. Er war der reine Niemand, körperlich und im Hausregiment, das sie mit scharfer Stimme und angeborener Herrschkraft in starken Händen hielt. — Bald kamen noch Kinder, ein Mädchen mit zerfranstem Rupfsack als Kittel, ein Bub, barfuß, und ein größeres Mädchen, wohl zwölf Jahre alt, mit karriertem Tuch über den Schultern; es war das älteste dieser reichen Geschwisterschar; sie trat gleich furchtlos auf uns zu und wollte uns die Hand küssen.

Unterdessen hatten einige Soldaten das Haus auch entdeckt und spähten nach ihrem geliebten Rakija aus, Zwetschkenschnaps, Sliwowitz. Zwar auf unsere Frage meinten sie, sie suchten Wasser, aber wir kannten unsere braven Dalmatiner besser. Der Bub lief wohl gleich um Wasser, aber die Mutter hatte mehr Sinn für Soldatenbedürfnisse, sie nahm schweigend die dargebotenen Feldflachen und brachte sie gefüllt zurück.

Kaum waren die Kerle wieder unter Geschrei abgezogen, trat der Kompaniekommandant ein und jetzt ward es feierlich. Er trug einen wirksamen Hauch von Gewalt und Autorität mit sich. Groß und klein stürzte sich auf ihn, gab die Hand, wollte die seinige küssen; ein runder, niedriger Tisch nach Morgenländerart ward in die Mitte des Raumes geschoben und vier Dreibeinsesselchen herumgestellt, für die drei Offiziere und den Feldwebel, der als Dolmetsch mitgenommen war; er aber blieb stehn, wie sich's gebührte, und dafür nahm sich einer unserer Diener die Sitzgelegenheit und drückte sich damit in eine Ecke. Während dieser Vorbereitung waren noch zwei junge Weiber aus der Nachbarschaft eingetreten, das Zimmer war voll, das Publikum bereit.

Der Feldwebel erklärte nun den Leuten nach Anweisung des Kompaniekommandanten den k. u. k. Erlaß, der vor einigen Tagen an uns erflossen war: Die Teile Serbiens, die von den k. u. k. Truppen genommen sind, werden Österreich angegliedert. Wir ziehen siegreich vorwärts, das serbische Heer flieht und wird nicht mehr hierher zurückkommen. Liefert alle Waffen und Munition ab, verhaltet euch ruhig, unser großer Kaiser Franz Josef wird euch dann ein gnädiger Herr sein! — Hvala Bogu (wie Gott will oder Gott sei Dank), sagte der Mann und sein Eheweib sagte es zweimal und noch einen Wortschwall dazu; eine der Frauen aber, die eben eingetreten waren, zuckte schmerzlich zusammen und hielt krampfhaft die Tränen zurück, aber sie bezwang sich doch

und rief nach dem langen Spitsch der Hausfrau mit ihr und mit den andern: Zivila Austrija (es lebe Österreich)! Es war uns wenigstens recht feierlich zumute. Draußen noch Geschützdonner und Gewehrfeuer, das dem fliehenden Gegner folgt und hier werden schon die Siegeserfolge gebucht, erklärt, bekräftigt. Und wir tranken den Rakija, den uns der Hausherr bot, alle aus einem Gläschen, aßen Nüsse dazu und Zwetschken und probierten vom Maisbrot, das, appetitlicher im Aussehen als im Geschmack, eben aus der Röhre genommen wurde, tauschten Zigaretten und plauderten, mit Hilfe des Dolmetsches und was wir selbst trafen. Es lebe Kaiser Franz Josef, hoch Österreich! — damit verabschiedeten wir uns und es ging nun, dem Befehl gemäß, der inzwischen eingetroffen war, der Stadt Bajnabaschta zu.

Die Häuser trugen nun schon zumeist die weiße Friedensfahne, Handtücher, Leintücher, Hemden, Fetzen, die Leute grüßten, sagten sretan put (glückliche Reise), und wir fühlten uns ziemlich sicher, ließen aber die nötige Vorsichtsmaßregel nicht aus dem Auge. Serbien machte es wie Belgien. Hintertücke lag überall in der Passe. Am Weg über den nächsten Hang, durch vereistes Nuß- und Eichenlaub surrte plötzlich eine Kugel ganz nahe an uns, die wir an der Spitze der Haupttruppe gingen, vorbei. Verfluchtes Gesindel! Ein Komitadschi hatte uns von oben angeschossen und schon sahen wir einen Kerl aus dem einsamen Haus auf der Höhe huschen und verschwinden. Wohl schoß ihm die Sicherungs-

patrouille, die vorausging, nach, aber traf scheinbar nicht. Wart, das sollst du büßen! Lauf nur, flieh! Wir haben noch ein Mittel, dir die Gemeinheit zu verleiden! Bald krähte der rote Hahn vom Giebel des Strohdaches und schwarze Rauchschwaden mochten dem Elenden zeigen, wo seine Hütte steht und — gestanden ist. Der schlechte Kerl wird sein schlechtes Gewehr vergraben und sich überlegen, noch einmal auf Österreicher zu schießen.

Als Sieger marschierten wir in die Stadt ein, nur daß wir nicht Eichenlaub im Haar trugen und keine Musikbande uns voranschritt. Die andern Kompanien des Bataillons waren bereits dort, hatten bereits Sicherungsposten bezogen und eine Stationswache tat ihren Dienst. Wir erhielten ein weitläufiges Gasthaus und Wirtschaftsgebäude als Wohnung zugewiesen, fanden bequeme Zimmerchen für uns mit guten Betten, bekamen wieder einmal unsere Bagage, konnten uns waschen und Wäsche wechseln; auch zwei Flaschen Bier waren da; die überließen wir, da sie für alle doch nicht reichten, dem Kommandanten, der danach besondere Lust verspürte. Wir speisten in anständigem Raum an Tischen, ließen uns wohl sein und stolperten spät nachts über das holperige Straßenpflaster und den weiten Hauptplatz „nach Haus", so recht wie ehrsame Bürger nach dem Abendtrunk.

Leider aber, um vier Uhr früh, wurden wir schon wieder geweckt und alarmiert. Zwei Kompanien

und die Maschinengewehrabteilung mußten die Straße gegen Osten, Uschize zu, vorgehn, um kleinere Abteilungen, die sich dort noch hielten, zu vertreiben, die Straße frei und ungefährdet zu machen. Der Kif stand uns jetzt hochragend zur Linken. Sei uns gegrüßt, du Berg mit dem Schneehaupt, deine Schrecken sind vorbei und deine Mühen, groß wie des Himmels Plagen.

Wir kamen etwa drei Stunden unangefochten vor, dann gab es ein kleines Gefecht. Klein oder groß, darum handelt es sich im Einzelschicksal nicht; die Gefahr, das Gut des Lebens einzusetzen, und die Pflicht besteht überall. Wilhelm Tell erlag bei der Rettung eines Kindes aus dem Sturzbach, große Helden des Weltkrieges, die aus tobendem Handgemenge glücklich davonkamen, fielen durch eine verirrte Kugel, einmal schlägt das Stündchen, das man das letzte heißt.

Wir sahen eine Abteilung vorn auf einem Hügel, der die Straße beherrschte, stehn, ganz ungeniert, volle Figur, etwa dreißig Mann. „Ein halber Zug Nachhut der Landwehr", sagten wir, ließen die Mannschaft gedeckt rasten, liefen vor und richteten hinter einem Ziegelschuppen die Ferngläser auf die Fremden. Was nützt Zeis bei ungünstiger Beleuchtung? Grad daß wir unsicher wurden, reichte es; wir schickten eine starke Patrouille voraus. Die oben rührten sich nicht. Erst als die Maschinengewehrabteilung sich vorwärtsbewegte, gaben sie sich zu erkennen, aber jetzt gründlich, mit einem Hagel-

schnellfeuer. Nun hieß es im Laufschritt zur Kompanie kommen, um das Nötige zu veranlassen. Der Laufschritt, wohl nur 100 Schritt, ging durch eine leicht sumpfige Wiese; da klatschte es aber, vor mir, hinter mir, rechts, links, in den Boden und ich lief wie in einem Kugelregen. Aber keine traf und überhaupt keine; der Tag verlief auf unserer Seite unblutig.

Die Kompanie setzte in günstiger Lage zur Umfassung an; als wir die Höhe erreicht, hatte der Feind sich schon lange geflüchtet; nur weit von den steilen Wänden des Talhintergrundes belferte es, bis es Abend wurde, erfolglos herab. Schon saßen wir wieder hinter einem Stall und rauchten das Erholungszigaretterl, da blickte ich mich um: natürlich, der Kik hatte uns zugeschaut; er reckte sein neugierig Greisenhaupt hinter der Waldhöhe hervor, er war wieder da. Gelt, das ging glatt ab? Wir haben's gar nicht schlecht gemacht, die Straße ist wieder frei; die letzten Resteln sind auch abgezogen.

Und am nächsten Tag kam meine Kompanie desselbigen Wegs gezogen. Diesmal noch weit über diesen Punkt hinaus und nach rechts, die Gegend zu säubern. Auf die Pepeljevacka Stijena sollten wir; den Namen setze ich nur her wegen des fremden Klangs. Wir stiegen ziemlich hoch hinauf, an weit verstreuten Dörfern vorbei; es stellte sich kein Feind mehr entgegen; die Bauern waren freundlich, gaben der Mannschaft gegen meinen ausdrücklichen Befehl Rakija, heimlich, oder sie bestürmen

mich, es doch zu erlauben. Füchse, dachte ich, gestern habt ihr sicher noch auf uns geschossen. Zu hochnotpeinlichen Untersuchungen war keine Zeit. Nur vorwärts! In den hohen Föhrenwald hinein! Die Bäume keuchen schwer unter der Schneelast, jede kleine Bewegung schüttelt breite Lagen auf uns; Eisklumpen und Zapfen hängen an Ast und Stamm. Seit Jahren habe ich solche Winterpracht nicht gesehen; der Semmering ist nichts dagegen, man müßte nach Tirol fahren, um sie gleich großartig zu finden.

Ein wenig genoß ich wohl des Schnee- und Waldzaubers, aber ich hatte Wichtigeres zu tun. Überall zeigten sich Deckungen und frische Opankenspuren im Schnee verrieten, daß der Feind in der Frühe noch da war; es hieß achtgeben, ob er nicht noch sich irgendwo versteckt halte. Patrouillen mußten weit voraus- und herumgehn. Aber es fand sich nichts mehr, und als wir endlich um zwei Uhr nachmittags den Gipfel erreichten und in einem Nebel staken, der nicht zehn Schritte weit sehen ließ, trafen wir Bauern aus der Umgebung von Uschize, die erzählten, unsere Truppen seien schon um zehn Uhr vormittags mit der städtischen Musik dort einmarschiert. Damit ward klar bewiesen, daß unsere Sendung zu Ende gediehen sei; die Seitenhutaufgabe war erledigt. Wir kehrten zurück und rasteten im nächsten Dorf an einer guten Quelle. Da sahen wir wieder den Kik, etwas fern, die Spitze völlig verhüllt, aber er war's. Auch diese Unternehmung

stand unter seinen Auspizien. Und damit konnte er sich endlich zufrieden geben; mehr zu verlangen, wäre unverschämt gewesen.

Am Tag darauf marschierte das ganze Bataillon die Talstraße wieder, ungefährdet. Von der Höhe der Kardinjatscha aus begrüßten wir den Kik wieder, und da wir meinten, es sei das letzte Mal, verabschiedeten wir uns von ihm. Leb wohl und auf Nimmerwiedersehn! Ohne Rührung verloren wir ihn aus dem Aug, als wir den Paß abwärts stiegen, Uschize zu.

Aber wir sahen ihn wieder, leider; nicht frohen Mutes, aber doch beglückt, daß wir dem Ärgsten entgangen waren, daß unsere Kräfte heil erhalten blieben — um ihn, wenn's an der Zeit wäre, wieder zu nehmen. Monatelang bewachten wir unter seinen Augen die Drinagrenze, erbittert und eines neuen Tanzes gewärtig. Und da sagten wir zu ihm: Wart, du Kerl, wir setzen dir doch noch den Fuß auf den Nacken, du wirst unser Joch doch tragen müssen, du Malefizberg, du hintertückischer, langweiliger, kahler Zwerg. Meinst du, du seist ein ein Berg? Nichts da, das ist serbische Einbildung; ein Buckel bist du, ein Bühel, kaum der Rede wert, eine verachtenswerte Größe! Wart nur, Kik, du hast uns nicht ganz kennen gelernt, du Kicker, du Knicker, du Kickelhahn; kräh nur, dreh dich nur, bläh dich nur — eines Tages drehn wir dir doch den Kragen um. — Und so geschahs!

Der Rückzug.

Hier stocke ich schon. Ich sehe auf allen Gesichtern die Frage: Warum? Wie kam dies? Wie war es möglich? — Und kann nicht antworten. Vielleicht kommt nach Jahren einmal eine Enthüllung, die dies Fürchterliche zu erklären vermag. Als ich im März kurze Urlaubstage in Wien verbrachte, war es immer und überall die erste Frage: Warum ginget ihr zurück? Freunde schrieben mir, Redakteure, ein Landsmann in Berlin: „Worin liegt das Geheimnis? Schreib uns, was du weißt?“ Nichts weiß ich. Man stellt sich dies leichter vor. Woher soll ich etwas wissen? Der einzelne sieht sehr wenig im Krieg, einen ganz, ganz kleinen Ausschnitt, das Schicksal seines Zuges, seiner Kompanie, schließlich noch seines Bataillons; viel mehr nicht. Er hört noch einiges, aber das ist schon alles unzuverlässig. Es wird übertrieben geschwätzt, gemunkelt, weitergegeben. Wer kann es kontrollieren? Wir wissen vom Allgemeinen nicht viel mehr, als was von den Behörden und Zeitungen mitgeteilt wurde. Ich kann nur schildern, was ich dabei erlebt.

Die übergroße Neugierde grad in dieser Sache erklärt sich aus der überraschenden Plötzlichkeit, mit der der Rückschlag eintrat; noch waren die Zeitungen voll Jubels über die Großtaten der Balkanarmee, meldeten bereits das völlige Zusammenbrechen Serbiens; den Höhepunkt bildete unser Einmarsch in Belgrad und — am nächsten Tag, beinahe wenigstens,

gleichnisweise gesprochen, war kein österreichischer Soldat mehr auf serbischem Boden; der Oberkommandant und einige Generäle traten sofort in den Ruhestand und die Blätter des Dreiverbandes verzeichneten ungeheure Verluste an Mannschaft, Geschützen und Material. Und unsere Zeitungen schwiegen. Als ob nichts Besonderes gewesen wäre. Begreiflich, daß dadurch Neugierde, Spannung, geheimes Tuscheln sich regte und Muhme Tritschtratsch nicht zur Ruhe kam. Warum? Warum? Wie? Heraus mit dem Geheimnis!

Offen gestanden, auch für uns lag etwas Rätselhaftes in der bittern Sache. Wir waren planmäßig, langsam und schnell, immer glücklich vorgegangen, weitergekommen, lagen, sicher wie zu Hause, in Uschize, marschierten, sicher wie zu Hause, nach Poschega und noch einige Kilometer drüber hinaus, maßen auf der Karte die Entfernung bis Krajugevaz, bis Nisch: Weihnachten verbringen wir dort. Leider nicht zu Hause. Aber wir werden es uns auch dort gemütlich machen.

In Poschega kamen wir gegen Mittag an, bezogen die Kaserne als Quartier, suchten uns Wohnungen, wie zu längerm Aufenthalt.

Auf dem weiten Hauptplatz, rief uns, als wir aus einem Haus traten, in dem wir vergebens gesucht hatten, eine Frau an: „Suchen S' a Wohnung, Herr Leutnant? Das kriegen S' genug da. Probieren

S' amal dort!" Und sie wies auf ein blau angestrichenes, kleines, sauberes Haus.

Deutsche Laute hör ich wieder! Wer ist die Frau? Schön ist sie gerad nicht, aber jung und städtisch-europäisch gekleidet; ein langer Plüschmantel; ohne Hut. „Meine Name ist . . . Wie kommen Sie daher?" — „Ich bin da zu Haus, hab lange Jahre in Wien gelebt, bin in Niederösterreich geboren." — „Das Wienerische merkt man Ihnen an. Das ist köstlich, da mitten in Serbien solch bekannte Töne zu hören. Aber wie kommen Sie daher?" — „Ich bin hier verheiratet" und nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu; „mein Mann ist Leutnant; tut's mir ihm nichts". — „Na, er muß sich halt vorstellen, dann wird's so arg nicht werden. Wo steht er?" — „Da draußen" und sie deutete nach den nahen Bergen, von denen den ganzen Tag schon Geschützdonner zu hören war. Wir trafen noch des öftern an diesem Nachmittag mit der Frau Leutnant zusammen und plauschten mit ihr; Vornehmes trug sie nichts an sich in Benehmen und Sprache, eher hätten wir sie für eine ehemalige Kellnerin oder Kassierin gehalten.

Daß sie mit uns freundlich war, läßt sich ja ganz leicht verstehn; aber auch die ganze Bevölkerung tat desgleichen, unser Wohnungsgeber und seine schöne junge Frau — ein Madonnenbild —, im Gasthaus, in den Geschäften, so weit sie offen waren. Von Hintertücke hatten wir nichts mehr zu leiden. Vertrauend auf unsere Waffen, im Vollgefühl der

Sicherheit gingen wir spazieren, saßen abends lang beim Essen und sangen Wiener- und Studentenlieder. Wir hörten wohl, daß unsere Brigade drei Bataillone nach Norden, wo eine gefährdete Stelle sei, abgeben mußte, es kümmerte uns nicht viel; wird schon alles gut gehn. Wir hörten auch, von Süden, Tschatschak oder was, rücke eine Armee gegen uns. Was nicht noch? Da rückt ja die Flügelbrigade von Vischegrad aus vor.

Ja, das ist wohl der Schlüssel, warum unsere Gruppe zurückgehn mußte. Von Belgrad über Valjevo bis Poschega reichte unsre Front, daran sollte die Brigade oder Division von Vischegrad anschließen, dann wäre die Kette fertig gewesen. Aber diese kam nicht durch, ihnen stand ein neues Heer Serben und Montenegriner gegenüber. Und nördlich von uns, zwischen Valjevo und Uschize, hatte der Gegner unsere Kette zu durchbrechen vermocht; so hingen wir in der Luft. Wir hätten unbedingt zurück müssen, auch wenn sonst alles gut gestanden wäre. Das erfuhren wir aber erst am nächsten Tag.

In aller Frühe wurden zwei Kompanien von uns alarmiert; wir sollten als zunächst verfügbare Reserve — in Wirklichkeit waren wir die letzte — an den Fuß des Berges Bjeloschevaz marschieren und dort, bei der Brücke über die Morava, warten, zwei Kompanien und die zwei Maschinengewehre.

Dort trafen wir zwei Heereskompanien; sie marschierten ab und wir harrten der weitern Be-

fehle. Auf den Bergen lag dichter Nebel, wir hörten Gewehrgeknatter und einigemale verirrte sich, so meinten wir, ein Schrapnell zu uns. Es liegt im allgemeinen in der Natur vieler Menschen, das Beste anzunehmen; wenigstens wir von der Vierten hielten dran fest; man nannte uns nicht umsonst die Optimisten. Gut, daß wir an diesem Tag auch so dachten. Es ließ sich so alles leichter ertragen. —

Gegen Mittag meinten wir, hofften wir, es sei wieder nichts, man brauche uns nicht. Aber „kaum gedacht, ward der Lust ein End gemacht“. Zum Telephon! Jetzt war's da: einen Zug als Brückenbesatzung zurücklassen, das übrige sofort hinauf. — In Gottes Namen! Fahren wir!

Der Nebel war völlig gewichen, ein sonniger Dezembertag, heiß wie bei uns im September. Einige Schrapnells kamen, Verwundete sahen wir, Tote; so stiegen wir hinauf und oben unter der Kammlinie auf unsern Platz. Verfluchte Kuchen! Jetzt kamen von zwei Seiten solch gräßlich berstende Biste geflogen. Auch Gewehrgeschosse schlugen bei uns ein, raschelten in den Bäumen, sausten über die Köpfe.

In welcher Lage stehn wir eigentlich? Wo sind die Serben? — Wart nur, wir werden es gleich sehen; da oben ist der Major. Dieser rief und winkte: Schnell, schnell! Und als wir näher kamen hörten wir: „Schnell, sonst überrennen sie uns“. Na, ich danke, wir werden das Kraut auch nicht fett machen.

Jetzt stehn, liegen wir oben, in Schützendeckungen, kleinen, eilig mit Spaten aufgeworfen. „Warum schießt ihr nicht?“ fragen wir die Mannschaft, die drinnen liegt. — „Nema munizia“, keine Munition mehr. Pfui teixel! Wir verteilen gleich, was zur Hand ist, und schießen. Plötzlich hörte das Maschinengewehr, oben, in der Mitte, auf zu mahlen. Der Kommandant ist gefallen. Einige Augenblicke Verwirrung und — jetzt läuft der linke Teil der Feuerlinie zurück. „Was ist?“ — „Die Serben sind schon da.“ — „Wo?“ — „Dort!“ — Er weist mit der Hand hin. Ich sehe keine. „Ist nicht wahr,“ sage ich und schon kommt unser Hauptmann gelaufen: „Vorwärts, die Serben laufen schon.“ „Vorwärts!“ brüllt es in Sonne und Schweiß und nochmals kehren die Leute um. „Nur nicht zurück, das ist das Schlechteste von allem! Vorwärts, Leute, hurrah!“

Aber jetzt sahen wir's, eine lange Kette schnaubte — zwanzig Schritte, dreißig — den Berg herauf, einer, ein junger Bursch, scharfgeschnittenes Gesicht, Kinderaugen drin, das Gewehr geschultert, steht in seiner ganzen Länge vor einem unserer Maschinengewehre und wirft seine Handgranate; sie zerstört es und verwundet einige der Bedienungsmannschaft.

Wie kam der herauf? Das ist ein tollkühner Mensch. Und es geschieht ihm nichts. „Nema munizia,“ hören wir wieder; nochmals legen sich einige und versuchen zu schießen, der lange Teufel steht noch immer beim Maschinengewehr. „Den muß ich aufs Korn nehmen“ denke ich, aber da kommt

schon der Rückzugsbefehl. Ich vergesse, was ich wollte, und der Major weist mir den Platz, wo wir uns sammeln und eine Rückhaltstellung beziehen sollen. Und der lange Kerl steht noch immer dort; jetzt aber auch andere neben ihm und sie schießen.

Den Augenblick werde ich wohl mein Lebtag nicht vergessen; ich sehe ihn noch immer vor mir, höchstens siebzehn Jahre konnte er alt sein, und ich begreife nicht, warum ich nicht auf ihn geschossen. Ja freilich, ich hatte auf meine Mannschaft zu achten, Schießen ist ja nicht so sehr Sache des Offiziers.

Und schon kugelten wir die Böschung hinab, durch Dorn und Stauden, die Hände blutig und das Gesicht. Und schon waren die Serben vorn und schossen uns nach. Mein Diener, der mich verloren hatte, jammerte vor mir her: „Wo ist der Leutnant, wo ist der Leutnant?“ Da kam ich ihm nahe, klopfte ihm auf die Schulter: „Ovdje, hier, Bakitsch!“ „Verwundet?“ Er faßte meine Hand. „Nischka, nein. Brso, brso, schnell, schnell!“ Und wir kugelten weiter durch Stauden und Dorn.

Dann im Laufschritt über eine moosige Lichtung, rechts und links klatschen die Kugeln in den Sumpf. Jetzt ins Eichenwäldchen; schützt es nicht, verhindert es doch wirksames Zielen. Nichts ist geschehen, das ging wieder daneben. Jetzt hoppla! über die Felsennase, wir sind schon da. Nun wieder Laufschritt, noch ein bißl. „Also, dragi (lieber) Bakitsch, siehst du, jetzt sind wir schon draus.“ Sie schossen wütend auf uns.

Wir aber waren jetzt in Sicherheit. Noch etwas hinab in die Verschneidung, dann links um die Ecke und drüben wieder hinauf! Gottlob, sie stürmen nicht nach, sie sind auch nur Menschen, haben heut genug geleistet, werden müde sein, wissen nicht, was rechts von ihnen steht, da sind ja noch die Unsrigen. Es ist ja nicht allzu viel verloren. Drüben halten sie sich noch; morgen nehmem wir ihnen das Bergerl wieder ab; grad um die Maschinengewehre ist's schad.

Ja, und um die Toten und Verwundeten. Wie viele sind's? Zählen nützt noch nichts, noch sind nicht alle da; manche werden sich verlaufen haben.

„Gleich wieder eingraben! Hier müssen wir uns halten!" Und sie begannen zu schaufeln und zu rakkern, alles im Feuer, aber es war schon nicht mehr so stark und nicht mehr so gefährlich. Sobald wir weg waren und nicht mehr Gefahr bestand, die eigenen Leute zu treffen, pfefferte eines unserer Geschütze, das in der Nähe stand, gründlich hinüber; so hatten sie sich wohl verkrochen. Bald begannen wir wieder zu schießen und dann wurde es dunkel. Ein Aeroplan kreiste in großem Bogen um uns und ratterte seine schwerfällige Melodie herab. „Nasi, (ein unsriger)", rief die Mannschaft; sie sahen mit freiem Aug die weißrote Bemalung. Er wirkte beruhigend; wir sind beobachtet, wir stehn in der Hut des Oberkommandos.

Aber es wurde Abend, blutigrot ging die Sonne unter, und es wurde Nacht. Was tun? Wir suchten nach dem Major und fanden ihn nirgends, stie-

gen ein Ruggerl hinauf und wieder herab, ein anderes hinauf und wieder herab, wer kommandiert uns?

Drei Stunden blieben wir da, eine und eine halbe Kompanie, drei Offiziere, gruben Deckungen, versuchten, die Lücken auszufüllen, um einem Nachtangriff standhalten zu können, zitterten vor Kälte, der Hunger machte sich fühlbar, die Ungewißheit marterte uns, die Nacht ängstigte uns. Hinter einem Häuschen, dessen Lehmwände die Kugeln leicht durchquerten, so dünn war die Fachverwerfung, standen wir und hielten Kriegsrat.

Drinnen lag ein Schwerverwundeter, Bauchschuß, und die Sanitätspatrouille konnte ihm nicht helfen. Wir wagten nicht einmal, mit der elektrischen Lampe zu leuchten, wagten nicht, eine Zigarette anzuzünden. — Das taten wir aber schließlich doch; etwas mußte man haben zum Zeitvertreib, auch gegen den knurrenden Magen. Nochmals liefen wir unsere dünne Plänklerkette auf und ab, gaben den Unteroffizieren Anweisung, was sie zu tun hätten, schickten einige Patrouillen nach vorn, merkten, daß unsere rechte Flanke frei, also eine Umgehung leicht möglich sei, und verzweifelten fast ein wenig, an einem Erfolg, wenn der Gegner nachdrängte, in der Nacht. O du schwarze, böse Nacht! Am Tag ist's leicht, ein Kinderspiel, zu kämpfen, aber in einer solchen Nacht und abgeschnitten von der Truppe! Man denkt am Ende nicht mehr an uns, man kümmert sich nicht mehr um uns.

Da, endlich, um halb acht Uhr kam ein Bote

mit dem schriftlichen Befehl, wir hätten uns bis acht Uhr hier zu halten und dann nach Poschega einzurücken. Noch eine halbe Stunde, gut, das machen wir. Die Mannschaft sammelte sich und punkt acht Uhr kletterten wir zurück. Jetzt kein Licht mehr, keine Zigarette, kein Laut, der Gegner darf nicht wissen, daß wir abfahren.

Der Weg war schwer, wir tappten völlig im Dunkeln, wir verloren ihn. Aber nur weiter! Dort, um die Ecke des Berges, liegt die Brücke. Wir erwischen einen Bauern; der soll uns führen. Ich zeige ihm den Revolver, das wartet seiner, wenn er falsch führt. Der Weg dehnt sich. Wir kommen an einer Quelle vorbei, da ist die Mannschaft nicht zurückzuhalten, sie will trinken. Also in Gottes Namen, diese Verzögerung wird uns nicht verderben. Und weiter! Anschließen! Anschließen! Nicht zurückbleiben! Der Nebel liegt wieder an den Hängen, eine Orientierung ist unmöglich. Weiter auf gut Glück, der Bauer wird uns doch richtig führen.

Wirklich; da ist der Fluß, dort ist die Brücke. Die Bedeckung steht noch da und eine Kompanie ist dazu gekommen. Die Offiziere grüßen uns, reichen uns die Feldflasche, ein Feldwebel wartet uns mit Salami und Brot auf. Danke, danke sehr. Ach, ist das köstlich! Und jetzt hören wir die Wahrheiten: unsere ganze Gruppe geht zurück, die nördlich von uns ist durchbrochen, wir marschieren noch heute nach Uschize; den ganzen Nachmittag beschoß feindliche Artillerie die Brücke, um uns den Rückweg abzu-

schneiden, sie traf aber nicht, nur in den Fluß gingen einige Granaten.

Von uns waren schon viele vorausgerannt, hatten Schaudermären berichtet, der Kompaniekommandant sei tot, der Leutnant gefangen, die Serben im Anmarsch. „Ach was, hol sie der Satan! Da stehn wir wieder, gesund und munter. Jetzt mag die Brücke in die Luft gehn.“ — „Ja, um neun Uhr wird sie gesprengt.“ — „Wie spät ist's jetzt?“ — „Dreiviertel“. — Da war uns wie dem Reiter am Bodensee. Aber wir stürzten nicht zusammen; derlei Schwächen gelten im Krieg nicht. Sammeln! Vergatterung! Marsch! Nach Poschega.

Gleich nach der Brücke stand eine Mühle, in der unser Arzt schon in der Früh seinen Verbandplatz eingerichtet hatte. Wir schauten hinein; er waltete noch immer seines Amtes. „Komm bald nach, Doktor!“ — „Jawohl, in einer halben Stunde bin ich fertig. Das war dir heute ein Zulauf. Hat eure Kompanie viel Verluste?“ — „Leider; wir können sie noch nicht übersehen. Einen haben wir zurücklassen müssen; Bauchschuß; was sollst da machen? Nicht transportierbar.“ — „Ja, habt recht getan; besser so; die Serben werden ihn nicht fressen. Also auf Wiedersehen!“ — „Servus“. — Und wir marschieren weiter, an ermattet Zurückgebliebenen und Verwundeten vorbei, die langsam nachhatschen. Wenigstens sind sie über die Brücke gekommen. Aber viele werden sie nicht erreichen.

Da — ein ganz entsetzlicher Krach! Das enge

Tal hallte ihn wieder, die Berge warfen ihn wie einen Fangball hin und her, in den Wolken grollte es lange nach. Was ist dagegen die Explosion eines Schrapnells? Und wie fürchterlich mußte er denen ins Ohr klingen, die noch drüben waren. Abgeschnitten, preisgegeben; für sie wohl auch zugleich der letzte Kriegslärm; morgen werden sie abgeschoben, ins serbische Hinterland; sie werden Weihnachten in Nisch feiern. Wir, wer weiß, wo? Daran dachten wir aber jetzt nicht. Wir griffen schon wieder, beruhigt, tüchtig aus, wie wenn nichts geschehen wäre.

In der Nähe des Zieles brannte, nicht weit von der Straße, ein Feuer. Schürt man schon wieder ein Haus an? Nein, schau, ein Aeroplan! Der Prächtige, der uns gegen Abend trostreich umschwebt, hatte Schaden gelitten, hier landen müssen, war nicht mehr schnell brauchbar zu machen; er mußte, damit er nicht in die Hände des Feindes fiele, zerstört werden. Das Eisenwerk glühte im Feuer.

In Poschega war schon alles marschbereit, auf dem Hauptplatz lagen die Truppen um mächtige Feuer und warteten auf den Marschbefehl. Die Offiziere saßen im Gasthaus und tranken Tee, sonst war nichts zu bekommen; unsere engeren Kameraden empfingen uns mit lebhafter Herzlichkeit, sie hatten die verschiedenen Gerüchte gehört und uns schon für verloren gegeben. Einige umarmten uns und weinten vor Freude, die Freundschaft der Kriegstage hatte schon enge Bande gewoben.

Wir mußten noch einige Stunden warten; fünf Geschütze seien noch am Weg, die können wir nicht allein den Rückmarsch durch Feindesland machen lassen. Nachdem wir schließlich doch ein weniges gegessen und uns gestärkt hatten, trat die Müdigkeit und der Schlaf gebieterisch an die Seite, wir streckten uns am Boden aus, schoben Sessel zusammen oder legten den Kopf auf die Tischplatte: ein etwas unheimliches Nachtlager. Endlich um ein Uhr war alles bereit und wir brachen auf.

Im Mondenschein marschierten wir die schöne Straße zurück, die wir vor zwei Tagen siegerfreudig gezogen kamen. Ruhig war es und still, nur der Marschtakt hallte durch die Nacht. Es sah keinem Rückzug ähnlich; alles geordnet, in Reih und Glied, Zwischenraum, Tempo, Kommando ganz nach Vorschrift. Aber der Weg zog sich. Immer wieder meinten wir, die Höhe vor Uschize müßte um die nächste Biegung schon da sein; sie ließ auf sich warten. Endlich war sie doch erreicht, Truppen, Geschütze bogen ab, besetzten die Höhen, unser Bataillon allein marschierte weiter und kam gegen sieben Uhr morgens in die Stadt.

Wir bezogen die alten Quartiere, freuten uns auf die guten Betten, das freundliche Zimmer mit elektrischem Licht, auf einen gesunden Schlaf.

Schon lagen wir, nachdem alle notwendigen Besorgungen erledigt waren, auf den Betten und gedachten, einen langen Schlaf zu tun. Da gab es aber wieder eine Erschütterung, einen Krach, noch

viel gewaltiger als der gestern von der Brücke, alle Fensterscheiben des Hauses barsten, splitterten auf den Fußboden und auf die gefrorene Straße, Ziegel fielen vom Dach und es rumorte durch das ganze Haus, wie wenn es von einer schweren Granate getroffen wäre. Auf, die Serben sind schon da! war der erste Gedanke. Schnell gepackt und gegürtet und auf die Straße. Was ist los?

Da sahen wir's. Nicht hundert Schritte entfernt von uns lief ein Mühlbach und eine Brücke führte noch in der Frühe drüber. Jetzt lagen die Trümmer herum zerstreut und fünf ungarische Soldaten, Landsturm, daneben, zerrissen und zerfetzt, ein Bild des Grausens. Sie hatten ein Faß Pulver, das man eben entdeckt, in den Bach zu werfen, es geriet durch ihre Unvorsichtigkeit in Brand und das war die fürchterliche Explosion.

Mit dem Schlafen war's jetzt vorbei. Abends kam telephonisch der Befehl, wir sollten uns noch so lang als möglich halten; man hoffte also doch noch eine Besserung der Lage. So marschierte unsre Kompanie am nächsten Morgen die steile Höhe südwestlich Uschize hinauf, in Windungen, auf guter Straße, als Flankendeckung; es hieß, ein Arnautenregiment rücke von Süden gegen uns vor. Oben, auf der Höhe 832, richteten wir Deckungen her, stellten Feldwachen aus, sandten Patrouillen vor. Nichts Neues. So schliefen wir, soweit ein ungezähltes Heer hüpfender Tierchen uns schlafen ließ.

In der Früh hörten wir am Telephon, das wir

diesmal glücklich mithatten, am Nachmittag werde der Rückzug fortgesetzt. Schon meinten wir, gehört zu haben, wir hätten von unserm Platz abzumarschieren: da begannen unsre Patrouillen zu schießen. Alles in Deckung! Grad zur rechten Zeit.

Jetzt ergoß sich, von 10 Uhr vormittags bis fünf Uhr abends ein Kugelregen auf uns, den wir uns jetzt am allerwenigsten erwartet hätten. Das ganze gemeldete Regiment, das wohl die Nacht im Eilmarsch herangetrieben worden war, schien sich gegen uns arme Landsturmkompanie entwickelt zu haben. Weh uns, was wird jetzt werden? Unsre Meldung an das Bataillon hatte nur den Befehl zur Folge: Aushalten! Ja, wie lange? Wenn sie vorgehn, nützt alles Aushalten nichts, dann sind wir gefangen oder tot. Eins von beiden.

Es war der achte Dezember, das Fest der Unbefleckten Empfängnis. Also das ist der Tag, der unser Schicksal entscheiden wird. Der Namenstag meiner Frau.... Besuche zu Hause, Blumen, Glückwünsche ... „es geht ihm gut, gottlob, der letzte Brief ist zwar schon ziemlich alt, vom 27. November, aus Bajna Baschta, einer serbischen Grenzstadt, liegt an der Drina; der Landsturm hat dort nur die Aufgabe, die eroberten Gebiete zu besetzen und zu sichern. . . .“ So oder ähnlich mögen die Auskünfte gelautet haben, ich kannte sie, weil sie aus meinen Briefen stammen. Man muß doch seine Lieben beruhigen, trösten, sie halten Unnennbares aus. Die Wahrheit ist ein wenig anders; ein wenig; jetzt schon

sehr viel anders. Aber es ist gut, daß sie's nicht weiß. Wenn die Sache schlecht ausgeht, . . . ach, wozu dran denken! Schießt, Leute, zielt gut, sie kommen nicht weiter vor, sie treffen nicht.

Im Knall unserer Gewehre erstarben die Zischlaute der serbischen Schlänglein, die da zu Haufen gegen uns züngelten. In die Mauer vor uns, über die Köpfe, in das Gestrüpp hinter uns, in den Wiesenboden: ssss, ein Singen, Springen, Abprallen, Surren, Patschen stundaus, stundein; Steinsplitter trafen uns einige, aber das heißt nichts. Auch ins Haus im Rücken, in dem wir übernachtet hatten, wo das Telephon stand, drangen die Giftigen ein; einige kamen aus nächster Nähe, da mußten sich so verflixte Patrouillen vorgeschlichen haben; kaum daß wir den Kopf, um sie zu suchen, über die Mauer hoben, richtig, paff! war der Gruß schon da. Wo sind die Skipetaren? Wir werden sie Karl May-isch begrüßen. Im allgemeinen lag uns an diesem Tag jeder Spaß fern, aber manchmal drang doch ein lachender Blitz durch.

Besonders unangenehm wurde die Lage, als wir sahen und hörten, daß sich der Gegner gegen unsere rechte Flanke vorschob, er wollte uns wohl umfassen und zugleich Einblick und Ausschuß auf die Straße gewinnen, die von Uschize nach Bajna Baschta, unsere einzige Rückzugslinie, führte. So dehnten auch wir uns dorthin aus. Da hatten wir aber keine Deckungen, nur Gestrüpp und Steine und es war kein Leichtes, die Mannschaft dort zu gutem

Ausschuß vorzubringen. Wir meldeten es hinab und man versprach uns Hilfe.

Bis diese heraufkommt, zwei gute Stunden Weg, kann schon alles entschieden und beendet sein. Unterdes pfiffen die Kügelchen auch schon nach Uschize hinab und störten das Kommando im Mittagessen. Der Train hatte bereits den Rückmarsch angetreten. Wenn es dem Feind gelang, bis an den Hang vorzukommen, wäre der Train und die Brigade samt uns verloren gewesen. Er ging aber nicht weiter vor; alles konnte er auch nicht wissen.

Gegen zwei Uhr endlich kamen zwei Kompanien vom Tal herauf und stellten sich gedeckt am rechten Flügel auf; zum Eingreifen traf es sie nicht mehr; nur ihre Maschinengewehre stellten sich dem Feind gehorsamst und wirksam vor.

Ja, als die Sonne sich senkte und Abendlüftchen wehten, kam uns sogar ein Geschütz zu Hilfe. Wir sahen zwar nicht, wo es stand, verkehrten nur telephonisch mit seinem Kommandanten und leiteten seine Schüsse, näher, immer näher — noch 200 Schritte nach vor und ebensoviel nach rechts — an den Feind; endlich war er dort, die roten Rauchherzen senkten sich grad auf die Hauptgruppe des Gegners herab. Zugleich war uns das Geschütz der beste Zeitkürzer, wir paßten auf jeden Schuß, verfolgten die Bahn des Geschosses, über unsere Köpfe hinweg, bis zum Ziel, sagten wie am Schießplatz an: „Gut angekommen" und wiesen dem nächsten Ziel und Weg. Das Gewehrrattern hörte, beim Gegner und dann bei

uns, auf Viertelstunden auf, wurde seltsamer, scholl wieder zum Sturm an.

Es waren keine angenehmen Stunden, das wird jedermann zugeben. Was da für Gedanken Sinn und Herz bewegten, läßt sich nicht ausdrücken. Sie aufzuschreiben, fand ich doch nicht Zeit und — Stimmung; jetzt lassen sie sich nicht mehr sammeln.

Am schwersten wurde uns das Aushalten in der Dunkelheit, es war die Situation vom Bergerl an der Brücke bei Poschega, nur entsprechend gesteigert. Aber auch diese zwei Stunden vergingen, sehr langsam zwar, Minute nach Minute. Die zwei Kompanien waren bei Einbruch der Dämmerung wieder abgezogen, das Geschütz schwieg.

Jetzt aber begannen in unserm Rücken vier serbische Geschütze schweren Kalibers ein dröhnendes, wütiges Konzert, wir sehen die Schrapnells einschlagen und zitterten für die Unsrigen, die dort lagen; erst später hörten wir, es sei niemand mehr dort gewesen. Die Furcht für die andern war schließlich bei uns immer heftiger und nachhaltiger als die für uns selbst.

Um sechs Uhr bekamen wir den Befehl, noch eine Stunde auszuhalten und dann durch Uschize durch an die Brigade anzuschließen. „Aber ehrlich!" fügte der Generalstabsoffizier hinzu. „Ja wohl, ehrlich", antwortete der Kompaniekommandant und schaute auf die Uhr. Er steckte sie wieder in die Hosentasche, nahm sie aber immer wieder heraus; um sie näher zu haben, gab er sie schließlich in die Tasche des Mantels. Noch eine Viertelstunde. . . .

So, jetzt langsam, geräuschlos sammeln! Das dauerte noch eine lange Viertelstunde. Mein Zug war der erste am Platz. Wo sind die andern? Ich ging ihnen entgegen, den Weg zu zeigen, sie zur Eile anzustacheln. Jetzt war der zweite und dritte da. Daß der vierte nicht kommt! Nochmals hinaus, durch Stein und Dorn. Dort raschelt es? Nein, nichts ist's. Dort kommt wirklich ein Mann. „Wo ist der Zug?" — „Kommt gleich". — „Wo?" — „Dort?" Nichts zu sehen. Jetzt endlich. „Aber so langsam!" „Ja, das geht nicht anders, wir können nicht laufen" sagt der Kamerad. Na also, jetzt brso, brso.

„Rapport! Erster Zug?" „Alles hier; fünf Mann der Patrouille fehlen; ein einziger ist eingerückt; er sagt, zwei hätte er fallen sehen, von den andern weiß er nichts. Ein Mann wurde verwundet, ist bereits abgegangen." — „Zweiter Zug?" — „Alles hier". „Dritter?" — „Alles hier". „Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst, vom vierten Zug alles hier."

Rechts um! Marsch! Die Windungen gedachten wir abzukürzen; wir taten es nur einmal; es zeigte sich, daß wir damit nicht schneller vorwärts kamen. . . . Wenn in dieser Schlucht nur eine starke feindliche Patrouille stünde, könnte sie uns aufhalten! Schau, ein Licht dort! Was ist's? Nichts. Einer von uns.

Da liegt Uschize. Ob sie nicht aus den Fenstern auf uns schießen? Ach nein, die Bevölkerung ist uns nicht übel gesinnt. Hoffen wir. Wir gehn

über eine kleine Brücke, schlängeln uns durch zwei Gäßchen. Jetzt sind wir auf der Hauptstraße. Alles finster; das elektrische Licht hatten unsere Truppen vor dem Abmarsch abgestellt; auch in den Häusern kein Licht. Was sich wohl die Serben denken? Die Straße leer. Wir sind die letzten, die durchmarschieren. Nichts rührt sich. Es schießt niemand. Brav sind die Leute. Haben auch keinen Grund, wir haben sie doch anständig behandelt. Noch drei, vierhundert Schritte. So, erledigt! Frisch weiter. Zuerst ein halbes Stündchen bergauf, dann grad aus. Dort marschiert die Brigade. Anschluß gefunden! Für diesmal sind wir entwischt. Gott sei Lob und Dank.

Das erste, was wir von der Brigade zu sehen bekommen, war folgendes: Auf der Straße stand ein Wagen mit Kisten und Ballen, die Kisten geöffnet, die Ballen auseinander gelegt, auf dem Wagen und rund herum Soldaten, die die Waren unter sich verteilten, Leinwand, Wollzeug, Wirkwaren; wer billig kaufen wollte, griff zu, es kostete nur einen Handgriff und die Mühe des Tragens; aber schnell, nur keine Stockung, ja nicht zurückbleiben; rasch war ein Ballen ausverkauft, eine Kiste geleert. Nehmen mag jeder gern, mit einem Pack unterm Arm schloß er sich in Reih und Glied; aber bald zeigte sich, daß der zweite Teil des Kaufgeschäftes schwieriger war, das Tragen; rechts und links lagen weiße Stücke, wir traten in der Eile auf solche, die uns unter die Füße kamen: die Mannschaft warf den billigen Er-

werb schon weg; warum lange mitschleppen, wird sie sich gedacht haben, es beschwert nur, in diesen unruhigen Zeiten ist der Besitz Nebensache, heute oder morgen muß ich's doch wegschmeißen.

„Anschließen, anschließen!" riefen wir, die wir am Schluß marschierten; „keine Lücken lassen!" Auf den Berghängen links arbeiteten unheimliche Lichtsignale, wer weiß, was das ist. Vorwärts! Wieder eine kleine Anhöhe hinan. Rechts am Weg lag ein Häuschen, drin ein Feuer; daran wärmten sich einige Verwundete ihre Fleischkonserven; no, ihr seid keck, wollt ihr nicht auch lieber mit, bevor Torschluß gemacht wird? Wir haben immer wieder bemerkt, daß Verwundete riesig leichtsinnig sind; sie scheren sich nicht um die Lage, Rasten und Essen scheint ihnen wichtiger als alles andere.

Neben dem Häuschen stand eine Gruppe schwarzer Gestalten, einer mit einer elektrischen Lampe. Es waren wohl Offiziere, einer fragte: „Was seid ihr?" — „Landsturm 23". — „Kompanie Lerch?" — „Jawohl". Unser Führer hieß Lerch, nach dem Kommandanten nennt man im Krieg die Abteilungen. „Euch sucht jemand da vorn; meldet euch!"

Nach einigen Schritten hörten wir schon rufen: „Kompanie Lerch da?" Unser Kompanie-Führer meldete sich. „Gottlob, daß du da bist; wir haben schon gefürchtet, daß du den Anschluß versäumt hast; ich bin nämlich der Generalstabsoffizier der Brigade, der dir den Auftrag gab, bis sieben Uhr auszuharren." — „Ist auch geschehen; ehrlich!" — „Seid ihr noch

glatt durchgekommen? In Uschize nichts passiert?" — „Nein". — „Gottlob, brav habt ihr's gemacht. Marschiert nur hier weiter, bis sich Gelegenheit gibt, an euer Bataillon anzuschließen; es ist weiter vorn; der Oberstleutnant ist schon sehr besorgt um euch."

Der Weg ist schlecht, ausgefahren, Kot, trotzdem versuchen wir's, in Doppelreihen vorwärts zu kommen. Freilich einige Minuten darauf fallen die Leute schon wieder in Reihen ab, es geht einfach nicht. — Jetzt treffen wir schon auf eine rastende Kolonne und marschieren vor und kommen nach einem neuerlichen Versuch, Vorsprung zu gewinnen, mitten in ein Heeresbataillon hinein. „Was wollt ihr da? Was seid ihr? Landsturm? Habt ihr auch ordentlich gestürmt?" Natürlich, zum Sichlustigmachen sollen wir auch noch dienen. Seid froh, daß ihr uns habt; wir haben genug geleistet. Wer weiß, wo ihr stündet, wenn wir heut nicht oben standgehalten hätten. „Laßt uns vor, wir wollen zu unserer Truppe." Das geht nicht. Wir fühlten uns unbehaglich in ihrer Mitte. Kam auch gleich ein Major dahergeritten: „Wer hat euch erlaubt, euch zwischen meine Kompanien einzuschieben? Marschiert wenigstens ordentlich, in Doppelreihen!" Da haben wir die Bescherung. Aber jetzt bleiben wir schon.

Es geht langsam vor; wieder steht ein Wagen am Weg und jetzt gleich eine ganze Kolonne. Feldgeschütze waren es, die im Kot staken; eine Menge Mannschaft, die anschob, hüo, aide, hoouruck, Geschrei und Gewurl. Wir schlängelten uns, einzel abgefal-

len, vorbei, ein namhafter Vorsprung. Eine Viertelstunde Weges waren wir nun allein, nur an Zurückgebliebenen marschierten wir vorbei, Versprengten, Verwundeten; einer heulte wie ein Kind, wir konnten ihm nicht helfen. Sechs Tragbahren mit Schwerverwundeten rasteten, daneben lagen Tornister, die Träger hatten sie wohl abgelegt und wollten sie liegen lassen, die Last war an sich schwer genug. Um ein Trainpferd gruppierten sich einige Leute, zwei Getränkfäßchen und einige Säcke lagen am Boden, wohl die Last des Tieres. „Was ist?" — „Es wirft grad." — Ach, die armen Tiere, auch sie sind in den Strudel mitgerissen.

Der Weg führt durch eine Art Almtal, wir erinnerten uns an die Gegend vom Hinmarsch; damals hüpften wir fröhlich über Stein und Wiesenquell. Jetzt? Es ging uns auch nicht schlecht; zwar hatten wir seit gestern mittag nichts gegessen, aber wer spürt dies in solcher Lage? Wir näherten uns schon der Kardinjatscha, dem beherrschenden Paß; wenn wir die haben, wird uns nicht mehr viel geschehen können.

Der Mond trat jetzt hinter den Wolken hervor mit mildem, beruhigendem Schein. Ich trottete an der Spitze der Kompanie recht gemächlich, behaglich dahin, genoß, wie wenn nichts wäre, sein Zauberlicht und arbeitete in Gedanken am einleitenden Literaturvortrag des nächsten Sommersemesters, da hoffte ich trotz allem und allem zu Hause zu sein.

Den letzten Hang zum Paß hinauf ging's viel

schneller, als anzunehmen war. Alle Abkürzungen wurden benützt, von einer Müdigkeit war kaum etwas zu spüren. So mischten sich verschiedene Truppenverbände und wir hatten oben Mühe, unsre Leute zusammenzukriegen. Ein Bataillon blieb hier, verteilte sich auf die Verteidigungslinie, am Weg selbst standen Geschütze, wir schauten beim Vorübermarschieren mit gewisser Ehrfurcht zu, wie sie in Stellung gebracht und geladen wurden. Die schützen uns. Jetzt ist schon alles leichter und sicherer.

Also leichten Herzens den Berg auf der andern Seite hinab! Die Krümmungen werden wieder abgekürzt, der Mond „hat alles ins Helle gebracht." Gegen vier Uhr morgens langten wir im Loch unten, bei einer Häusergruppe an. Da lohten große Lagerfeuer auf einer Wiese und es ging zu wie auf einem Jahrmarkt, laut und fröhlich, ein Getriebe, Schreien, Prasseln, Zurufen. Fremde Gesichter überall, abenteuerliche Gruppen; auf der Waldrampe sah es aus, als ob ein Gelage gefeiert würde; schon meinten wir, unsre Herren säßen dort bei der Offiziersmesse, und hielten, nachdem wir für die Kompanie einen Platz gefunden und sie abgefertigt hatten, drauf zu. Nein, sie waren es nicht. Fragen und Rufen. Niemand gibt Antwort.

Endlich finden wir einige Kameraden um ein kleines Feuer damit beschäftigt, Fleischkonserven zu wärmen. Sie begrüßen uns freundlich und schildern die Sorge um unsre Kompanie, die Geschosse unseres Gegenüber auf der Höhe bei Uschize seien bis hinab

in die Stadt gedrungen, vor der Offiziersmesse seien einige gelandet, man hätte uns in verzweifelter Lage vermutet. „Nun ist alles gut, setzt euch her zu uns und eßt etwas!" Sollen wir's tun? Wir sind müde. Wo können wir schlafen? Gescheiter, ein wenig schlafen als mit Kochen und Essen die Zeit verlieren, wir werden doch bald wieder weitermarschieren.

Ein Kamerad findet eine Hütte in der Nähe. „Kommt, legen wir uns lieber ein bissel nieder!" Unser sechs lagen alsbald zusammengekauert auf dem Boden dieser Hütte oder des Stalles, oder was es war, mit Sack und Pack, in einem Knäuel; der Raum wäre zu andern Zeiten für zwei zu knapp gewesen. Gesprochen wurde kein Wort mehr, wir waren nicht neugierig, wir waren nur schwer schläfrig.

Der böse Feind aber nahm keine Rücksicht drauf. Wir mochten kaum ein Stündchen geschlafen haben, da ging ein ungeheurer Spektakel los, Schießen, Salven, Rattern, Knattern, Explosionen wie von Schrapnells. Auf! Auf! Überfall! Sie sind schon da! — „Aber um des † † † willen, das ist doch nicht möglich; es ist doch ein Bataillon oben und den Ort wird man doch auch gesichert haben!" — „Red nichts!"

Vor der Hütte standen schon zwei Züge unsrer Kompanie, die Zugsführer meldeten, Kugeln hätten in ihren Lagerplatz eingeschlagen, und drängten uns fort. „Wo sind die andern Züge?" — „Schon auf der Straße." Und es schoß und knatterte erschreckend weiter. Der Lagerplatz leer, völlig leer, verlassen lohten die Feuer und überm Platz lag schwerer Rauch.

„Ach, fürchtet nichts, das ist nur. . . .“ Was sollte man sagen? Wir marschieren auf der Straße; glücklich sind wir wieder die letzten, alles hat sich schon verdrückt und verzogen, nur Pferde, Pferde, Train, Wagen, Kühe, es staut sich, läuft untereinander, stößt sich, drängt sich. Gut, daß wir an der Spitze der Mannschaft standen. Noch immer knatterte und keifte und rasselte es von beiden Hängen, zwischen die wir eingekeilt waren.

Da kommt ein Reiter. „Was ist das?“ — „Landsturm 23“. — „Bitte, sofort zum Han (Gasthaus); dort stehn; zum persönlichen Schutz des Brigadiers!“ — „Du, wenn sie uns nicht hätten!“ Während wir zum Han abbiegen, krach! und aus dem Wald fliegt eine Feuergarbe, senkt sich, zerknattert . . . ah, Raketen sind's! Das ist ja Schwindel! Und ich erwische einen Kameraden von einer andern Kompanie, „da schau her, Raketen sind's.“

Als wir hinterm Han standen, mitten im Gedränge von Reitern und Pferden, schlugen grad einige Geschosse ein und eine Gruppe Verwundeter stob auseinander. Dann aber hörte das Schießen plötzlich auf; nur auf einige Augenblicke; gleich begann es von weiter rückwärts wieder. Und jetzt stiegen Abteilungen von uns die Hänge hinan. Es sind ja nur Komitatschi, die werden bald aufhören.

Der Han war ein langgestrecktes Haus, einstöckig, eine Holzrampe der Straße zu, drei Türen mündeten darein; sie zeigen auf zu, Offiziere traten heraus, gingen wieder hinein, Pferde wurden gesattelt, Ordon-

nanzen kamen mit Meldungen, vor dem Haus wogte es stürmisch hin und her. Unter den Offizieren sahen wir — es dämmerte doch schon — unsern Bataillonskommandanten. „Gut, daß ihr da seid; geht etwas aus dem Trubel hinaus. Aber da bleiben! Nur auf meinen persönlichen Befehl!" Und er ging die Tür hinein, wo wir den Brigadier vermuteten, wohl zu melden, daß ein Teil seines Bataillons zur Verfügung stehe.

Nun verzog sich „die blöde Schießerei"; nur mehr einzelne Schüsse unserer Patrouillen; die Aufregung legte sich; wir sahen von unserem Platz aus, wie die Truppen, die rückwärts — vorausgeeilt waren, sich sammelten und einige Kompanien den Höhen zustrebten. Es wurde Tag. Der Schrecken war vorbei, der Überfall von Zaklapatsch erledigt.

Nun hatten wir Zeit zu fragen. Wie konnte er zustande kommen? Es waren wohl organisierte Bauern, Komitatschi, mit Pöllermaschinen und Raketen ausgestattet. Wir hatten uns am Hinmarsch nicht Zeit nehmen können, Häuser und Gegend nach derlei Kriegsmaterial zu durchsuchen, wir hatten unbedingt den Fehler gemacht, die irgendwie noch kampffähige Gesellschaft abzusammeln und fortzuschieben. Das wäre eine dem Landsturm entsprechende Arbeit gewesen und wir hatten auch immer gemeint, sie würde uns zugeteilt. Aber im Taumel des Sieges und Vormarsches, in der Sicherheit des baldigen endhaften Sieges hatte man auf diese Notwendigkeit keine Rücksicht genommen. Wir hatten auch

keine Rückhaltstellungen vorbereitet; es waren auch unser zu wenig Truppen, man brauchte uns fürs Gefecht.

Die Ortschaft war wohl gesichert, aber die Feldwachen waren ebenso überrascht worden wie wir; die ganze Wahrheit davon erfuhren wir nicht. Die Sache hatte schließlich außer der Verwirrung keinen Schaden angerichtet, kein einziger wurde getroffen; von unserm Bataillon nämlich, von andern weiß ich's nicht.

Im Lichte des Tages zeigte sich nun das düstere Talloch ganz ungefährlich. Noch brannten die Feuer; die Zäune ringsum alle abgebrochen, der Boden zertreten, Tornister lagen herum, die der eine und andre in der Eile liegen gelassen, bei jedem Feuer eine Menge Kukuruz, kein Mensch außer Militär zu sehen; um den Han war es öd geworden, niemand mehr da, einige Verwundete noch und Nachzügler, die unbekümmert ihren Türkenkolben brieten und unsere zwei Züge, die Gewehre in Pyramiden aufgestellt, am Boden, auf den Zaungrundmauern. Jetzt meldete sich der Hunger, wir hatten eine Fleischkonserve; mit dem Brot hieß es aber sparen, ein kleines Stückchen hatte noch jeder.

Nun war es uns wieder ein Rätsel, warum der General nicht aufbrach, früher alles so eilig, jetzt kein Weiterkommen; drei gute Stunden warteten wir. Dann endlich Aufbruch. Unser Bataillon als letztes. Nach zweistündigem Marsch wieder halt auf breiterem Talboden. Hier teilte sich der Weg. Man

mußte sich entscheiden, welcher besser, sicherer. . . . Was ist das oben auf den Bergen? Unsere? Serbische Patrouillen? Mit dem Feldstecher nicht zu erledigen. Sind es Serben, können wir den Weg rechts nicht mehr nehmen. Nein; drei Stunden lagen wir im Sonnenschein, nicht am Weg, etwas abseits in einer Mulde, in die man von den Gipfeln rechts keinen Einblick hatte.

Ein Kirchlein stand dort mit spitzem Holzgiebel und daneben der Turm, ein Holzgerüst; drum herum Bänke und Lagerplätze; es scheint eine Art Wallfahrt zu sein. Das einzige Haus in der Nähe, wohl des Geistlichen, war leer.

Nach Mittag (nicht nach dem Mittagessen, das gab's nicht) brachen wir endlich auf, rechts, im Engtal hinaus, den nächsten Weg zur Kriegsbrücke. Langer Marsch; ausgehungert, schlafmüde Füße, wir kamen sehr, sehr müde um sieben Uhr in einem Örtchen an der Drina an; wir kannten es, wir hatten es damals erobert, ein sauberes Dörfchen, hier heißt's Stadt; mit guten Häusern, damals voll Obst, damals reichlich Unterkunft für Offizier und Mannschaft. Jetzt überfüllt, zerstört.

Voll Militär und Trains. Kein Haus frei, kein Plätzchen. Sucht euch einen Lagerplatz! Das war alles, was man uns sagte. Sucht euch! In einem Kukuruzacker lagerten wir schließlich, neben dem Weg. Die Mannschaft riß wieder die Zäune ab, machte sich Lagerfeuer und gruppierte sich drum, die Nacht

zu verbringen. Offiziere haben doch größere Bewegungsfreiheit; wir brachen in ein Marodenzimmer ein. Niemand da? Also hingeworfen auf die Türkenstengel, hart genug, der Rucksack als Polster, den Mantel übergebreitet, schlafen! Auch andere fanden das Nest, schließlich waren es unser acht; zwei, die ganz entsetzlich schnarchten, und einer sägte. Um zwölf Uhr kam der Unteroffizier vom Tag, weckte uns, die Menage sei gekommen; laß uns in Ruh, wir brauchen keine, laß uns schlafen!

In der Früh erfuhren wir: unser Train sei mittags hier angekommen, jedoch wieder weitergefahren. O der Train!

Wie oft haben wir über ihn das Schmeichelhafteste — nicht gesagt; er ist halt doch nicht richtiges Militär, ein Anhängsel. Und wie oft haben wir ihn gesegnet; wenn er uns ins Gefecht die Menage brachte, uns nachkam, wo wir ihn am allerwenigsten erhofften, uns pünktlich Post und Verpflegung nachschob. Diesmal versagte er. Vier Stunden weit war er weitergefahren, bis nah an die Kriegsbrücke. Dort erreichte ihn ein Reiter im Galopp und kehrt euch — jetzt konnte er büßen!

Im einzelnen mag's im Krieg manchmal nicht klappen, Unordnung ist die Zwillingsschwester der Ordnung, eine Verwirrung ist bald angezettelt — wenn nur das Große nicht fehlt, der Geist der Tapferkeit, die Leitung; viel unausweichbare Schäden heilen sich dann von selbst, eine Gruppe verbessert, was die andere versäumt, der Tag hat vierundzwan-

zig Stunden und dann folgt ein neuer. Ein Tag ohne Verpflegung ist im Feld kein verlorener Tag und kommt sie erst um Mitternacht, ist's immer besser, als sie käme gar nicht. — Wir verzichteten drauf, Schlafen war uns notwendiger.

Im Morgennebel, Reif am Boden und Reif an den Kleidern, standen wir schon bereit zum Abmarsch. Wieder mußten erst Meldungen abgewartet werden, wieder traten wir eine Stunde von einem Fuß auf den andern; dann endlich kam ein Zug in die Sache und wir marschierten und marschierten Wege, die wir schon gegangen in glücklichen Tagen, an bekannten Plätzen und Bergen vorbei; bald müde, abgearbeitet; sehnsüchtig wünschten wir die Brücke herbei. Auch der Hunger meldete sich. Ich hatte noch ein Stück Speck, das teilten wir zu dritt, ein Zugsführer bot uns dazu sein letztes Brot an, wir nahmen es, es reichte grad aus, daß der ungarische Speck nicht schadete. Es wurde ein heißer Tag, die Straße dehnte sich, immer noch eine Biegung und noch eine; um ein Uhr rasteten wir in der Nähe des Ziels. Also abgetan.

Nein, noch immer nicht; das Landsturmbataillon bezieht die Höhen an der Brücke zur Sicherung; wenn die Nachhuttruppen (die unterdes einen schweren Kampf gegen eine Übermacht bestanden und dabei noch einige hundert Gefangene eingebracht hatten) sowie die Seitenhuten eingetroffen sind, das dürfte gegen sechs Uhr abends sein, hieß es, werde man uns mit Lichtsignalen das Zeichen zum Einrücken geben.

Wieder einen Berg hinauf, wieder Schützengräben ausgeworfen, Patrouillen vorgeschickt, ausgeschaut. Der Train war brav und brachte uns die Menage hinauf. Gegen sechs Uhr standen wir um ein Haus und starrten hinab zur Brücke, es war schon Nacht. . . . Das ist das Zeichen. Nein. Jetzt aber. Nein. Hoffentlich vergessen sie nicht auf uns. Dort, schau! Nichts ist's. Ach was, Zugsführer, passen Sie auf! Wir setzten uns im Haus drin zum Feuer, kochten uns Kakao, boten den drei weiblichen Hausbewohnerinnen an, er schmeckte ihnen; nur die jüngste, die einzige Anschauenswerte, verschmähte ihn; die Alte steckte dafür jedem von uns einen Apfel zu, den sie hinterm Hemd hervorgeholt hatte; dort ist nämlich die persönliche „Fassungsstelle" dieser Weiber, zuverlässig, warm, aber nicht nach jedermanns Geschmack.

Und dann kam das Zeichen. Hinabgestolpert, vormarschiert, anstellen, warten, Stockung, eine Enge, achtgeben! Jetzt, jetzt wirklich, wir waren auf der Brücke, schritten auf den Brettern dahin. Geländer war keines mehr, schon abgebrochen; warten, Vergatterung, ordnen, marsch! Glücklich gelandet; wir sind draus; ich grüße dich, heiliges Vaterland!

Noch zwei Stunden etwas unheimlicher Marsch eine Höhe hinauf, in ein Tal hinein, nochmals hinauf. Wie heißt der Ort? Scona. Da drüben sind Lichter; ist das Serbien, sind sie schon dort? Ach nein, die Drinaberge jenseits sind uns schon entschwunden. Geht, Leute, es ist nicht mehr weit. Noch

einige Minuten, noch eine Viertelstunde, gleich sind wir da.

So. Ein Zwetschkengarten. Lager. Zäune abbrechen, macht nur Feuer! Alles da? — Alles. — Gut. — „Unterkunft für uns?" fragen wir den ersten Offizier, den wir sehen. — „Und feines Essen!" Er führt uns. Polternd treten wir ins Haus, wie Leute, die auch da sind, die sich nicht zu verstecken brauchen. In der Küche wird „serviert", nebenan in der Stube schläft der Bataillonskommandant; einer findet ein Plätzchen am Boden, ein Tornister ist sein Tisch; wir zwei essen stehend. Hühnersuppe, Rindfleisch mit Kartoffeln, gebratenes Huhn mit Kraut, Apfelstrudel, Tee oder Kaffee. Köstlich. Wie ist dies möglich geworden? Ja, der Train des Bataillonsstabes ist schon seit Mittag hier, es war Zeit genug.

Jetzt ins Schlafgemach! Auch vorbereitet. Heulager in einer Stube. Glänzend. Lachend, übersprudelnd vor Lebensfreude legen wir uns hin und schlafen schon. Hätte nicht der vierte im Bunde, unser Pfarrer, so unendlich geschnarcht, wie wir es im Leben noch nie erfahren, wär es der besten Nächte eine gewesen, die wir genossen. So wachten wir einigemal auf und weckten den Schlafkanonendonner; der drehte sich auf die andere Seite und — schnarchte weiter. Na, warten Sie, Pfarrer, bei uns schlafen Sie nie mehr.

Am nächsten Tag durften wir rasten. Wohl flogen eine Menge unangenehmer Gerüchte vom Tal herauf, die Serben seien nicht weit südwärts über

die Drina gegangen, hätten die ungarischen Etappentruppen dort über den Haufen geworfen, kämen uns in den Rücken usw. — Aber ja, laß mich in Ruh! — Und dann erklommen wir die Höhe des Paschino brdo und er wurde zunächst der Bereich unseres Sicherungsdienstes. Hier und in Srebreniza und Bratunac blieben wir bis zur Offensive des Herbstes 1915. Diese Zeit und ihre Erlebnisse bilden eine Art Zwischenspiel, für den Feldzug 1914 das Nachspiel; und deshalb schließt sich einiges davon hier an.

Grenzwacht an der Drina.

In Erwartung.

Am 12. Dezember mitternachts trafen wir nach Tagen der äußersten Kraftanstrengung glücklich und wohlbehalten in Bosnien an. Der Rückzug, der anderen Truppen große Verluste gebracht hatte, war uns glorreich geglückt. Und jetzt lag die breite Drina zwischen uns und dem Serbenheer; sie war immerhin ein bedeutendes Hindernis. Zwar wenn die Serben hätten nachdringen wollen oder können, müßte es ihnen ein Leichtes gewesen sein, das Hindernis zu überwinden. Denn unsere Linien waren sehr dünn und lückenhaft, eine Kompanie hatte mehrere Kilometer zu halten und Reserven gab es kein Gewehr.

Wir erwarteten oder fürchteten auch die ersten Tage und dann immer wieder, daß Serbien den unleugbaren Erfolg ausnützen, mit überwältigender Kraft die Drina übersetzen und uns dann wohl bis gegen Serajewo zurückwerfen werde. Aber sie kamen nicht und versuchten nichts; sie lagen grenzsichernd uns gegenüber, ruhig, im allgemeinen sogar gemütlich, ließen uns Deckungen bauen und schossen nur, wenn sich besonders verlockende Ziele zeigten; dann

stellten sie an vielen Abschnitten das Schießen ganz ein, kamen zum Ufer, wo der Fluß überrufbar war, schrien Grüße und Frozzeleien herüber, verlangten Tabak, Wein, auch Zeitungen.

Das war aber nicht überall so und nicht immer. Und des öfteren fuhren serbische oder unsere Befehle störend in dies unnatürliche Dasein, und während bei unserer Kompanie nur das Auge der Feldwache prüfend das Drinaufer bespähte und die Hand ruhig sicher am Gewehrkolben ruhte, knallte es bei der Nachbarkompanie den ganzen Tag und die ganze Nacht. Gelegentlich zischten auch Granaten und Schrapnells herüber und Alarm gab es oft genug. Wir arbeiteten ruhig, bauten Befestigungen, wohin wir kamen, errichteten eine zweite und eine dritte Linie, sandten Patrouillen über die Drina, scheuchten serbische Patrouillen ins Wasser zurück, nahmen einige gefangen und sie führten einige Leute unserer Einzelposten mit sich. Und Ruhe gab es nie. Nie.

Es war dennoch Krieg. Wachsamkeit und Aufregung wurde auch künstlich erzeugt; und jeden Monat wenigstens einmal hieß es, aus Konfidentennachrichten sei zu folgern, daß der Feind an dem und dem Tage da und dort die Offensive aufnehmen werde. Als schließlich Italien auch noch, alle Menschenpflichten verhöhnend, den Abruzzenräuberdolch gegen Oesterreich zückte, hielten wir es für ganz selbstverständlich, daß am nächsten Tage die Serben, wenn nicht gar schon die Welschen über die Drina kämen. Aber wieder geschah nichts. Wir taten unseren frühe-

ren Dienst weiter, bis wir am 1. Oktober zur neuen Offensive gegen Serbien an die Save verschoben wurden.

Alle diese lange Zeit waren Tage in Erwartung, Dienstes voll und ehrlicher Bemühungen. Was eintreten werde, wenn die Serben herüberkämen, konnten wir uns kaum ausdenken, recht viel Erfolg unsererseits durften wir bei aller begeistertsten Kampfbereitschaft nicht hoffen, dazu waren die Kräfte nicht da. Daß die Serben nichts mehr wagten, lag in den Verlusten, die wir ihnen beigebracht hatten, in den Krankheiten, die ihr Heer verwüsteten, in der uneinheitlichen Politik und Führung unserer Gegner und wer weiß, was noch mitspielte.

Kurz und gut, wir blieben im allgemeinen unbehelligt, verlebten zufrieden und in täglicher Spannung Wochen und Monate, bebauten auch die Felder, sammelten Heu und Vorräte, wechselten einige male die Kommanden, wurden inspiziert, machten eine Überschwemmung mit, führten Patrouillen durch Nacht und Nebel, zechten angeregt am Biertisch, wenn uns gelungen war, ein oder zwei Fäßchen bosnischen Gerstensaftes zu erreichen; wir verfolgten die herrlichen Nachrichten vom russischen Kriegsschauplatz, ersehnten den Frieden und sahen ihn entschwinden, sangen und bauten Pläne, ließen es uns wohlergehn und zitterten vor Verlangen, dem Zustand ein Ende gesetzt zu wissen, jeder Tag brachte seine Ueberraschung und fast jeder wieder keinen geruhigen Abend.

Wir lebten in Erwartung. Spiel und Spaß

über unsere Lage war uns damals fern. Heut ist uns die Zeit an der Drina zu einem Zwischenspiel geworden zwischen der ersten verunglückten und der zweiten so erfolgreich sieghaften Offensive gegen das Land der Königsmörder. Ein Zwischenspiel wie im Theater; es lebt im Geiste des vorausgegangenen Teiles und empfängt, noch unbewußt, verschleiert den vorahnenden Hauch des folgenden.

O Land Tirol!

Dezember 1914.

Die ersten Tage nach dem Rückzug waren unangenehm, bitter kalt innen und außen; vernebelt, verhangen innen und außen; drückend und launisch, verstimmt, mißmutig; die Unfalpropheten wurden üppig, Kleinmütige verloren den letzten Halt, einige Offiziere des Bataillons verließen uns, wegen Überanstrengung, wegen Krankheit, einer wurde irrsinnig; manche, die bisher tapfer und fest dagestanden, verzagten, verzweifelten, sie waren nicht mehr zu erkennen; unsere Erwiderungen, wohl selbst weniger kräftig, verhallten, fanden keinen Boden. Wir gehörten nun einer ungarischen Landsturmbrigade an, da die Heeresbrigade, in deren Verband wir die letzten Ereignisse mitgemacht hatten, zur Erholung für einen andern Kriegsschauplatz zurückgezogen worden war; die Offiziere dieses neuen Brigadestabes wurden einer nach dem andern abberufen; wir erinnern

uns mit Schaudern des Tages, da der alte General mit dem Fähnrich des Feldpostamtes von unserer Höhe Abschied nahm; dieser Fähnrich schien damals seine einzige Stütze und Begleitung zu sein. Das sah herzlich schlecht aus. „Weh uns“, klagte ein Kamerad, „wir sind preisgegeben“. Und härtere Worte konnte hören, wer hinhorchen wollte. Nur wenige blieben auch jetzt noch ungebeugt, verloren Mut und Vertrauen nicht, sahen beherzt, deutsch und stark den kommenden Tagen entgegen; komme, was kommen mag . . . es gibt nur eines . . . wir werden dennoch siegen!

Da steh ich heraußen, in Wintersturm und Wetter, im Pelz vermummt, allein, und träume aus dem Elend der Lage in die sonnige Heimat, in die stolzen Berge, die starken Menschen, ins Land Tirol und in seine Geschichte.

Berge sind es wohl, was da herumsteht, diesseits und jenseits der Drina, aber Tirol, nein, beileibe nicht. Gegen unsere Berge sind das Hügel, Bühel, Maulwurfsarbeit; gewissermaßen nur ein Ersatz für richtige Berge. Und die Namen! Vrh, brdo, grádina, gláwiza, stijéna, plânina; was das für vertrackte Wörter sind; überall begegnet man den gleichen; kaum ist man von einer so und so glawiza herab, muß man wieder auf einen x-vrh hinauf; crni vrh (schwarzer Berg) steht in jeder Ecke einer und kik nennen sich auf unserem Platz allein drei. Diese Berge haben halt keine Seele; keine Individi-

dualität, sagt man wohl mit einem feinen Fremdwort; sonst trügen nicht alle den gleichen Namen, wenigstens in einem Teil ihrer Bezeichnung. Mächtig ist keiner und majestätisch und der Schnee bleibt nur einige Tage liegen, dann läuft er schon wieder zu Wasser. Und trotzdem gibt es keine Brünnerln und Wasserln und die Drina, na ja, das ist schon ein Fluß, aber langweilig. Der Inn ist was anders, dem merkt man's an, daß er fließt; die da schleicht dahin wie eine faule Schnecke; grad daß man, wenn's ganz still ist, so in der Nacht ein bisserl ein Rauschen hört.

Und erst die Häuser und die Dörfer und die Städte! Da läßt sich gar nicht reden drüber. Was bei uns ein ordentliches Pfarrdorf ist, nennen sie da eine Stadt und du mußt zwei Tage weit laufen, bis wieder „a christlicher Ort" im Wege liegt. Alles andere sind zerstreute Häuser, Hütten, Keuschen; grad daß hier und da einige zehn beisammen hocken, dann ist's schon ein Dorf. Aber nirgends eine Kirche, kein spitzer Turm, kein Widum, kein Gasthaus, kein Schloß, kein Herrenhaus, auch keine Scheunen und Ställe und Misthaufen; eine langweilige Gegend im ganzen.

Und wenn man in die Häuser hineinschaut: pfui teixel, sieht das aus! Zuerst eine Küche mit Erdboden und dann eine einzige Stube, alles voll Schmutz und ein Untereinander, daß einem graust; keine ordentliche Einrichtung, kein Tisch, kein Bett, kein Stuhl, kein Bild an der Wand; verpickte Fenster-

scheiben; Kraut und Rüben, Dreck und Speck untereinander; die Leute schlafen auf dem Fußboden, höchstens ein Büschel schmutziges Stroh oder ein unappetitlicher Fetzen untergebreitet, und eine ganze Raff' beisammen: Zigeunervolk oder Karrnerleut ist ein vornehmer Ausdruck für sie; man kann es sich nicht zerlumpt und versaut, unschön und abstoßend genug vorstellen, besonders das Weibervolk.

Alte Weiber gibt's überall und die Tiroler Bäuerinnen und Dirnen sind auch nicht alle schön, die Werktagskittel nicht neu und die Schürzen, zum wenigsten gegen End der Woche, schmutzig, aber im kleinsten Dorf findet sich doch ein sauberes Mädl und eine Bäuerin, die man anschauen kann, und das Mittelmaß ist auch nicht nach Vogelscheuchenart; aber was man in einem serbischen Dorf an ausgesprochener Unschönheit und Schlampigkeit sieht, ist nicht zu sagen; ich muß aufhören, sonst käme ich ins Schimpfen. Kurz und gut, dem Tiroler kann's hier nicht gefallen.

Nun dazu, daß es mir gefalle, zu einer Vergnügungsreise bin ich nicht daher gekommen, auch nicht der Tiroler Landsturm, der mit uns in Serbien war, und nicht die Tiroler, die bei den anderen Truppen verstreut sind. Aber einen Vergleich darf man ja wohl anstellen, weil auch sonst manches dazu verlockt, und Gegend und Menschen bilden ja schließlich doch die Grundlage zu aller Art kulturhistorischer Vergleichung, wenn dieser hohe Ausdruck hier am Platze ist. Das Heimweh nach den schönen Bergen,

Tälern, Dörfern, Märkten, nach dem Menschenschlag ergreift mich mächtig, besonders jetzt, wo wir vertrieben, um den Erfolg gebracht, verärgert, tatenlos hier festgehalten sind . . . Ich drücke die Augen zu und summe und singe vor mich hin:

> Laßt mich meine Lieder singen,
> reicht mir die Gitarr zur Hand . . .

und:

> O Land Tirol, mein einzig Glück,
> dir sei geweiht mein letzter Blick!

Die Tiroler schätzt man in der ganzen Welt und jetzt in der Kriegszeit ist ihr Wert noch bedeutend gestiegen. Die Tiroler Kaiserjäger und die Landesschützen mit dem Edelweiß und dem Hahnenstoß sind vornehmes Militär und überall gesucht, ihre Heldentaten füllen die Blätter und ihre natürliche, biedere Eigenart sorgt auch noch für Humor in diesen ernsten Zeiten. Vom russischen Kriegsschauplatze sind schon viele Tiroler Stücklein, Taten und Aussprüche bekannt geworden und bei allen bildet das gute Schießen und Treffen die Hauptsache.

Hier herunten sprach es sich schon im Oktober herum, daß Tiroler Landsturm herkomme, und man nahm die Nachricht mit freudiger Genugtuung auf. „Ja, Tiroler, das sind Schützen, die treffen, die sind tapfer und die Berge gewohnt; die passen daher und werden sich gut bewähren. Wenn sie nur kommen, dann kann's losgehn." Als sie wirklich eintrafen, soll sie ein Generalstabsoffizier mit den Worten begrüßt haben: „Wir warten schon sehnsüchtig auf euch;

unsere neue Offensive bedarf Tiroler Helden und Schützen.“ Das ist wohl ein ehrendes Zeugnis und diese Ansicht war etwa nicht vereinzelt; sie lebte im Kreise der Mannschaft gleich wie bei den Offizieren. Und sie ist wohl auch berechtigt. Wir Tiroler selbst sind zu bescheiden und zu kritisch veranlagt, ich hätte mich das kaum zu sagen getraut, und als mir einmal ein Landsmann vom nördlichen Kriegsschauplatz schrieb und über den langsamen Fortschritt unserer Aktionen spottete und meinte: „Bei euch sind halt keine Tiroler“, lächelte ich fast und dachte: die könnten uns auch nicht herausreißen. Und doch wieder, ich hielt alles davon. In diesen Tagen bekam ich von Richard Schaukal eine Feldpostkarte mit folgendem Gedicht:

Tiroler Landsturm.

Söhne ihr, der schneebedeckten Berge,
still in alter Treu
steht im Sturm ihr heut bei eurem Kaiser
heldenhaft aufs neu.
Eurer Heimat felsenfester Glaube
glänzt aus eurem Blick,
ruhig auf den Schultern tragt ihr Schützen
Österreichs Geschick.

Ha! Das ist groß gesagt; Dank Dir, Sänger des Kriegs!

Die Tiroler in den Balkanarmeen konnten schließlich auch nicht das Verhängnis aufhalten. Einzelleistungen, wie sehr sie erwünscht sind und im kleinen erfolgreich sein können, vermögen im Großkrieg we-

nig, in unserer Zeit weniger als vielleicht früher einmal. Wohl erregten die Tiroler Aufsehen, bekamen ehrende Aufträge zugeteilt, führten sie ehrenhaft aus, stellten hohe Schützenleistungen auf und machten durch artige Einfälle und Aussprüche von sich reden, aber . . . wo wir jetzt wartend stehn, sagt ja alles.

Es sind doch verflixte Kerle, diese Serben! Sie haben sich mit Löwenmut gewehrt, haben glänzend manövriert und heldenhaft gestürmt; auf ihren breiten, buntbebänderten Opanken steigen sie geräuschlos bergauf und -ab, sind genügsam und ausdauernd, nützen die Vorteile der Kenntnis der Gegend und Lebensverhältnisse aus; so haben sie bis heute ihr Land zu retten und die Vernichtung ihres Staates hintanzuhalten vermocht. Die Leute kämpfen auch für ihr Vaterland; nicht alle sind blutbefleckt und an der Ermordung unseres Thronfolgers mitschuldig; „wir haben nichts gegen die Österreicher,“ sagten Gefangene, „uns schickte die Regierung, damit . . .“ Der eine wußte diesen Grund, der andere einen andern. Von Haß, nationalem Wahnsinn nichts zu hören und zu erfahren.

Ihr Erfolg und ihre kräftige Eigenart, unser Mißerfolg, Mißmut und die Zuversicht legt den Vergleich nahe zwischen den Tirolern und den Serben. Eine Schmach ist der Vergleich nicht. Wenn heute der Krieg plötzlich abbräche und Serbien ungeschmälert oder doch wenigstens als Staat fortbestünde, da erklänge wohl das Lob der tapferen Vaterlandsver-

teidiger durch die ganze Welt lange Jahre lang. Wer weiß, vielleicht stellt man sie jetzt schon in ausländischen Zeitungen den Tirolern an die Seite. Ihr Erfolg war groß, sie kämpften zwar nicht gegen eine Übermacht, aber doch gegen einen übermächtigen Staat; das kleine Serbien gegen Österreich: was läßt sich bei kunstvoller Zurechtrückung daraus für Kapital schlagen! Ein Berg- und Bauernvolk gegen eine Militärmacht; zweimal trieb es sie aus dem Lande, werden sie erzählen und von Heldentaten einzelner und der ganzen Armee zu berichten wissen; ihr Jubel in Belgrad, nachdem unsere Truppen es wieder geräumt hatten, soll ja zum Himmel gestürmt haben, zu Triumphorgien geworden sein und an Glückwünschen allerseits wird's nicht gefehlt haben. Sie haben auch unbedingt Großes geleistet, wir ihre Kraft unterschätzt. Zu früh schrieben unsere Zeitungen, meinten wir, sie seien Matthäi am letzten, könnten schon vernichtet werden. Achtlos, als ob jeder Schritt Boden, den wir, oft genug kampflos vorwärtskamen, schon und für immer unser sei, stürmten wir vor, preßten vor, bis der unerwartete kräftige Gegenstoß folgte. Das Heldentum bei unseren Truppen steht außer Zweifel, davon werden die Serben auch singen und sagen und weinen, Menschenalter lang, aber trotzdem: damals stand der Erfolg, schwer errungen, an ihrer Seite.

Sind die Serben mit den Tirolern zu vergleichen? Schon das Gesagte und Angedeutete enthält das Dafür und Dagegen. Im Äußern des Kampfes

und Erfolges, im rosigen Schimmer der heimischen und englisch-französischen Presse überwiegen die Punkte dafür; wer näher zuzusehen Gelegenheit hatte, besonders der Tiroler, sieht kräftiger das Dagegen.

Der Ursprung und die Art des Kampfes, Charakter und Denkart des Volkes sprechen gegen den Vergleich. Zwar auch sie kämpften für „Gott und Vaterland". Religiös sind die Serben zumeist, der Gegensatz zwischen ihrem, dem griechisch-orthodoxen, und unserem Glauben hat sicher auch großen Anteil am Erfolg; aber er war wohl nicht ausschlaggebend, nicht so wie in Tirol. Und im Wahlspruch fehlt unser „Kaiser", was bei ihnen mit „König" zu ersetzen wäre. Für ihren König besteht wenig Liebe unter ihnen. Fast alle Gefangenen, ja die ganze Landbevölkerung, die wir aushorchten, waren einig: das Unglück des Landes komme vom Königshause. „Seit die Karageorgevic regieren, ist das Unglück im Land; wenn es regnen sollte, ist's trocken, wenn warm, ist's kalt, regnet oder schneit es"; so hörten wir oft sagen und klagen. „Als Alexander regierte und Milan, war alles gut. Wir haben nichts gegen die Schwaba, die Deutschen, wir sind alle Brüder; Pasitsch möge in der Hölle braten!" So und ähnlich klagten und fluchten sie zu uns in den Bauernhäusern, in denen wir rasteten und uns wärmten. Ich sehe noch genau den alten Bauer in einem serbischen Ort an der Straße vor mir: zwei Bataillone hatten in der Nacht kurz gerastet und um sich zu wärmen, alle Zäune abgerissen und verbrannt; er

sah in der Früh die Zerstörung; die Hände in der weiten, braunen, schwarz beborteten Hose, stand er nicht weit von mir, ohne mich zu sehen, und schimpfte eine Viertelstunde lang; nicht über uns, er sah wohl ein, daß die Soldaten nicht anders konnten; er zeterte in der angegebenen Weise über die eigene Dynastie und Regierung.

Wer hätte 1809 und 1810 in Tirol über den Kaiser Franz und Erzherzog Johann so etwas hören können! In Not und Elend, in Tod und Gefangenschaft glühte dort und damals die Liebe zum Herrscherhaus, dem das Land entrissen war. Auch zur Zeit, wo sich das Volk von Österreich verlassen fühlen mußte: „Hoch leb der gute Kaiser Franz!" war das letzte Wort des Andreas Hofer. Schon daß die Serben nicht wissen und nicht fühlen, wofür sie kämpfen, macht den Vergleich wankend und nichtig.

Auch die Art des Kampfes. Zwar zeichneten auch sie sich durch Ausnützung der Terrains- und Ortskenntnisse aus, auch sie ließen Steinlawinen von den Felsen auf uns los, auch in Serbien nahmen, wenigstens am Beginn des Feldzuges, Mann und Frau und Kind am Kampfe teil, hintertückisch freilich und hinterlistig, aber die Hauptkraft war und blieb das gut geschulte, russisch disziplinierte Militär, getrieben mit Revolver und Knute; es gibt hier keine Bauernführer, keinen Andreas Hofer oder Speckbacher, Haspinger und wie die Tiroler Helden alle heißen; auch keinen Peter Mayer und Peter Sigmair, Männer, Helden, deren rührend tragisches Ge-

schick aus selten starkem und schönem Charakter erfloß, aus Wahrheitsstolz und Elternliebe. „Ich mag mein Leben durch keine Lüge erkaufen“ — wo hätte man dies bei dem verlognen Serbenvolk hören können?

Verlogenheit, Hinterlist, Täuschungsversuche verschiedenster Art kennzeichnen in allem ihre Kampfesweise. Viele unserer Soldaten mußten am Anfang des Feldzugs es büßen, daß sie blindgläubig dreingingen, meinten, die Serben seien wie wir. Um die jungen, noch nicht kriegserfahrenen Kämpfer vor solchem Schaden zu bewahren, wurden sie später beim Eintritt in die Balkanarmee über die wichtigsten Täuschungsversuche des Gegners belehrt, jede Kompanie bekam ein Verzeichnis: sie trugen österreichische Uniformen, überbrachten darin falsche Befehle, besonders zum Rückzug, schwenkten weiße Tücher, oder hoben die Hände hoch, das Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, und überfielen dann die Leichtgläubigen mit Feuer; riefen: „Nicht schießen, hier Deutschmeister, Vierundachtziger . . .“, stellten sich tot und schossen uns dann in den Rücken, vergruben Geschütze, Munition, Gewehre und steckten ein Kreuz auf den Hügel; die Komitatschi verwahrten, wenn sie sich übervorteilt fanden, ihre Gewehre und stellten sich als einfältige und unschuldige Bauern; sie zogen Weiberkleider an, wenn sie auf Feldwache, in gefährliche Linien gingen und die abgelöste Mannschaft kehrte in dieser Vermummung zurück. An das Verzeichnis schloß sich der Vermerk: „Der Mannschaft ist zu sagen, daß den Serben jedwede Falschheit zuzu-

muten ist, es ist an ihnen alles Lug und Trug." — Das ist ein scharfes Urteil und dabei nicht übertrieben. Wir erfuhren alle diese Arten der unehrlichen Kriegslist auch. Sie widersprechen deutscher Zucht und Sitte. Von den Tirolern hatten sich Bayern und Franzosen derlei nicht zu versehen.

Und noch etwas: Die Serben sind keine Schützen; sie zielen nicht und treffen nicht. Von den Tirolern, die an der Offensive teilnahmen, wird erzählt, daß sie sich nicht halten ließen und aus der Deckung hüpften, um ja nur besser zielen zu können; schießen, ohne genau zu zielen und den Erfolg beobachten zu können, ist ihnen Schwindel. Die Serben zogen das Züngel ab und repetierten, bei ihnen konnte nur die Feuergarbe wirken, die Masse und der Zufall. Den Tirolern, auch im Freiheitskampfe des Jahres 1809, waren Felsblöcke und Löcher und Baumstämme nur Gelegenheiten zum ruhigen, sicheren Zielen, nicht Verstecke, nicht Deckungen in unserem Sinn. Auf die „Mucken nehmen", das ist ihnen erste Bedingung beim Schießen. 1809 mußten sie auch mit der Munition sparen, der Kugelgießer wäre ihnen nicht nachgekommen und Blei war nicht allzuviel zur Hand; in diesem Krieg spielt das Munitionssparen nicht die Rolle wie früher, aber trotzdem: zielloses Schießen blieb den Tirolern ein unnütz und unehrlich Ding.

Was aber die Serben an Munition verpulverten! Damals bei Uschize, wo unsre Kompanie einen ganzen Tag der wenigstens fünffachen Macht gegenüberlag, verschossen sie — nach unserer Rech-

nung — wenigstens 30.000 Patronen. Und der Erfolg? Wir verloren fünf Männer. Auch wir verschossen 10.000 Patronen, aber wir hatten Sperrfeuer zu legen und das Ziel, ihr Vorrücken aufzuhalten, gelang.*

Daß die Serben auf das Zielen keinen großen Wert legen, konnten wir auch sonst oft genug feststellen. Sie sind keine Schützen im Sinne der Tiroler, mit ihnen niemals zu vergleichen.

* Auch sollen wir gut getroffen haben. Vor einigen Tagen fuhr ich von Ochrida zu unserer Stellung. Einer der Ruderer, das hatte mir ein Kamerad in Ochrida gesagt, war damals uns gegenüber im mazedonischen Regiment gelegen. Ich fragte ihn: „Wie viel wart ihr damals?" — „Etwa 1000 Seelen." — „Und warum seid ihr nicht vorgegangen? Wir waren doch nur unser 200?" — „Ich weiß nicht, was das Kommando damals wollte. Aber wir hatten auch so genug Verluste; von meiner Abteilung blieben allein zwanzig liegen, als wir aus dem Wald hervorbrachen, um nach links vorzugehn." — „Aha, das war die Gruppe, die uns umfassen wollte. Und? Warum ginget ihr nicht weiter?" „Weil ihr mörderisch schosset; hinter den Steinen war's sicherer." — „Und unser Geschütz?" — „Ihr hattet doch mehr als eins!" — „Keine Rede, ein einziges." — „Das hat fürchterlich gut getroffen; wir waren froh, daß wir liegen bleiben und uns decken durften" . . . Leider konnte ich gar zu wenig bulgarisch, um den Mann, mit dem ich noch viel zu sprechen gehabt hätte, weiter auszuholen. Schon zu diesen Mitteilungen bedurfte es eines langen Hin und Her und Versuchens und Tastens; es war nur gut, daß er mehr serbisch verstand als ich bulgarisch. Schließlich war ich mit dieser Nachricht zufrieden, sie lag mir am nächsten.

Wir müssen in diesem Fall freilich sagen: es waren nur Arnauten; aber in Beziehung auf Zielen und Treffen scheinen sich die Balkanvölker zu gleichen, wenigstens haben wir es von allen Serben, Montenegrinern und Albanern erfahren.

Und erst die Komitatschi, die Freischärler, die im gewissen Sinn am ehesten den Tirolern im Jahre 1809 an die Seite zu stellen sind! Da zeigt sich erst recht der große Gegensatz. Die Komitatschi sind Feiglinge, sie schießen nur aus dem Hinterhalt und aus großen Entfernungen und laufen, wenn man irgend was gegen sie unternimmt. Damals als wir, zwei Kompanien und eine Maschinengewehrabteilung, sorglos auf der Straße nach Uschize marschierten und die 30 Komitatschi uns mit dem mörderischen Schnellfeuer überfielen, uns auch noch flankierten: wenn sie nur normal, ein ganz klein wenig, nicht gezielt, aber doch hergehalten hätten, müßten sie, möchte man meinen, ein gräßliches Blutbad angerichtet haben, aber — gottlob — kein einziger wurde verwundet, kein Treffer; wir konnten es selbst gar nicht glauben, als wir die Kerle verjagt hatten und die „Häupter unserer Lieben" zählten. Sie müssen rein in die Höhe geschossen haben, wie wir es bei Generaldechargen tun. Denkt man sich dreißig Tiroler Schützen in diese Situation, etwa bei der Mühlbacher Klause oder der Pontlatzer Brücke, das hätte wahrlich anders ausgeschaut.

Ich denke da an die Schilderung der Berg Isel-Schlacht von Karl Schönherr. . . . Bluat, Bluat, Rauch. . . . Wart, Tamburl, du hast dein lötzten Wirbl g'schlag'n! — Liegt schon, der steht nimmer auf. — Hiasl, nimm du den Großharaten da vorn, i pulver dem lötzten Springer oans ins G'sicht. — So; isch guat. Jetzt kimpt der Dickbauchate dran. —

Aha, Mandel, du kriegst nix mehr z'essen. — Und ietz, wart, Loter, du mit der goldenen Borten, dir wear i no a roats Streafl dazu geben; hat ihn schon; ist schad ums scheane Gwandl. — — —

In Rußland reden unsere Bauernschützen auch so, wie mir ein Freund und Landsmann von dort geschrieben. — „Hast woll a paar Russen giteatit?" — „Sell öppa woll; 's löschtemal, wie sie Sturm g'macht hoben, da hob ma ihnen in die Flanken innigepfeffert; Mandl, da seien sie überanonder gikugelt." Das ist halt die alte Tiroler Art.

Vom gleichen Eisen sind ja noch
die Jungen wie die Alten.
Tiroler Adler, lebe hoch,
du wirst den Kranz behalten!

Im Kampfe der Tiroler bleibt der Vers von Gilm wahr:

Es war einmal ein Schützenfest,
der Himmel hat's gegeben,
Tiroler Freiheit war das Best,
der Einsatz Blut und Leben,

Da schießt jeder mit, zielt und trifft. Wie auf dem Schießstand. Er drückt sich nicht hinter die Deckung und schießt nicht ins Blaue; Ausschuß ist ihm mehr als Sicherheit; sieht er nichts hinter dem Erdwall, geht er heraus, kniet sich oder legt sich hin, wie's ihm sich besser „fiegt", und zielt und trifft, mögen auch die Kügerln neben ihm, um ihn sausen und zischen. „G'schieht nix, macht nichts, laß sie lei sumpern."

Und für ihren geliebten Kaiser kämpften sie auch

hier, auf fremdem Boden, weit fort von der teuren Heimaterde, der in erster Linie ihre Liebe und ihr Leben gehört. Die Heimatliebe ist nicht so eng gebunden und dem Kaiser gehört Bosnien so gut wie Tirol. Wohin er sie schickt, dort stehn sie, dort schießen sie und treffen. Sie schützen das Land, sie schützen das Reich. Lieber wollten sie es wohl auf den heimischen Bergen tun und gegen jenen Feind, der dorthin einbrechen wollte, wären die Kugeln doppelt sicher und geweiht.

Von hier aus schwärmen die Gedanken heimwärts und beim Lagerfeuer erklingen die Sehnsuchtslieder: O Land Tirol, mein einzigs Glück, dir sei geweiht mein letzter Blick. O Land Tirol — — —. Die Augen werden mir oft naß, wenn ich dran denke. Wie hart und gleichgültig man in vieler Beziehung auch im Krieg wird: wenn man mir etwas von Tirol schreibt, auch nur Gleichgültiges, wenn ich in einer Zeitung etwas von Tirol lese, schießt mir's heiß ins Blut und es zittert und klingt im Innersten: O Land Tirol — — —.

Geliebtes, herrliches, süßes Heimatland!

„Ich sah wohl schöne Auen, — — sah Berge, Täler, Städte“ — —, hab viele, alle Menschen lieb, nehme Gutes, wo ich's finde, aber Tirol, der Klang des Wortes mit all den Symphonien, die in ihm rauschen, reißt mich heraus aus Stunde und Erlebnis; da versinkt alles, verschwindet alles, da ist's wie ein elektrischer Funken, den plötzlich ein Kon-

takt löst, da ist's wie ein Glöcklein zarten Klanges, das herzerfreuend tönt, wie die Stimme der Mutter, die mich ruft; die Berge werden hoch und mächtig, Eisfelder bauen sich drüber hin, Wasserfälle rauschen, Kirchtürme erstehn und saubere Dörfchen, und was die Geschichte Großes erzählt, in diese, unsere jetzige Lage passend, mischt sich in Erinnerung und Phantasiebilder drein; — — „o grad 's Land Tirol", denke ich mit den letzten Worten Andreas Hofers im Stück von Karl Domanig; grad 's Land Tirol!

Heut hat mir Mimile, meiner Schwester Kind, eine liebe Karte geschrieben und drauf mit der sauberen Schrift einer Schülerin der fünften Volksschulklasse das Lied mitgeteilt, das sie jetzt in der Schule singen; das klingt mir immer in den Ohren; ich kann's schon auswendig, es ist kindlich, rhythmisch und inhaltsreich, es vermag die Stimmung fast völlig wiederzugeben, das Denken und Sinnen eines Tiroler Landsturms, der an der feindlichen Grenze kampfbereit steht und die Gedanken in der Heimat hat:

Kaiserlich, kaiserlich,
inwendig, äußerlich,
zu Berg und Tal sowohl
ist's Land Tirol. Tralala.

Immerfort, immerfort
gilt unser Losungswort,
Gott und dem Kaiser treu
Tiroler sei. Tralala.

Vaterland, Vaterland,
fest wie die Felsenwand
stehen wir Mann für Mann;
Feinde heran!

Höhlenmenschen, Höhenmenschen.

Am Heiligen Abend 1914.

Das Erdloch, in dem wir heute hausen, sieht so aus: kaum zwei Meter lang, ein kleines weniger breit und ein kleines höher; es ist in eine Böschung eingebaut, mit Rasenziegeln ein wenig überhöht und mit solchen gedeckt; Inventar ist dünne Farnkrautschütte und ein alter Blechherd, der uns als Ofen dient; das kleine Türl fehlt ihm, das große schließt nicht vollständig, das Abzugrohr ist schadhaft und fügt sich nicht gut ein, das Holz, das wir heizen, ist naß und grün; jedermann schließt daraus, daß die Hütte Rauches voll ist; wir können nicht stehn, das „rührt" uns zu sehr „zu Tränen", wir können nur liegen. Das Wetter weiß nicht, wozu es sich entschließen soll, es regnet und schneit in einem, die Wolken hängen tief herab. Frau Sonne völlig unsichtbar, der Boden quatschig, zum Teil aber gefroren, und über den Lachen liegt Eis. Das ist unser Weihnachts-Um und -an. Die Kompanie hat eine Verteidigungsstellung bezogen, ein Zug steht auf Feldwache, Patrouillen gehn, abwechselnd, weit ins Gelände; hinter den Gräben sind zwei Erdhütten errichtet, ziemlich geräumig, für je sechzig Mann, gestern und vorgestern gebaut; darin liegt die dienstfreie Mannschaft; viel ist's nicht, denn . . . „gebet acht und wachet, der Feind geht um wie ein . . ."

Niemand wird behaupten, diese Lage sei angenehm; weiche Herzen werden uns bedauern, daß wir

um Weihnachtsstimmung und Weihnachtsfreude gebracht sind. Aber ich weiß eine Geschichte; sie spielt bei unserem Hauptfeind, in Rußland, es hat sie wohl Tolstoi irgendwo erzählt:

Ein Bauer kam zum Popen und beklagte sich, daß seine Unterkunft allzu schlecht sei; eine einzige Stube und darin er, sein Weib und sieben Kinder; sie sei zu klein, er könne nicht atmen, nicht leben, der Geistliche möge ihm Abhilfe raten. Dieser riet ihm: „Hast du eine Kuh?" — „Ja." — „Nimm die Kuh zu dir in die Stube!" — Der Bauer, zu blindem Gehorsam gewöhnt, tut es. Nach einer Woche vermehrt er sein Klagen. Fragt der Pope: „Hast du ein Schwein?" — „Ja." — „Nimm auch das Schein zu dir in die Stube!" — Nach einer Woche kommt der Arme händeringend: „Ehrwürden, wir sterben, die Not ist dreifach gewachsen." — Sagt der Pope: „Hast du Hühner?" — „Fünf." — „Nimm sie auch noch in die Stube!" Der Bauer wagte nicht zu erwidern und tat nach dem Befehl. — Nach einer Woche kam der Geistliche, ihn zu besuchen, sah den Unrat und das Unglück; er wurde nicht weich; er sagte: „Ich sehe, du hast auch einen Hund; laß den Hund in deiner Stube liegen!" — Nach einer Woche kam der Bauer wieder, brachte sein Weib und seine Kinder mit, den Popen zu erweichen: „Herr, hilf uns, wir verderben." Da sagte der Pfarrer: „Leg den Hund wieder vor die Tür", und nach einer Woche: „Laß die Hühner vor dem Hause gackern", und nach einer weiteren Woche: „Nun gib das

Schwein zurück in seinen Stall." Es war nun schon sehr bequem und der Bauer fast völlig glücklich; noch mehr, als nach einer weiteren Woche der Pfarrer erlaubte, daß auch die Kuh in ihren Stall zurückkehre. Da dankte er dem Geistlichen: „Jetzt ist's schön, jetzt ist's selig; wir wohnen sehr bequem, die Luft ist gut, der Boden rein. Ich danke Euer Ehrwürden." Und er kam nie mehr, sich zu beklagen.

Das ist unser Fall. Wir hatten es schon viel schlechter, in der Unterkunft und in anderem. Wir schliefen auf dem Fleck, wo wir abends im Gefechte, im Vormarsch hielten, ohne Vorkehrung, ohne schützendes Dach; sobald es dunkel wurde, kam der Befehl: „Halt! Eingraben!" Sonst nichts. Die Menage kommt vielleicht um Mitternacht, vielleicht morgen, vielleicht gar nicht; dafür legt sich Reif und Tau auf Boden und Rüstung und Schnurrbart und der Wind saust durch die lange Schwärmerkette, auch Regen und Schnee baten sich zu Gaste. Beim Morgengrauen ging es weiter. In Unrast vorwärts, in noch größerer Unrast, in fiebernder Unsicherheit zurück.

Wie schön wir's hier haben! Geregeltes, ruhiges Dasein, vierundzwanzig Stunden Dienst, fast vierundzwanzig Stunden frei, ein schützendes Dach über dem Kopf, ein Feuer im Herd oder in der Mitte der Erdhütte, pünktlich zwölf Uhr Menage, in der Frühe und am Abend schwarzen Kaffee, Brot, sogar Speck zur Zubuße und — Sicherheit; hoffentlich wenigstens; noch rührt sich nichts; kein Geschützfeuer

von ferne, kein tak-tak in der Nähe, die Patrouillen, die zwei Stunden weit vorgehn, kommen gemächlich zurück und melden: „Nichts Neues." — „Habt ihr schießen gehört?" — „Nema nischla; nein." — Er wird nicht kommen, wir können ruhig den Tag genießen, die Nacht, die lange, verschlafen; o wie gut es uns geht!

Sagt nicht, Freunde, das ist feig; werft uns nicht vor, das sei unkriegerisch. Selbst mitmachen! Da werdet ihr sehen, wie gut derlei Ruhe tut, verdiente, langersehnte Ruhe.

Nun wißt ihr aber auch, warum wir mit unserem Geschick so zufrieden sind, Höhlen sind Wohnungen; ob die Wand aus Erde und die Decke aus Rasen besteht, die Einrichtung karg und der Schutz gegen Schäden der Witterung mäßig ist oder wenig genügt, wir haben eine Wohnung, fast möchten wir sagen: eine bleibende Stätte; hier ist gut sein.

Oft ruhten wir ein wenig am Lagerfeuer, schliefen auf der Straße, betteten uns auf Kukuruzstroh und hausten in Erdhöhlen oder ähnlichem. Diese sind nicht überall gleich. Bald erstehn sie auf freiem Felde, bald lehnen sie sich an vorhandene Möglichkeiten an, alles wird ausgenützt. Um die zerschossene Kaserne auf dem Paschino brdo gruppiert sich eine kleine Stadt von Offiziers- und Soldatenwohnungen, mit Küche, Menageraum, Kommandanten- und Telephonzimmer.

In unserem Erdloch brachten wir schon ein Gesims an der Wand an und schlugen Holzhaken ein;

die Soldaten bauen sich einen Ofen aus Erdziegeln und die herumliegenden blechernen Munitionsverschläge des Feindes, der vor Monaten hier gelagert, müssen zu einem Rohr sich drehen und fügen, die Verschneidung im Graben wird mit Ästen überdeckt und zum Pferdestall; alle Bestandteile eines zerschossenen Protzkastens wurden dienstbar gemacht, der Telephonist baut sich an unser Haus ein neues Häuschen an, als Decke verwendet er die Balken einer halb verbrannten Hütte in unserer Nähe, sein Sessel ist eine Munitionskiste, mein Schreibtisch desgleichen; wer's nicht sieht, kann sich's kaum vorstellen, wer's miterlebt, wird erfinderisch.

Auf unserem Platz, einer wichtigen Paßhöhe, haben heuer schon viele Truppen gelagert, eigene und feindliche. Das sieht man ihm deutlich an: Deckungen nach allen Seiten, Patronen, Patronentaschen, Kappen, Monturfetzen, leere Konservenbüchsen, Knöpfe, Schuhe, Opanken, tote Pferde, Feldpostkarten mit serbischer Schrift, Verbandzeug, ein zerfetztes serbisches Dienstreglement, Hufeisen, Schrapnellhülsen und Granatensplitter, Strümpfe und Ähnliches, Knochen, Brotstücke, Feldflaschen, vertretene Zündholzschachteln, ein zerbrochener Spiegel, Türkenkolben usw., alles verwittert, verregnet und versaut. Es ist ein Grausen, drin herumzugehn; man scheut sich, mit dem Stock drin zu rühren.

Auch Tote liegen neben uns; gleich fünf Schritte vor unserem „Kastell“ sind zwei Gräber, mit Kreuzen versehen, mit grünem Tannenreisig geschmückt; drin

ruhen vierzehn der Unserigen; weiter weg, im Wald, sind siebzig Serben gebettet; es ist ihnen damals schlecht gegangen, sie wurden gründlich überrascht. Die Nachbarschaft stört uns nicht, wir haben neben Toten schon geschlafen, der Krieg macht starke Nerven. Aber die Weihnachtsstimmung mehren sie nicht, die Armen.

Das mag die Höhe tun und der weite Blick in ein herbstlich-winterlich Bergland und auch die Tannenwälder, die von drüben, von Serbien, herüberwinken. Wären sie näher und nicht die Drina und anderes dazwischen, wir würden uns wohl einige Bäume herübertragen. Bei uns ist alles Buchenwald, alte, knorrige, zerschundene Stämme und frisches Jungholz. Der Ausblick ist wohl herrlich, besonders vom höchsten Punkt aus, der eine Burgruine aus Türkenzeiten trägt. Ein Plätzchen, wie geschaffen zu einer Jausenstation fröhlich geselliger Nachmittagsausflügler. Berge, Kuppen, Spitzen, Rücken, Wald, soweit das Auge schaut. So war's im ganzen Krieg. Alle Spezialkarten, die wir bisher benützten und durchwanderten, waren gleich schwarz und von dichten Schraffen erfüllt. Hochland ist unser Kriegsland, Hochland ist unser Leben geworden. Nicht daß wir klagen; die in Rußland werden es sich wünschen, wir haben uns daran gewöhnt, soweit wir's nicht schon waren. Wär es nur auch „hohes Geistes Land, Sinn dem Höchsten zugewandt“, wie es im Wahlspruch der Zeitschrift dieses Namens lautet! Aber wir finden es so kulturlos,

so zurückgeblieben, ohne Pflege, nicht des Geistes, nicht des Bodens; die Menschen leben, wenn man's sagen darf, wie die Tiere, unschön, blöd, schläfrig, faul; wir sagten oft unter uns: dies Land, weit und breit, ist nicht wert, daß einer von uns dafür sein Leben läßt.

Kleinmütige, die wir sind! Die kleine Not des Augenblicks verengert den Gesichtskreis, macht blind fürs Große, das wir schaffen, das jetzt Europa und den Erdball in erregtem Atem hält. Nicht um das Fleckchen Land, das Serbien heißt, handelt es sich; um Landerwerb sind wir nicht ausgezogen; um hohen Siegespreis wird gerungen, um die Größe und Macht des Vaterlandes, des weltumspannenden, weltbeherrschenden deutschen Geistes — und ein Hochland des Geistes wahrhaftig, ein Hochland der Seele ist's, in dem wir atmen und wirken. Heldengröße hat sich in jeder Spanne Bodens kundgetan, Tapferkeit und Todesverachtung, Anspannung aller körperlichen und seelischen Kräfte, Entbehrung und Ausharren, Erduldung aller Schmerzen und Qualen, Überwindung aller Schwierigkeiten, Kopf hoch, Kopf hoch, vorwärts, hinan! Ein Hochland der Seelen fürwahr, Höhenmenschen sind wir, wir müssen es uns selbst unbescheiden sagen:

> Den Säbel an der Seite,
> das Gewehr in der Hand
> und Mut im Geleite:
> so kämpfen wir fürs Vaterland.

Höhenmenschen, hoch die Brust und Adler die

Gedanken! Höhenmenschen, aus den Niederungen der Selbstsucht des Erwerbes, des täglichen Aufstehns und Schlafengehns emporgestiegen in die freie Höhe der idealen Ziele, in den Bereich des erhabensten Wahlspruches menschlicher Tätigkeit: für Gott, Kaiser und Vaterland! Wer verdient mehr die Bezeichnung als wir. Mögen es arme, schlichte Infanteristen sein oder der Sache bewußte, heldenhaft denkende Mannschaft und Offiziere: hier entscheidet die Tat. Ich blicke vom Turm auf die welligen Kuppen, die starren Felsstürze, die Spitzen, ringsum hinaus, hohes Bergland, kräftiges Hochland, und die's jetzt bewachen, hüben und drüben, tragen Menschengeschick edelster Art. Wie grausam der Krieg ist und entsetzlich im einzelnen, er hat seine Größe, seine unerreichbare. Laßt uns den Jammer vergessen und seine Segnungen hoffen!

Jetzt ist's zehn Uhr abends geworden; mein Kamerad, ein „herzlieber, guter Gesell", schläft schon, tut wenigstens so. Ich will doch noch einige Zeilen hinzufügen und von unserer Weihnachtsfeier schreiben. Bald nach dem Mittagessen kam die Sonne heraus, es wurde schön. Wir konnten zwei Stündchen im Freien sitzen, ein wenig spazierengehn übers Lager hinaus, zum Weg, der zur Stadt führt. Landbevölkerung, Türken, zogen des Weges, legten die Hand an Mund und Stirn und grüßten: dobar dan gospodine. „Guten Tag", antworteten wir und schauten den ärmlichen, zerlumpten Leuten nach,

verhuzelten Männern, Kindern, Frauen im weißen, verhüllenden Kopftuch. Trains kreuzten sich, hinab ins Tal, hinüber auf den nächsten Rücken an der Drina. Zwei deutsche Tragtierführer, die von drüben kamen, hatten kleine Tannenbäumchen an dem Sattel befestigt; die führten ihre Weihnachtserinnerung mit. Um drei Uhr kam ein Train zu uns, die Weihnachtsüberraschung. Wirklich Überraschung und Geschenke! Für die Mannschaft freilich vorerst wenig: neue, hechtgraue Mäntel und für jeden eine Büchse Sardinen. Für uns Bäckereien, Wein, Sardinen, Rum, Zigarren, Zigaretten. Wir sind glücklich wie die Kinder ob der Geschenke und freuen uns des Abends.

Um halb fünf Uhr wird es dunkel, da visitieren wir noch die Feldwachen und Posten und schauen, was die freie Mannschaft mache. Sie hocken um ihr Feuer in der Erdhütte, rauchen und plaudern. Wir können leider nichts beitragen, ihre Weihnachtsstimmung zu mehren. Doch, ich habe noch ersparte Sportzigaretten; diese hole ich eilig und verteile sie: es ist wenig für so viele; aber doch ein Zeichen. „Gute Nacht!" und wir kommen in unsere Hütte.

Wir zünden zwei Kerzen an, zur Feier des Abends, legen uns auf die Streu, schauen ins Herdfeuer und in die flackernden Lichter. Und reden kein Wort. Wir meinten, wir würden uns viel zu erzählen haben. Aber — — wir sprachen kein Wort. Jeder überläßt sich seinen eigenen Gedanken, lebendig, abwechslungsreich; er kommt gar nicht dazu, den andern darin stören zu wollen.

Um 6 Uhr klopft's. Die weite Patrouille ist's, die einrückt. Der Kommandant tritt ein und meldet: „Nichts Neues, alles ruhig." Ich sage: „Gut; abtreten." Da kehrt er sich um, öffnet die Tür noch weiter und — stellt uns einen Tannenbaum herein. O Gott, da kommen uns fast die Tränen ins Auge. Hvala liepo, sagen wir, hvala liepo (danke schön)! und reichen dem Zugsführer eiligst einige Zigarren hin. Er sagt, er habe auch für die Kompanie einen mitgebracht, am Hang zur Drina hinab hätten sie die Bäume gefunden. Wir erheben uns, schauen uns auch den andern Baum an, richten unsern zwischen Tür und Bett zurecht und dann legen wir uns wieder auf das Farnkraut. Ein Gruß aus der Heimat, aus dem Kinderzimmer. Und wieder kein Wort. Eine ganze Stunde lang.

Mächtig arbeiteten die Gedanken und die Augen wandelten zwischen Feuer, Licht und Christbaum. Da platzt plötzlich mein Kamerad heraus: „Jetzt sitzt wohl meine Frau in einer Ecke und heult." Ich drehe mich zur Wand, zwei schwere Tropfen hangen an den Augenlidern und in ihrem Lichte malt sich mein Weihnachten: Die Frau sitzt als Pflegerin am Bett ihres Bruders, der schwerverwundet in einem Spital liegt, im Norden; um meine Kinder sorgt die Großmama, hoffentlich sind sie aus der Öde unserer Wohnung zur Tante Helene geflüchtet, da steht ein herrlicher Christbaum und eine Krippe und Kinderjubel mag Sorge und Bitternis verscheuchen; und mein Mütterchen, fern in Tirol, bereitet Gebetbuch und

Rosenkranz und Wachslicht vor für die Christmette; wenn dann die Mitternachtsglocken feierlich erklingen, fern und nah, dann geht sie zur Kirche, zur Christmette, und betet und betet, bis die letzte Messe vorbei ist, für ihren Sohn, den einzigen; der im Krieg ist, im Süden. Und beim Gloria des Hochamts werden alle Glocken, auf dem Turm und am Altar, zusammenläuten und die neue Orgel wird erbrausen und das vollbesetzte Orchester wird einsetzen und alle Sänger werden jubelnd singen: Gloria in excelsis Deo und Frieden den Menschen auf Erden, die guten Willes sind! Die selige Weihnachtsbotschaft hat heuer eigenen Klang. Aber uns fehlt der Glaube nicht. Den Frieden, der aus dem Glauben sprießt, kann uns die Welt nicht nehmen und der andere, den wir alle ersehnen, auch der andere wird kommen. Das ist unsere Weihnachtszuversicht. — — —

Schließlich und endlich — und wir begannen zu reden, zu lachen und zu erzählen und nahmen unser Nachtmahl; es war fast so reich, wie man's zu Hause hat: Sardinen mit Schwarzbrot, Kittenkompott, in der Kochmaschine aus einer großen Kittenbirne gemacht, je ein Apfel und Nüsse; dann Tee und dazu das Backwerk und Zigaretten.

Während wir so naschen und rauchen und plaudern, ruft der Telephonist. „Herr Leutnant, zum Telephon!" Wir springen beide auf und hinüber. Unser Kompanieführer ist's, der, als Abschnittskommandant, unten im Tal, in der Stadt sich aufhält und er teilt uns mit: „Ihr seid beide Oberleutnants

geworden, eben hat die Post das Verordnungsblatt gebracht." — „Das ist dir aber nett, dank schön für die eilige Nachricht; wir werden uns gleich den zweiten Stern annähen lassen, er ist schon bereit. . . . Und du bist natürlich Hauptmann geworden; gehorsamsten Respekt und Glückwunsch! Sind's die andern auch alle geworden, die vorgeschlagen waren? . . . Ja? Na, das ist ein richtiges Weihnachtsgeschenk. Nochmals besten Dank. Respekt! Schluß!" — Also, ihr Diener, heraus mit Zwirn und Nadel, da sind die Sterne und da habt ihr die Blusen!

Es dauerte nicht fünf Minuten, da waren wir graduierte und ausstaffierte Oberleutnants und kehrten auf unser Farnlager zurück und zum Christbaum und zum Feuer, schenkten ein frisches Glas Wein ein und stießen an auf Gegenwart und Zukunft. Diese freudige Überraschung hat uns mächtig aus der Wehmutsstimmung herausgehoben und ganz vergessen lassen, was schon halb vergessen war.

Es wurde spät, bis wir ans Einschlafen dachten; „jetzt schlafen meine Kinder auch schon", sagte ich; . . . die Lichter am Christbaum sind schon lang verlöscht, Ernst träumt von Säbel und Helm, Luise hält die neue Puppe umschlungen im Bettl, Weihnacht 1914 ging vorbei ohne Vater und Mutter . . . aber wer darf von Unglück reden? Die Wunde wird heilen, wir sind alle gesund, das Schicksal war immerhin gnädig und aus der Höhle auf dem Berg dankt ein Kriegergemüt: Ehre sei Gott in der Höhe!

Ungewisse Tage.

Ein Brief an einen Freund und Landsmann.

Silvester 1914.

. . . . . Und bedenk nur das eine: jetzt stehn wir ein volles halbes Jahr im Feld. Was wir in dieser Zeit, was die Millionen Reserve- und Landsturmmänner in diesem halben Jahr Brauchbares, Großes, Bleibendes, Kulturförderndes geleistet hätten! Es ist gar nicht auszudrücken. Dies alles geht der Menschheit verloren; ja es dauert Jahre, bis alle die Fäden wieder angeknüpft sind, bis der Zustand vor dem Krieg erreicht ist. Nicht zu denken an das namenlose Unglück, das nicht mehr beseitigt, das Elend, das nicht gutgemacht, an die Tränen, die nicht mehr getrocknet werden können. Glaub nicht, daß ich die Gerechtigkeit dieses Kriegs übersehe, seine Größe und elementare Gewalt, auch im Guten; aber die andern Tatsachen bleiben bestehn. Und das Arge: heut, nach dem halben Jahr, sind wir in gewissem Sinn da, wo wir am Anfang standen, noch ist keine Entscheidung gefallen, es kann noch ein halbes Jahr dauern und wer weiß wie viel länger. Noch sind wir im Nebel.

Und doch! Hör zu, ich hab die letzten Tage ein artiges Bild erlebt, es kann als Gleichnis für unseren Fall dienen. — Meine Kompanie war auf einem Berg, zirka 1000 Meter hoch, auf Grenzsicherung. Als wir vor vier Tagen hinaufmarschierten, regnete

es leicht und oben waren wir die zwei Tage des Dienstes völlig in Nebel gehüllt. Wir sahen kaum fünf Schritte weit. Von den Bäumen tropfte es gelegentlich, manchmal das Krrr eines Kolkraben, von daher, von dorther, man konnte es nicht genau feststellen, dann wieder stundenlang kein Laut, kein Geräusch. Das Gefühl, das diese unentwegte Ruhe, diese Ein- und Abgeschlossenheit erzeugt, ist — vor dem Feinde — nicht angenehm, gegenüber der äußern Ruhe lebt die innere Unruhe und Unsicherheit; jeder Augenblick kann die Überraschung bringen; die Nerven führen ein eigenes, bewegtes Leben. Wohl verstärkten wir die Feldwachen, wohl schickten wir häufiger als sonst Patrouillen, aber diese sehen auch nur die fünf Schritte weit und das Gelände hat Schrunden und Schlüfte; durchkommen kann man überall; freilich steht dagegen die Überlegung, daß es der Feind nicht angenehmer und besser hat, aber — es sind ungewisse Tage. Die zwei vergingen glücklich, wir lasen und schrieben und schliefen. Am dritten Tag, dem der Ablösung, war es gegen Morgen kalt und heiter geworden. Nun kein Wölkchen weit und breit, kein Nebelfleckchen und drüben auf den feindlichen, höheren Bergen blinkte frischgefallener, glänzend weißer Schnee und die Sonne glitzerte lieblich und friedlich über Wald und Höhen. Freudig schritten wir zu Tal.

Kaum daß wir den Kamm hinter uns hatten und in die Talschlucht gelangten, sahen wir sie in wogenden, dichtesten Nebel getaucht. Unsere Höhe

war frei und sonnig, nun hatten die im Tal die Bescherung. Und wir traten in die Nebelmassen ein, als wir weiterschritten, atmeten den Hauch, der wie der Dampf in einer Waschküche riecht und kamen ins Städtchen, das von den einstigen römischen Silberbergwerken den Namen hat. Den ganzen Tag kein Sonnenstrahl, ein typischer „Herbst"-Nebeltag nach nordischen Begriffen. Und wir trugen die Erfahrung im Gefühl mit, daß es oben hellklar und schön sei. Den einen Tag trifft es den, am andern Tag den andern. Kriegsschicksal ist launisch, wie das Wetter; man darf nicht verzagen, wenn man im Nebel ist, man darf nicht zu sehr triumphieren, wenn die Sonne des Erfolges lacht, es sind ungewisse Tage.

Und nun eine andere Anwendung dazu. Im Tal bekamen wir neue Zeitungen, was wir halt im Krieg neu heißen, Du weißt es wohl aus eigener Erfahrung. Wir lasen von Euren glänzenden Erfolgen in Galizien und in Polen, vom fluchtartigen Rückzug der Russen; die geschäftige Fama vergrößerte alles, es hieß: 250.000 Russen seien gefangen und verwundet und tot; ja einige Stunden hielt sich das Gerücht — Tragtierführernachricht — Warschau sei bereits gefallen. Wir beglückwünschten Euch und priesen Eure Heldentaten, strichen wieder trotz schlechter Erfahrungen die voraussichtlichen Monate der Kriegsdauer auf die Hälfte zusammen, wir schwammen in Glück und Wohlmeinung.

Ich bekam Deine Karte vom 18. dieses Monats trotz des weiten Weges sehr schnell, Du schreibst da-

rin: „Hoffentlich wird der Palawatsch bei euch bald in Ordnung gebracht.“ Palawatsch — ein ganz passender Ausdruck. Du weißt so gut wie ich, daß der einzelne in diesem Riesenringen nie den Ausschlag gibt; dennoch empfand ich die Bitterkeit, die dem Wort entströmt, auch persönlich. Und ich dachte an den Nebel oben und an den Nebel im Tal. Wir stapfen tatsächlich im Nebel, im glanzlosen, unheimlichen, wir da herunten an der Grenze des tapferen Landes, das zu einem schönen Teil schon unser war; ihr wandelt im Lichte und Sonnenglanz. — Aber es sind ungewisse Tage, alle Tage des Krieges. Bleibet im Licht, Helden des Nordens; wir werden uns wieder durcharbeiten bis zur Höhe, auf der auch heute schon die Sonne scheint.

Und schau, heute am Silvestertag ist's schön, wunderschön, im Tal herunten und oben. Das Wetter an diesem Lostag, wie man in unserer Heimat sagt, soll uns ein Vorzeichen und Symbol sein. Nach den ungewissen Tagen kommen wieder die klaren, hellen, die gewissen, die des Friedens. Dazu ist der Tag auch sonst überreich an freudigen Überraschungen; die guten Nachrichten von euch halten an, werden bestätigt und ergänzt; von unserm Los in nächster Zeit haben wir auch einiges Angenehme, die Ungewißheit zerstörende Bestimmungen vernommen; ich erhielt einen langen, lieben Brief von meiner Frau, den ersten seit zwei Monaten; unsere Menage (das gehört schließlich auch zum Leben), hat neue Vorräte, sogar Wein bekommen, wir erhielten

gute Zigaretten; wir werden abends im Freundeskreis wie im Frieden beisammensitzen und den Beginn des neuen Jahres, das unbedingt den Frieden bringen wird, feiern. Lieber Freund und Kampfgenosse, Prosit Neujahr, ein glückliches, gesegnetes 1915!

Weißt Du, wie's morgen gegen sechs Uhr früh in unserm lieben, schönen Heimatstädtchen zugehn wird — da kommen die Scharen Bauernkinder aus den nächsten Dörfern und ziehen von Haus zu Haus und stolpern in der Finsternis Stiegen auf und ab und singen, ziemlich eintönig, ihren Neujahrsreim. Er paßt nicht recht zu unserer Lage, aber schau Dir ihn doch an, wie er sich geschrieben ausnimmt:

A glickseligs noiis Jor,
's alte isch gor, 's noie isch do,
Glick und Sögen 's ganze Jor!
Rill roll, alla Kischtn und Kaschtn voll,
an aufgidöcktn Tisch,
af alla vier Öckn an Fisch,
in der Mittn a Flasche Wein —
solln Hearn und Frauen luschtig sein.

So; und jetzt gib mir einen Kreuzer für den gutgemeinten Spruch. Ich will ihn Dir noch ein wenig auslegen. Am besten gefällt mir das Rill roll; es kommt mir augenblicklich vor, wie wenn jemand den eisernen Rollbalken herabrasseln läßt und — der Arbeitstag, der Geschäftstag ist fertig. Ich wende den treffenden Naturlaut an für unsere Lage. Rill roll; zu ist's, vorbei ist die schreckliche Zeit, zu Ende der Krieg; rill roll, in einem Nu wird's ge-

schehen sein, wenn man's gar nicht erwartet. Stell Dir vor, Du gehst gegen sieben Uhr abends durch die enge Hauptstraße unserer Heimat, schlenkerst gemütlich dahin, die Zigarre im Mund, schaust auf den Boden, wie Du's zu tun pflegst, und da — rill roll, ist schon zu; ein Ruck, ein zweiter, der Laden ist geschlossen. Du schaust kurz auf, gehst weiter, und da wieder: rill roll; „aha, der Hölzl macht auch schon zu“, denkst Du und nach zwei Schritten schließt der Zuckerbäcker, der Goldschmied, der Hellweger usw. Nun ist's Feierabend. Rill, roll, so schließt nun bald das alte Jahr. Und nun kannst Du gleich auch die Sache umkehren.

Das Geräusch beim Öffnen in der Früh ist nicht viel anders und rill roll: der neue Tag ist da, das neue Jahr, die neue Zeit. Ein Ausblick auf lange Geschäftigkeit, auf Hasten und Treiben, Verkaufen und Erwerben, Kämpfen und Mühen, Sonnentage und Regenwochen, etwas unklar und verschwommen; aber deutlich hebt sich im Hintergrund der Regenbogen ab und auf der siebenfarbigen Brücke tummeln sich Englein herum mit Posaunen und Spruchbändern und darauf steht: Friede. Gelt, das wär ein liebes Bild. Es entwickelt sich von selbst aus dem Rill roll des Volksreimes.

Die vollen Kisten und Kasten, der reichlich gedeckte Tisch und der Wein in seiner Mitte, das läßt uns heute kalt. Darnach steht nicht unser Begehr, aber ich wette, die Volkspoesie hat für den heurigen Neujahrstag keinen eigenen Spruch gemacht. Legen

wir ihn so aus: der „aufgedeckte Tisch“ ist für die Sonntage, die Fische an den vier Ecken für die Fasttage berechnet; dann sind wir schon zufrieden; wir wollen gern abwechseln; Fasttage, Entbehrungen, Not und Qual nehmen wir gleichmütig hin, aber dann die Festtafel, da sollen dann Herren und Frauen fröhlich sein. Und Siegeslieder schallen, Triumphgesang erbraust, Dankgebete steigen die Himmelsleiter empor,

> und jedes Heer mit Sing und Sang,
> mit Paukenschlag und Kling und Klang,
> geschmückt mit grünen Reisern,
> zog heim zu seinen Häusern.

So steht's in „Lenore“, so wird's kommen. Laß uns anstoßen, durch die Ferne, Freund und Landsmann, Bundesbruder, Kriegskamerad: Prosit Neujahr!

Ich schreibe dies und phantasiere in einem großen, schönen Zimmer, eingerichtet nach Morgenländerart; an der Wand laufen breite Bänke mit Matratzen, — unsere Schlafstellen — ein Schreibtisch ist da und ein Waschtisch und ein behaglicher Ofen. Es ist das Besuchszimmer in einem türkischen Haus. Wie behaglich läßt sich's da leben nach Erdloch und Schützengraben, nach Gefecht und „Umgruppierung“. Elektrisches Licht gibt's leider keines, aber Kerzenschein ist auch freundlich und heimelig. Auf der Straße poltert gewohntes Soldatentreiben vorbei, Geschrei und Singen. Nur nebenan steht ein Pa-

villon mit Holzboden; drin sind Pferde untergebracht; eines schlägt des öftern mit den Hufen auf und das klingt — in der Nacht — wie Gewehrschuß. Fast erschreckt es uns; aber nein, geschossen wird jetzt nicht mehr, jetzt gilt eine Zeitlang Ruhe und Sicherheit. Morgen werden wir uns ausschlafen, gründlich, und untun, als ob wir zu Hause wären. Freilich, die ungewissen Tage sind noch lange nicht vorbei; „wenn's dem Geschick gefällt, sind wir in alle Welt morgen zerstreut". Sei's; wir lassen uns den Augenblick nicht vergällen. Jetzt geht's an ein Tarockspiel, da wird über den Ultimo entschieden, er kann nur gewonnen werden.

Und laß es Dir gesagt sein, Du von der siegreichen Armee im Norden, der Palawatsch bei uns wird noch geordnet; bleibt nur Ihr brav auf Eurem Posten, treibt den Russen noch weiter zurück, weiter und weiter, bis Galizien vom Feinde frei ist wie Bosnien und dann, ja dann. Du weißt doch schon, daß Erzherzog Eugen unser Oberkommandant ist, dann wird das alte Lied wieder wahr werden: Prinz Eugenius, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgerad.

Auf der Höhe 513.

20. Januar 1915.

Wo die Drina den schwungvollen Bug nach Osten macht und ein stundenweites Bergland, oft sich krüm-

mend, träg dahinziehend, umschließt, nicht weit von der östlichsten Stelle hebt sich vorn aus dem Hang der Bergkette ein Spitzchen empor, auffällig und wie ein Kirchturm anzusehen, und fällt steil, unmittelbar zum Flußufer ab.

Dort, knapp hinter dem Spitzchen, steht eine Feldwache, zwei grobgefügte Holzhütten mit Erddach, wie sie in diesem Krieg zu Tausenden und Tausenden von Soldatenhand erbaut wurden, eine für die Mannschaft und eine für den Offizier, daneben die Küche und ein Unterschlupf für die Tragtiere: da hausen wir jetzt. Die Posten stehn etwas weiter vorn, am Hang und unten an der Drina.

Tage kommen, Tage gehn; „des Dienstes gleichgestellte Uhr" läuft rasch; nicht unangenehm reiht sich Stunde an Stunde; für ein wenig Abwechslung ist gesorgt; das Schicksal ist freundlich, wir danken ihm mit Humor; ein Gewehrschuß da, ein serbischer Doppelknall dort, Kanonengrollen in der Ferne, wohl von Vischegrad; es regt uns nicht auf; ein Infanterist sagt: puca, es schießt, ich antworte: nischta, hat nichts zu bedeuten; und es ist wieder ruhig.

Vom Tal herauf rauscht gleichmäßig der breite Fluß und drüben rechts springt beherzt ein kleiner Bach über die grauen, verwaschenen Schiefersteine. Die Kolkraben, unsere einzigen Genossen, krächzen, vereinzelt, selten, ihr Kra kra; manchmal flitzt ein Trupp schneller Vögel vorbei, so schnell, daß man sie kaum zu erkennen vermag.

Die Posten wechseln, die Feldwachen werden ab-

gelöst, rücken ein, marschieren ab; dazwischen Menage, Holzholen, Patrouillengänge, und was so zum täglichen Kriegsbedarf gehört: es ist ein ruhiges, beschauliches Dasein, das wir führen; dies Leben ist nicht schwer, sagt: „Gottlob“ und nicht: „Ich kann nicht mehr.“

Aber über allem liegt die Erwartung. Was bringt die nächste Woche? Wann beginnt der Tanz von neuem? Heute schon? Morgen? Erst im Frühjahr? Hier können wir nicht bleiben, wir müssen wieder hinüber, wo wir schon waren.

Wir kennen die Berge, die Dörfer, den Weg. Die Stadt, die da drüben, breit in die Drinaablagerung gebettet, jetzt vom Schnee fast unkenntlich gemacht, liegt, hat uns schon beherbergt. Wann betreten wir sie wieder? Wohnen wieder im weitläufigen einstöckigen Gasthaus, das der ganzen Kompanie und uns Offizieren Platz bot? Marschieren wieder die Straße ostwärts, die, das Auge täuschend, wie eine hohe Stange sich hinter dem Ort erhebt? Sie führt, in zwei Tagmärschen, nach Uschize und Poschega, wo wir schon siegreich waren; aber waren; und freiwillig gingen wir nicht zurück und auch nicht alle kamen glücklich diesseits des landtrennenden Wasserbandes an.

Alle die Berge ringsum, hüben und drüben, sind uns gute Bekannte, wir kennen sie mit ihren Namen und den Erlebnissen; es ist, als ob sie uns riefen, uns grüßten, keck, wehmütig, herausfordernd, abratend: wann kommt ihr wieder? Eine unsichere,

nicht ganz haudegenmäßig tapfere, eher fröstelnde, fiebernde Erwartung liegt über uns und über der Gegend.

Heute ist's Sonntag, ein Blick in den Taschenkalender hat mich des belehrt, sonst wüßt' ich's kaum. Und der Klang eines Kirchenglöckleins vom Tal herauf; feierlich, fast rührend tönt der hierlands seltene, ungewohnte Klang. Ich trete vor die Hütte, ans Holzgeländer, das die Mannschaft gestern zur Bequemlichkeit und Verzierung gebaut, und lege die Finger an den Mund, den Köchen zum Zeichen, sie mögen ihr Schwatzen unterbrechen, daß ich ja der süßen Klänge keinen verliere.

Die Sonne hat sich durch den Nebel gerungen, streichelt mild Wangen und Hals, den die offene Feldbluse frei gibt. Das Berggelände glitzert im frischen, reinen Schneekleid und ein wohltuend kalter Hauch mischt sich ins Spiel der Sonnenstrahlen. Rechts draußen wird die Drina, wo sie sich endlich wieder westwärts wendet und ins Engtal mündet, ein wenig sichtbar und von dort her scheint ihr Rauschen zu dringen, das uns Tag und Nacht umfließt. Unter dem höchsten Bergkamm an ihrem feindlichen Ufer liegt langgestreckt, bewegungslos ein weißer Wolkenschwaden, wie ein Torpedo, eines jener Ungetüme, die in diesem Krieg so viel Aufsehen erregen. Er ist gegen Osten gerichtet.

Dorthin ziehen wir, an einem Sonntag, an einem Wochentag, einerlei, aber wir werden marschieren und wieder kämpfen, von neuem die Berge

und die Ebene erkämpfen und es werden Siegestage sein, müssen es sein. Das ist unsere Hoffnung und Erwartung.

Wir sind schon einige Tage hier. Zwei Tage brauchten wir, um von unserer früheren Stellung hieher zu gelangen. In der Nacht vor dem Abmarsch war plötzlich der Winter herrisch und machtvoll über Land gekommen. Im Schneegestöber stiegen, marschierten, tappten wir, mühsam, beinahe weglos vorwärts, die neue Weihnachts-Winterwäsche, aus liebevoller Hand, am Leib, Schneehauben über den Ohren; Eiszapfen hängten sich an die langen Schnurrbärte der Mannschaft, wie Walrösser schauten viele aus; die übergeworfenen Zeltblätter starrten zerknittert vor Frost; phantastische Gestalten, erinnernd an Bilder von Napoleons Zug über den St. Gotthard oder vom Rückzug aus Rußland anno 1812.

Der zweite Tag war klar, die Landschaft unaussprechlich schön, der Marsch wie eine herrliche Winterpartie, in Friedenszeiten sehnlichst gesucht. Hellauf lachte das Herz und hüpfend ging der Schritt über starren Glitzersand, an Wacholdergestrüpp vorbei, mit Schneehauben gleich einem kleinen Himmelsgewölbe überbaut. Draußen die weißen Bergspitzen, oben die Sonne, die wie eine schöne, liebe Frau stolzierte und von ihrem Reiz gern und freigebig dem Aug und dem Herzen die Fülle bot. „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!“

Als der Abend mit glühenden Wolken an den Berghängen nahte, blieb die Kompanie in einem türkischen Dorf zurück und quartierte sich in der Djamia, dem Bethaus, ein. Ich mußte mit meinem Zug weiter, wir kamen in die Nacht.

Im nächsten Dörfchen sollte ich für einen Teil der Mannschaft Unterkunft suchen; ein schweres Ding: elende Hütten, in jeder von Weibern und Kindern eine uns Europäern unverständlich große Zahl, zerlumpt alle und schmutzig und schlampig, in den Kleidern und im Gesichtsausdruck; überall Kranke, das ganze Dorf typhusdurchseucht. Der Gestank aus einer Stube, in der zehn Weiber und ebensoviele Kinder zusammengepfercht liegen, stößt zurück, Ekel und Erbarmen stellen zu gleicher Zeit sich ein, aber der Ekel überwiegt. Hier Unterkunft suchen? Wir leuchten die Häuser ab, schließlich in einem mußte doch Platz gemacht werden. Also aidte vanka, geht hinaus! Sucht euch bei den Nachbarn Raum! Kreischend, jammernd, stöhnend ziehen Weiber und Kinder ab, trippeln barfuß über Schnee und Schmutz der Straße. Kriegshandwerk ist oft genug grausam.

Ich sehe den kleinen Simplizius vor mir, wie er dem Einsiedler erzählt: „Ha, es sind eiserne Männer kommen, die sind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner. Diese Männer haben Schafe und Kühe und Säue gestochen, Ofen und Fenster eingeschlagen und da bin ich weggelaufen und da ist darnach das Haus ver-

brannt gewesen . . . . und mein Meuder (Mutter) ist hinweggelaufen und den Knän (Vater) haben die Männer angebunden, da hat ihm unser alte Geiß die Füße geleckt, da hat mein Knän lachen müssen und hat denselbigen eisernen Männern weiße Pfennig gegeben, groß und klein, auch hübsche gelbe und sonst so glitzerige Dinger . ." Das sind zwar lauter Praktiken der rohen Soldateska im 30 jährigen Krieg, wird sind gesitteter, rauben und plündern und brennen nicht, aber kriegsmäßig muß es schließlich auch bei uns zugehn.

Im übrigen sind diese Leute nicht zu bedauern, sie sind Serben, Verräter; als im Herbst der Feind einbrach, zeigten sie ihm Weg und Steg, führten ihn in unsern Rücken, gaben Signale, Männer und Weiber; die Männer sind alle geflohen, nur ein Idiot lallte uns unverständliche Worte entgegen.

Nun die Fenster auf und reinigen! Eine halbe Stunde Arbeit ist nötig, dann ist für zwanzig Mann Platz geschafft, zehn im Zimmer, zehn im Vorraum.

Wir andern ziehen weiter, steigen nun unser Bergerl hinan. Langsam hebt sich der müde, schwere Fuß. Die Nacht, der Schnee, die eigentümliche Mondbeleuchtung vergrößert die Entfernung, die Höhe wird bedeutender, der Berg nimmt sich aus wie ein Gletscher mit Eisfeldern und Gefahren.

Mir ist, als ob ich mit Ibsens „Brand" den Steig erklömme und er lehrte mich eindringlich mit eiserner Strenge: „Gibst du alles, doch nicht dein Leben, so wisse, du hast nichts gegeben." Was

braucht dies starre Wort des starren Pastors für Erklärung und Deutung im Hörsaal in Friedenszeiten! Jetzt ist's kinderleicht, es zu fassen, selbstverständlich. Gibst du alles, doch nicht dein Leben . . . freilich; Mühen, Entbehrungen, das kann jeder, das ist wenig; verwundet zu werden, ist für einige Zeit bitter, gewiß, aber der Verwundete flieht aus der Umgebung der tötenden Gelegenheiten, wir haben selten Erbarmen mit den (leichter) Verwundeten. Die geben das Leben nicht mehr, wenigstens meinten wir zu Beginn des Kriegs, da wir ihn uns nicht so endlos vorstellen konnten, diese hätten den Krieg hinter sich. Nur wer das Leben gibt, ist ein Gebender, alles andere verschwindet dagegen, wird zur verachtenswerten Kleinigkeit. Wir sind alle „Brand" geworden und Ibsens hohe Forderungen, die uns übertrieben schienen, sind die unsrigen. Gibst du alles, doch nicht dein Leben, so wisse, du hast nichts gegeben. O Kriegszeit, wie du den Menschen änderst; o Kriegszeit, wenn deine menschenerhebende Saat auch im Frieden reifte und dauernd stünde!

Oben in der Hütte traf ich fröhliche Gesellschaft, Ungarn, die deutsch verstanden; wir lösten sie ab. Sie bewirteten mich reichlich von dem, was sie hatten, und ich trank Sliwowitz — wer zählte die Gläschen? Antialkoholiker mögen ihr Antlitz verbergen, aber er schmeckte über Maßen gut und wir plauschten bis gegen Mitternacht. Bevor wir uns aufs Heu streckten, traten wir noch vor die Hütte und bewunderten den Nachthimmel mit den tausend Ster-

nen, Orion, der Liebling, glänzend unter ihnen; gingen zum Wachtposten vor, sahen unten die Drina, hörten sie friedlich rauschen; sonst kein Laut, kein Geräusch; nur drüben hier und da ein Hundegekläff und das schwankende Lichtlein eines irrenden Postens; sie wachen auch, die guten Leute.

Das war ein freundlicher Abend und die Träume wußten nichts vom Krieg, sie schwärmten in die Jugend und in die Heimat und in den Garten der Liebe, von Rosenduft schwer und prangend in Lilien. „Uraltes Lied vom Leben und Lieben, die Welten vergehn, du bist geblieben.“ Auch im Krieg, in den Schauern des Todes und seiner Erwartungen erklingen seine Schmeichelglocken.

Am nächsten Morgen war die Kälte wieder gebrochen, im Tal schmolz der Schnee und die Sonnenkinder spielten in den Wasseräderchen, die durch das schmutzige Graubraun der Wiesen ein großmaschiges Netz zogen; Bäume und Zäune an den Hängen warfen ihren Hermelinpelz ab und die Zwetschkengärten drüben in Serbien, die um die zierlich sich ausnehmenden Häuser standen, gaben ein Bild, wie etwa in Breughels „Jagd“ oder „Die heiligen drei Könige“ im Wiener Museum.

Am Nachmittag war auch der Schnee auf den Höhen dahin und — nicht zu glauben — Blüten aller Art, wie bei uns im besten Frühling, sproßten im Zaubergarten des felsigen Bodens: kurzstielige, hellgelbe Primeln, bunte und weiße Gänseblümchen,

Heidekraut, dazwischen die grünen, runzeligen Blättchen der Königskerze und rote der Erdbeere und Nießwurz überall und überall; ich brachte einen großen Strauß von der Feldwachrunde mit und sein grüner, verblichener Samt mit der Goldstickerei in der Blumenmitte glänzte matt im Kerzenschimmer des Abends.

Schon meinten wir, der Winter sei wieder vorbei und ich schrieb die tröstliche Botschaft nach Haus: „Euch und vielen sei vor allem dies zum Trost gesagt: wir frieren nicht, das Wetter ist gut und freundlich.“

Und am nächsten Tag staken wir wieder in tiefem Schnee und hartem Harst und diesmal schien alles haltbarer. Das Leichentuch wird nun länger liegen bleiben.

Es ist wahrhaftig eins; ringsum kein Berg, der keinen Kampf sah, der keinen Toten birgt. Von der Deckung des Postens aus läßt sich der ganze Umkreis übersehen. Es ist schön und schwermütig zugleich, von hier aus in die Gegend zu träumen.

Grad gegenüber liegt die Spitze, die wir an einem schönen Novembernachmittag stürmten und wortwörtlich mit der schwarz-gelben Fahne schmückten, den Truppen auf den andern Bergen zum Zeichen, daß sie endlich genommen sei, denn wir waren drei gute Tage davor gelegen. Dort überraschte uns dann der erste Winter, gleich unmäßig rauh, und ich sehe mit dem Fernglas die Stelle, wo ich mir damals in den Erdboden hinein eine Schlafstelle

baute, in der ich nach wenigen Stunden des Schlafes „übereist und überschneit“ aufwachte.

Gleich daran schließt sich eine Kuppe, Zwiesda heißt sie, auch ein „Stern“ des Osts; auf der erlebte ich ein Abenteuer, von dem gelegentlich eigens wird erzählt werden müssen.

Und dann die Crvena stijena, die „Rote Wand“; dort liegt mein Freund begraben.

Er führte als Student den schönen Namen Volker, war ein trinkfester Bursch und ein Sänger und ein lieber Gesell, mächtig verliebt damals in ein schlankes Mädchen mit schwarzen Elisabethzöpfen; es sang in unserm Kreise und des öftern das Lied: „Es war ein Sonntag, hell und klar, ein selten schöner Tag im Jahr . . .“ Noch sehe ich das zierliche Fräulein und Volker, wie er ihren Gesang aufnahm, ihn verehrte, sie verehrte, sich verliebte und sich verlobte. Er hat später sein Studentenlieb auch geheiratet aber in dieser Ehe soll es wenig Sonntage hell und klar gegeben haben, sondern umgekehrt: selten einen schönen Tag im Jahr. Seine Frau verlernte das Singen und er das Trinken und Lachen. Er wurde ernst und verschlossen. Dann sah ich ihn lange nicht mehr, bis am Tag, an dem er fiel, nicht von einer Kugel, sondern von einem Felsblock getroffen, den die Serben von der blutroten Wand lösten. Wir grüßten uns und freuten uns des Zusammentreffens und gingen einige Schritte nebeneinander, dann schieden sich wieder unsere Wege;

er links, ich rechts, er in den Tod und ich lebe noch und bin fröhlich.

Ich denke an die Studentenzeit, an die Bierseligkeit und die Perfektions-, d. h. Tanzabende, und an das zarte Fräulein mit den schwarzen Zöpfen und das Lied: „Es war ein Sonntag, hell und klar . . .“ Wenn ich nicht irre, schloß das Lied: „O schöne Zeit, wie bist du fern, wie liegst du weit.“ Und ich denke an vieles aus jener Zeit und an anderes, was mir näher liegt, und das Thema vom „Uralten Lied“, das im neuesten Buch von Ernst Zahn als Geleitspruch steht: „Der Pilger der Erde, er wandert und zieht und du singst sein Schicksal, uraltes Lied.“ Schlaf wohl, Freund, drüben unter dem frischen Schnee, die Zwiesda, den Stern zu Häupten!

Viele andere Erinnerungen weckt der Blick über Berg und Tal.

Dort drüben lagen wir drei Tage lang im Schrapnellfeuer; wo eben ein zartes Wölkchen im Sonnenschein rötlich erglüht, krachten und platzten die heißen „Kuchen“, die sie uns herübersandten, und wir waren damals diese Art Gastgeschenke noch so gar nicht gewohnt; ihr Aufblitzen erschreckte uns schwer und wir meinten, das nächste müsse treffen; die Erfahrung hat uns gelehrt, daß Schießen und Treffen zwei grundverschiedene Dinge sind, die im allgemeinen kaum in einem ursächlichen Verhältnis stehn; Zufall.

Dann der Kik dort, der Berg mit den sieben

Bäumen, der uns ordentlich narrte, den wir dreimal innerhalb achtundvierzig Stunden bestiegen, den wir schon fast verfluchten, den besonders die Mannschaft nicht vergessen wird, denn die Mühe war groß. Jetzt ist's lustig, ihn drüben zu bestaunen; damals war's bitter und trieb uns beinahe zur Verzweiflung. Der Posten, neben dem ich dies alles besehe und beträume sagt: Kako liepo se vidi na Kik (wie schön sieht man auf den Kik)! Auch er fühlt es, was vorbei ist, und vielleicht auch, was noch kommen wird, kommen muß.

Denn hier können wir nicht bleiben. Wir werden den Weg wieder gehn, die Berge wieder erklimmen, die Fahne noch einmal und dauernd hissen, wir werden. . . .

Da deutet der Mann auf die Tiefe, nahe der Drina, wo ein Kirchlein steht: „Dort, dort!"

„Wo? Was?"

„Dort. Eine Kolonne. Viele Menschen!"

Ich schaue mit dem Feldstecher. Endlich hab ich's.

„Nichts. Es sind keine Soldaten. Es ist ein Leichenzug."

Von einem Haus weg gehn etwa dreißig Leute, Männer und nach einigem Zwischenraum Weiber, den Weg zur Höhe. Voran wird von vieren ein Körper, in Tüchern gehüllt, getragen; es geht zum Friedhof, der, wie hier im Gebrauch, auf dem Bergesrücken liegt. Diese Handlung läßt auch der Krieg zu, sie dürfen wir nicht stören.

Ich schaue dem Zug nach, bis er sich im Wald

verliert. . . „Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Tal . . . Hirtenknabe, Hirtenknabe. . . .“

Nichts da! Heisa juheia, noch glüht das Leben, noch rundet sich die Kraft, noch liegt die Welt, die kleine hier, zu Taten lockend, Taten lohnend, vor mir. Ein stäubendes Haselnußkätzchen an der Kappe, künftigen Frühling gemahnend, an sonnigem Platze im Tal gepflückt . . . und drüben die Berge, die wir wieder stürmen, und der Weg, den wir wieder gehn; nichts da von Tod und Begrabensein!

Lasset die Fanfaren blasen!

In der Heimat war ich wieder. . . .

Im April 1915.

Im Erdloch liegt sich's gar nicht schlecht; zwar . . . es ist ein niedriges, scheinbar unwirtlich Gemach und wenig Licht dringt durch die schmutzige Fensterscheibe, die während der Abwesenheit eingesetzt wurde; aber das Heu ist frisch und ein Tischchen zum Essen und Schreiben steht auch bereit und der Telephonist, der den Raum gesellig mit mir teilt, ist freundlich und gesprächig und anstellig wie früher. Er hat mir eben alle die Neuigkeiten erzählt, die unterdes vorgefallen; nun kann ich ruhen und von den Seligkeiten träumen, die sich freudig und unerwartet-überraschend in den Tagen des Urlaubs wie ein Paradiesesgarten ausbreiteten.

Wie war die Sehnsucht übermächtig groß, die Lieben und die Heimat wiederzusehen! Fast acht Monate von ihnen getrennt, in der Welt herumgeschlagen, alle Grausen (und alles Schöne), das Drückende (und Erhebende) des Krieges an Leib und Seele erfahren, in Hangen und Bangen Tage und Monate verbracht, zuweilen auf Bergen hausend in Sturm und Wetter, in völlig fremder Umgebung, an die Unkultur mühsam sich mit Freunden gewöhnend und doch nicht imstande, es zu Ende zu bringen, Tag und Nacht im Bann einer heiligen, nie Ruhe gönnenden Pflicht, allem Behagen und der gewohnten Lebensführung entrissen, immer von Gefahren umlauert, nicht wissend, was die nächste Stunde bringt, marschbereit, kampfbereit, totbereit: auch wer's nicht erlebt hat, jeder weiß und fühlt, wie glückselig der Augenblick sein mußte, der die Nachricht vom Urlaub brachte.

Wir saßen beim Kartenspiel, damals in einem Haus, in einem ziemlich saubern, ungewohnt wohnlichen Zimmer mit Holzboden und Deckentäfelung; eben hatte die vierte Partie begonnen, nach dem Abendessen, vor dem Schlafengehn; eine Tarockpartie war's zu dritt. Der vierte Kamerad, der Kibitz, lag auf dem Strohsack; er nahm am Spiel und dem Lachen, das es fast immer begleitete, von ferne teil, eine Zeitung vor sich und die Hörmuschel des Telephons am Ohr. Der Doktor, der Glückspilz, hatte schon wieder ein feudales Blatt sich geteilt, glänzend ge-

kauft, schmunzelnd verlegt: „So, es liegt, meine Herren, ich lade höflichst ein, das Spiel zu geben.... Nicht? Auch recht. Meine Großmutter hat immer gesagt: was liegt, ist kein Fehler.“ Und damit warf er den Herzkönig und dann noch vier von seiner langen Farbe. So steht's? Es war wenig Aussicht zu gewinnen, die Spannung nur mehr gering.

Da sprach mitten ins Spiel der Kamerad, der die Hörmuschel am Ohr hatte: „Offiziere — — vierzehntägiger Urlaub — — Einreichstermin morgen abend sechs Uhr — —“.

Was? Wie? Ist's wahr? Foppst du uns nur? Woher kommt die Nachricht? Authentisch? Ist's nur Gerücht?

So schwirren die Fragen stürmend, jubelnd, zweifelnd an ihn.

„Ruhe! Hört selbst!“ Die beglückende Nachricht wurde eben nochmals weitergegeben. Wahrheit! Sicherheit! Wir warfen die Karten zusammen. „Schluß!“

Und umarmten einander und tanzten durchs Zimmer und sagten uns die Freudenbotschaft immer wieder vor. Urlaub! Nach Hause! Wird die Frau sich freuen! Und der Bub! Und ach, das kleine Mädi! Urlaub! Ich melde mich natürlich. — Und ich auch. — Wie fahren wir? Wie kommen wir zur nächsten Bahnstation? Hoffentlich kriegen wir einen Wagen. — Ich geh auch zu Fuß, meinetwegen Tag und Nacht, fünfzig Kilometer mach ich in einem Tag. Denk nur, Bruderherz, Urlaub! Und vierzehn

Tage ist doch etwas. Vielleicht rechnet man die Reisetage nicht ein. Natürlich. Wenigstens die bis zur Bahn. Also zehn Tage zu Hause. Zehn Tage. Und eine freundliche Unterbrechung! Bis wir wiederkommen, hat sich manches entschieden. Dann beginnen wir von neuem. Dann mag's, wenn es schon sein muß, wieder einige Monate dauern; acht werden es denn doch nicht mehr werden. Urlaub! Urlaub, o Glück, o Seligkeit!

Und wir horchen am Telephon, ob nichts Genaueres folge. Wann treten wir ihn an? Vielleicht schon nächstens; doch jedenfalls bald. Wir rufen das Kommando auf, diktieren dem Unteroffizier am Telephon unsere Namen und das Ziel der Reise. Daß es ja nicht zu spät kommt; man kann nicht wissen. Und hörten, wie andere Kameraden von den Nachbarstationen es ebenso machten, und lachten und jubelten noch lange. Bis wir endlich einschliefen.

Nun folgten die Tage der Ungewißheit, der Unruhe, des sehnsuchtsheißen Wartens. Absage wechselte und Wiederaufrichtung, Verzagen und Hoffnungssturm; Vorbereitungen wurden getroffen und Pläne gemacht; Erwartung und Befürchtung reichten sich Tag für Tag, feindlich, brüderlich, die Hand. Endlich kam der Tag mit der fröhlichen Entscheidung. Abends stand es in der Abfertigung, am nächsten Morgen schon stürmten wir die Wagen, die uns von der Brigade zur Verfügung gestellt wurden. Alle

dienstfreien Kameraden, die noch nicht mitdurften, standen auf dem „Perron“. „Ade, viel Glück! — Grüße meine Frau, wenn du Zeit findest, sie zu besuchen; vergiß nicht: Favoritenstraße 46. — Komm glücklich wieder! Bring gute Nachrichten! — Daß du ja nicht dort bleibst! — Servus! Heil!“

Und schon zogen die Pferde an und es begann ein Hoppern und Rasseln, ein Trott und Hott, Schmutzschleudern, gradaus, aufwärts, Serpentinen, über Wald und Blößen, weit, weit, Stunden an Stunden; unbequem der Sitz, vier auf einem Leiterwagen, die Füße erstarrt, in unentwirrbarem Knäuel nebeneinander, der Rücken steif, Gedanken und Gespräche in der Heimat.

So ging's im Regengeriesel durch bergiges Gebiet, das wir vor Monaten dem Feind, der's damals besetzt hielt, entrissen, durch Orte, wo wir schon „zu Hause“ waren; im Schneetreiben über eine sehr hohe Kuppe, allen bekannt in jedem Winkel; sie hatte einmal unser heißes, erfolgloses Mühen gesehen, vier Kameraden liegen — wir wissen den Platz — dort in der winterstarren Erde, jetzt von Eis und Schnee überdeckt, Dr. Richard Findeis unter ihnen, der feine Mann und Gelehrte.

Es folgte eine Nacht im Wagen dritter Klasse einer Holzbahn; ganze fünfzehn Kilometer die Stunde; dann zehn Stunden auf Verbindung warten, dann wieder eine Nacht und einen Tag im Schnellzug.

Und dann waren wir am Ziel, in Wien, flogen der Frau in die Arme, küßten zu Hause die Kinder,

die Eltern, wenn sie beglückt noch lebten, sahen die Verwandten, die Freunde, schliefen in weichen Betten, bestaunt, verhätschelt, erzählten, hörten zu, aßen gut, tranken Pilsner, hatten die Fülle, lebten in Wonne. O Menschenherz, was ist dein Glück? . . .

In der Heimat war ich wieder. . . . Meine Heimat ist Tirol, bleibt Tirol. Aber Wien ist sie auch, die meiner Frau, die meiner Kinder, meine. Das große Wien, das schöne, das herrliche, das gemütliche. Was soll ich darüber alles erzählen und sagen? Es gäb viel Neues zu berichten. Von neuem Aussehen, vom alten Schlag. Von den Verwundeten, die in den Straßen gehn, vom vielen, vielen Militär, das jetzt dort ist, von den fremden Menschen, die das Straßenbild verunstalten; von der alten Lebensfreude, die nicht umzubringen ist, von den vollen Kaffeehäusern und den Theatern, von der Stimmung, — heute rot, morgen tot, morgens heiter, mittags trüb, abends alles — von Gerüchten, wie sie entstehn und sich weitergeben, vom Brotrummel und der Teuerung, die, vielbesprochen, nicht allzu groß ist; vom Wehrmann im Eisen und den Zinnsoldaten, von den erbeuteten Kanonen, die da und dort Parade stehn, von den köstlichen Witzen, die am Tage des Entstehns die Runde durch alle Bezirke machen, vom Lachen und vom Weinen und wieder vom Lachen; es behält die Oberhand, es regiert trotz Krieg und Not und Tod, trotz Unglückseulenruf und „Miesmachertum“; vom treuen Ernst der Vorstehenden,

von der biederen Bereitschaft der Fünfzigjährigen, auch mitzutun, wenn's Not werden sollte, von der Begeisterung aller Jungen.

„Komm ich noch daran, ich bin siebzehn?"

„Schauen Sie meinen Buben an, ist er tauglich? Er will unbedingt noch mit."

„Schau her, ich bin kahl, aber noch jung genug; hoffentlich behält man mich bei der Musterung. Nimm mich zu deiner Kompanie!"

„Wo ist der Franz?" — „Der ist tot." — „So? Ach Gott!"

„Und der Fritz?" — „Auch tot, liegt vor Lublin, schrieb noch eine Karte, einen Tag bevor er fiel; ein Schrapnell war's."

„Und der Leopold?" — „Der ist in Przemysl; seit zwei Monaten keine Nachricht. Hoffentlich gut."

Die Nachricht vom Fall Przemysls haben wir auch in Wien erlebt. Am ersten Tag Beklemmung, Gedrücktheit, Klage, Weinen; am zweiten Tag neue Zuversicht. Wir hauen sie dennoch. Es kann nur gut gehn. Wir halten aus . . .

Das darf wohl gesagt werden, die Krieger im Felde sind stärker als die zu Hause Gebliebenen. Verluste, Schlappen haben wir alle erlebt, was tut's? Gehört sich leider, kann nicht anders sein. Aber wir hauen sie doch. Da und dort. Und schließlich überall. Nur ein bissel warten. Im Frühjahr wird's entschieden. Und wir kommen glücklich wieder. Zum Dableiben, zum Frieden.

Frieden? Jetzt genießen wir ihn, seine Segnun-

gen. Als eine Vorahnung, als eine Belohnung, ein Versprechen. Wie oft meinten wir, er blühe uns nicht mehr, dieser Frühling; waren Augenblicke lang hoffnungslos, versanken in Not und Aussichtslosigkeit. Aber noch tragen wir Säbel und Gewehr, noch marschieren wir, noch gehn wir aufrecht . . . Wien, Wien, was wäre alles zu sagen und zu denken und zu deuten!

Von der Familie. Darüber schweigt die Geschichte. Das läßt sich nicht erzählen. Das Glück will gehütet sein. Mit kindlicher Dankbarkeit ward es genossen. O, was die Welt dem Schönes bietet, der ein trautes Heim hat! Wir glaubten wohl alle im Feld, wir könnten es nicht allzu schwer hingeben mit dem Leben, besonders in bitteren Stunden, wenn das Unheil, von allen Seiten drohend, auf uns einstürmte. Jetzt danken wir mit heiligem Schauer, daß es uns noch blüht, und gehn lächelnd heiter in diesem Garten von Blume zu Blume, von Schönheit zu Herrlichkeit, blauer Himmel über uns und die Sonne der Liebe darin.

Wie unerwartet es uns wieder, für Tage, geschenkt wurde, so selbstverständlich erschien es uns jetzt. Als ob wir es nie entbehrt hätten. Im Felde, wenn wir in Unrat und Beschwernissen unausweichbar gehüllt waren, meinten wir, wir würden die Bequemlichkeiten des Lebens nicht mehr zu würdigen und zu genießen verstehn. Dachten uns scherzend aus, wie ungeschickt wir uns dazu stellen werden: wir würden uns nicht ins Bett legen, sondern da-

neben auf den Boden, würden auf dem Parkett ausrutschen, Zimmer und Straße verwechseln bei angewohnten Unartigkeiten, die Kleider nicht ausziehen und mit schmutzigen Schuhen uns auf den Divan strecken, Bade- und Waschzimmer müßte uns unverständlich sein, und die Wäsche zu wechseln, noch mehr. Nichts traf von alledem ein. Als ob wir nie ferne gewesen, als ob wir's bisher immer gehabt hätten, ließen wir alles Schöne den Dienst tun.

Auch im Gespräch mit Frau und Kindern gar nichts Fremdes; die Monate des Krieges waren im Gedächtnis zur Woche zusammengeschrumpft; ich wußte kaum etwas zu erzählen; meinte, ich hätte alles schon einmal gesagt, gestern, vorige Woche; ich fand nichts der Rede wert, die Freuden und die Schauder, das Trübe und das Heitere: als ob ich alles mit der Familie gemeinsam erlebt hätte. Ich sprach tatsächlich, ohne es zu wollen, vom Krieg und den Erlebnissen nichts; nur bei Besuchen, im Kreise von ferneren Bekannten. Auch da nur selten und immer von noch nicht Erzähltem; einmal Besprochenes zu wiederholen, gewissermaßen Kriegsbericht zu erstatten: nein, das gelang nicht. Und wahrhaft ohne Absicht. Freunde sagen, ich sei ordentlich gesprächig; diesmal nicht, wenigstens nicht über Erlebtes. Eine eigene Scheu stand davor, das Glück, das mir hold war, nicht zu verschreien, das Erduldete, Errungene, die „Heldentaten" nicht auszuposaunen! Vielleicht machen wir's nach dem Kriege anders. Abergläubisch bin ich nicht, die Scheu hat wohl

einen anderen Grund. Meinem Buben erzählte ich einmal, als wir an einer Kanone, die auf einem großen Platz aufgestellt war, vorübergingen, daß meine Brigade dabeigewesen, als sie erobert wurde. Er wollte nun soviel darüber wissen, daß ich in Verlegenheit kam; ich wußte ihm viel zu wenig davon. Es war mir unangenehm, davon angefangen zu haben.

Ja, das Mädi; das wollte mit mir in den Krieg ziehen: „Ich bin ja schon so droß." Drei Jahre ist es alt. „Aber du mußt mir einen Säbel kaufen und ein Gewehr." Und dann sang es: „Soldaten sind hinausmarschiert", das Lied, das der Bub in der Schule gelernt hat. Es will den Russ' oder Serb' hauen, daß er den Vater nicht erschießt. Flieg als Schutzengel mit mir, Kind, wie du bisher an meiner Seite warst!

Die zu Hause sollen beten und stark bleiben, dann sind wir draußen wohl behütet und wohl gebettet. Die Armen erdulden ja in ihrer Sorge um uns so viel; mehr als wir. Wir denken nicht an die Gefahr und Abwechslung läßt die Tage schnell vergehn. Ihr zu Hause habt die lähmende Ungewißheit, die bittere Qual, im Finstern zu tappen; kommt aus dem Felde beruhigende Nachricht, ist sie fünf, acht, zehn Tage alt, wer weiß, was unterdes geschah. Wir sehen die Gefahr, kennen sie zumeist; wir haben erfahren, daß man aus dem Schwersten heil entkommen kann. Die Strapazen — ach Gott, die gelten schon lange nichts mehr; das war viel-

leicht am Anfang; jetzt wirkt nur noch das Schöne, Erfreuliche; das andere ist zum Allgemeinen geworden, wie man so mit dem fremden Wort sagt: zum Milieu. Schwerenöter sind wir nicht und Zärtlinge sind schon längst stark geworden.

Aber schreibt uns oft! Die Feldpost ist schon doch brav und bestellt es und von vielem bleibt immer etwas. Der Verkehr mit der Heimat ist Ersatz, ein kleines, aber ungemein wirksames Labsal, Sonnenblick in graues Nebelland. Nicht als ob wir den Krieg als graues Nebelland empfänden, so weit sind wir im achten Monat noch lange nicht, aber es gibt Augenblicke, Augenblicke . . .

Nach der Familie kommen die Freunde. Es gibt deren wenige; dieser Urlaub war bei manchem der Prüfstein. „Ah, du bist da? Ich habe gemeint, du bist in Gefangenschaft." — Und ein Händedruck, so nichtssagend, als ob wir uns vor einer Woche gesehen hätten. Das spricht sich so leicht: in Gefangenschaft. Aber was drum und dran ist! Er hat es einmal in einer unkontrollierten Zeitungsmeldung gelesen. Und hat sich ruhig damit abgefunden . . . Der auch! Und fertig. Hat sich nicht weiter um mein Schicksal bemüht. Hat die Berichtigung natürlich übersehen, wie viele andere, die mich nicht kennen. Ist fast enttäuscht, daß es nicht wahr ist. Wie ein Kind, dem nur das Romantische, Absonderliche gilt. Soll ich am End ihm zu Liebe die falsche Nachricht wahr machen? Freund? Es war einmal ein Mann, der hatte drei Freunde . . .

Viele andere glichen diesem. Man bestellt ihn zu einem Wiedersehen, er hat keine Zeit und der Grund ist geringer als der in der Bibel: ich habe ein Weib genommen und kann zum Gastmahl nicht erscheinen.

Anderen lachte die Freude aus den Augen und Männerkuß verlor in diesen Tagen sein Seltenes, Unmännliches. Es ist ja wahr, nicht jeder äußert seine Freude auf gleiche Weise; viel zu reden, ist wenigen gegeben; aber wir sind wohl auch ein bisserl eingebildet worden im Krieg, halten uns für wichtiger als wir sind, fühlen fast wie die Kinder. Ich werde mein Lebtag die Begrüßungsrede nicht vergessen, die mir förmlich mein Direktor hielt, als ich ihm meine Ankunft durchs Telephon meldete. Es tut einem halt wohl und schließlich: ein wenig kindlich zu bleiben, ist ja keine Schande. Und was mir mein Leibfuchs — aus Studentenzeiten — jetzt ein bedeutender Mann und Universitätsprofessor, zum Abschied sagte: „Ich hab mich sehr, sehr gefreut; ich bin glücklich, daß ich dich so wohlbehalten und ungebeugt wiedergesehen; denk in allem, was du noch erlebst, daß du in . . . . einen Freund hast, der dich aus ganzer Seele liebt. Behüt dich Gott und komm mir glücklich wieder!“ Selig zu preisen der Mann, der einen wahren Freund gefunden!

Freunde — ich traf mit vielen zusammen; einige Male im Kaffeehaus; da schloß sich der heil'ge Zirkel dichter und Stunden vergingen im Plauschen, Debattieren, Politisieren. Das liebe Frauerl natürlich

auch unter uns. Wer wollte in der kurzen Zeit sich auch nur auf Stunden von ihm trennen. Erlebnisse wollten viele hören; andere waren zufrieden, aus allen Äußerungen auf den Zustand der Seele, des Gemütes schließen zu können; Freund Gustl las es allein aus den Augen. „Die haben beim Krieger einen eigenen Glanz," sagte er, „man liest Erlebnisse und Charakter daraus." Schmeicheln läßt sich ja schließlich jeder gern, man nimmt jede freundliche Regung, besonders in dieser Lage, dankbar an . . . „Und so frisch und fesch! Ich hab's immer gesagt, dir hat der Krieg nichts an, du kommst sicher wohlbehalten zurück." — Sei bedankt und Gott gebe, daß es wahr wird! —

Fast alle konnten unser gutes Aussehen nicht genug rühmen. Warum nicht? Immer in guter Luft, Bewegung reichlich, zu essen — im allgemeinen — genug; wer sollte nicht gesund bleiben, es erst recht werden? Der Ausspruch Bismarcks ist auch ganz wörtlich zu nehmen: „Wer nicht im Kriege umkommt, der geht gesünder aus ihm hervor."

Und dann, den Abschied hat uns keiner schwer gemacht. Gelacht, gelacht; auf Wiedersehen! So will's auch der Dichter: „Wenn Freunde auseinandergehn, so sagen sie auf Wiedersehn." Darin gipfelt ja, wie einfach! auch der Wunsch des Kriegers. — Freunde, Freunde in Wien und überall: Auf Wiedersehen!

Und im Theater war ich auch. Einige Male. Zuerst in einer Operette. Laßt den Wienern neid-

los und freudig ihre Operette. Wozu darüber zetern? Die Menschen im Hinterland sollen fröhlich sein und heiter bleiben. Die im Feld neiden es ihnen wahrlich nicht. Sie führt über zwei Stunden in ein Märchenland, läßt Kummer und Sorge vergessen. Und gibt die Heiterkeit, die ein guter Boden für die Blume des Wohltuns ist. Sie muß ja jetzt reichlich und täglich neu ersprießen und Früchte bringen.

„Auf Befehl der Herzogin" im Theater an der Wien ist ein herziges Stück, fast wert, daß man es sich ansieht. Und ein wenig vaterländisch ist es im leisen Anklang an Maria Theresia auch. Wir haben uns köstlich dabei unterhalten. Freilich, noch köstlicher waren die Stunden des angeregtesten Plauschens nachher in einem Plüschwinkel eines Kaffeehauses. Das eine bringt das andere.

Dann sah ich „Gyges und sein Ring" im Deutschen Volkstheater. Ziemlich mäßig. Alles kann dies Theater doch nicht. Onno, Klitsch, Erica v. Wagner — sie mögen manches treffen, in diesem Stück versagen sie, und zwar völlig, man kann fast sagen, in jedem Satz, in jeder Geste. Ich war froh, als ich das Grausige „Und nun scheid ich mich so von dir" gehört hatte und gehn durfte. Jetzt konnte die Erinnerung an Römpler-Bleibtreu und Kainz ungehindert lebendig werden. Ja, das Burgtheater! Von einstens!

Diesmal schaute ich mir darin „Die Hermannsschlacht" an, das einzige, zeitgemäße Stück, das diese erste Bühne des Reichs in ihren Spielplan zog.

Das einzige! Es paßt und paßt nicht. Man hat ihm das Lob wohl zu reichlich zugemessen. Heinrich von Kleist in allen Ehren, aber sein Gedicht „Germania an ihre Kinder“ ist wirksamer als dies vielszenige Drama. Haß, Hinterlist, Bärenzwinger, Rachedurst, lange Reden: das ist alles so gar nicht vorbildlich: für einen aus dem Felde beinahe abstoßend; das Allegorische, Deutschland-Österreich, das in den Gestalten Hermann-Marbod verkörpert sein soll, fühlt man heutzutage kaum mehr heraus. Es mag 1810 zeitgemäßer gewesen sein. Trotz alledem, daß dies Stück im Burgtheater endlich wieder gegeben wird, ehrt das Theater und es ehrt das Publikum, das dem Stück noch immer treu bleibt. Die Aufführung ist ja gut, immerhin.

Am höchsten aber war der Kunstgenuß und die Seelenfreude im „Parsifal“, zu dem ich mir wieder in der Oper, diesmal ohne Schwierigkeiten, Plätze verschaffte. Mayr sang den Gurnemanz und Schmedes den Parsifal. Das macht dem kaiserlichen Wiener Institute wohl keines in der Welt nach. Das Werk ist deutsch durch und durch und kann wohl auch nur in deutschen Landen gut gegeben werden. So ganz deutsch, daß es wie wenig andere Werke der Literatur zum Prüfstein deutschen Empfindens wird. „Parsifal“ ist so zugleich das aktuellste Stück. Wenn wir in diesem Riesenkampf gegen Romanen und Slaven und die verjapten Engländer siegen, siegen wir aus dem Geiste Parsifals, weil das deutsche Volk tiefer und reiner und edler ist, als seine

Gegner. An äußeren Mitteln, an Zahl, an Technik, an Geld mögen die anderen uns überlegen sein, siegen muß die innere Kraft; Grey wird sich täuschen, wenn er meint, die letzte Million werde den Ausschlag geben; die Weltschöpfung ist nicht, wird nie so material. Die Güter des Geistes und der Seele werden immer trotz allen Scheines, der dagegen zeugt, die Oberhand behalten. Drum, wer bei schlechten Kriegsnachrichten den Mut zu verlieren fürchtet, der gehe in den „Parsifal"; da mag er neue Zuversicht gewinnen. Und wer sein Volk kennt, der verzweifelt nie. Es gibt kein Verlieren; es kann in Teilen geschlagen, im ganzen wird es nie besiegt werden; wie es auch nie besiegt wurde, wenn es einig war. In allen Stürmen hält es aus, das echte, fromme, deutsche Haus!

So haben wir im „Parsifal" uns neu gestärkt, zu neuen Gefahren, zu neuer Mühsal; gewappnet gegen müßiges Reden und böse Stimmungen. Gelabt am heiligen Familienglück und treuer Freundschaft, ausgeruht, wie von neuem beginnend, nahmen wir Abschied und fuhren wieder hinaus. Wir waren wieder in der Heimat, knüpften tausend Fäden neu, die uns an sie binden, gewannen sie neu und doppelt lieb und werden sie nun herzhaft verteidigen und werden, wenn die Zeiten kommen, siegen.

Bergeinsamkeit.

Mitte Juli 1915.

Groß-Batschata heißt ein Türkennest hoch an einem Berghange der Grenze. Vier Häuserln hat es und was an Ställen und Schupfen dazugehört. Groß-Batschata deshalb, weil auch die zwei Hütten drüben an der nächsten Hangrippe dazugehören, das ist Klein-Batschata. Über die Berechtigung dieser breitspurigen Bezeichnung soll nicht lang gestritten werden, man nimmt's, wie es ist, jeder Erdenwinkel hat sein Eigenes.

Hier bin ich seit vierzehn Tagen mit einem Teil meines Zuges und werde wohl noch wenigstens vierzehn Tage hier bleiben. —

Der Zweck unseres Hierseins ist aber der: der ganze Berg, auf dessen bebaubarer Rückfallskuppe das Örtlein inmitten von Kukuruz- und Tabakfeldern liegt, ist voller Deckungen, in zwei Linien angeordnet, im Winter mit rascher Hand gebaut, die Rückhaltstellung unseres Bataillons, im Falle, daß . . . man weiß schon, Geheimnisse werden nicht ausgeplaudert. Diese Deckungen haben nun durch den Regen und mehr noch durch das üppige Wachstum gelitten; alles verwachsen und verwuchert, mannshohe Farnkräuter und ebensolche Brennessel, Gras und Blumen, Erdbeer- und Himbeergestäude, schon mit reifen Beeren lockend behangen, und vor allem Astwerk und Bäume davor, reich und dicht belaubt;

weg damit, uns nützt die Schönheit nichts, wir brauchen Ausschuß und Deckung.

Also zogen wir aus mit Schaufeln und Krampen, Beil und Säge, Spaten und Beilpicke und es begann ein Rauschen und Brechen im Wald; die herrlichsten Bäume mußten ihr Leben lassen, weil sie die Aussicht verstellten; wir bahnten Durchschläge und warfen den Wald streckenweise ganz nieder. Die Mannschaft ist mit Feuereifer an der Arbeit. Wenn so ein Riesenkerl zu wanken beginnt, wird's ein Fest; wie das rauscht und kracht und knickt und raschelt; und sobald er zu Boden kommt, dröhnt und donnert es — was ist ein Kanonenschuß dagegen? Der Boden zittert weit mit, er und der Wald hallen wider. Oft überschlägt sich der Stamm und stürzt — ein Schauspiel — stufenweise zum Abgrund. Dann gibt's Kleinarbeit, alle Hände voll: entasten, entlauben zum Teil, zu Hinderniszwecken bereitstellen, mit Drahtverhau umwinden. Und dann mit Spaten und Schaufel drüber her! Die Zinnen der Schützengräben sind durchwegs stark beschädigt, da hat das erdführende Sturzregenwasser schlimm gewirtschaftet und das Weidevieh ist mit unzarten Füßen drauf herumgestiegen und die spielenden Hütkinder haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, zu zerstreuen und zu zerbröckeln, was zerschundene Soldatenhände geschafft.

Ich steh im Graben und weise an, was zu entfernen und zu bessern ist. Dann gehe ich die Stellung ab, steigend, rutschend, kriechend, winde mich

durch Ast- und Laubwerk, schlüpfe von Loch zu Loch. Da finde ich ein Vogelnest, das bloßgelegt wurde, dort schaue ich in einen zerstörten Ameisenstaat und störe ihn mit dem Stock unbarmherzig kindisch noch mehr, da fang ich einen schönen Käfer und lasse ihn dann wieder laufen, ich kann leider nicht alles sammeln, wie gern ich's tät. Wildtauben schwirren und gurren über mir, Häher in Menge fliegen von Ast zu Ast, Spechte hab ich noch nie so viel in kurzer Zeit gesehen und andere Waldvögel seltenerer Art. Schlangen und Blindschleichen sind auch da und vor einer Deckung, wo ein kleiner Sumpf lag, schreien die Frösche quorax, quorax, brekekekex, und blähen die sündhaft weiten Maultaschen. Zwischen hinein brock ich mir eine Beere, ohne zu unterscheiden, Erdbeeren sind mir wie Heidelbeeren und Himbeeren gleich lieb und willkommen.

Es ist eine Lust, in dieser Zerstörung und Fülle zu wandeln. Man hat ja im Zivilberuf immer viel zu wenig Zeit, so recht aus Herzensgrund nichts zu tun, wie man so sagt, im Wald herumzustreifen und die Natur zu beobachten, das Kleinste wie das Größte, stehn zu bleiben, wo man möchte, mit dem Stock zu stöbern und die Augen sich füllen und weiten zu lassen mit dem unzählbaren Kleinvorrat, der überall aufgespeichert zutage liegt.

So haben wir nun schon an die dreißig Deckungen gelichtet und erneuert und noch steht reichlich Arbeit aus; aber es ist auch schon viel geschehen; man glaubt es kaum, was man bei regelrechter

Arbeit, Tag für Tag und an jedem neun Stunden, ausrichten kann: viel Mühe und viel Arbeit.

Oft bleibe ich „zu Hause", das ist im einzigen Stübchen des äußersten der vier Häuser in Groß B. Man hat es mir abtreten müssen.

Es hat einen kleinen Kampf gekostet. Als wir kamen, war der Besitzer des Häusleins nicht da und die Tür geschlossen. Von innen rief eine Frauenstimme, wir möchten sie nicht vertreiben; sie sei schon im Winter einmal vom Militär vertrieben worden, diesmal könne sie das Haus nicht abtreten, sie habe kranke Kinder. Und bat mit weinerlicher Stimme und recht gut artikulierten, langsamen Worten, so daß selbst ich sie verstehn konnte, um Erbarmen. Wir suchten wirklich, ein anderes Haus zu finden, aber es gab kein besseres und praktischeres Quartier. Und so half uns noch ein alter Mann aus dem Ort und sie zog endlich aus und nahm ihre wenigen Sachen mit. Das mit den kranken Kindern war nur eine Kriegslist; ihr kleiner Sohn war etwas kränklich, der zehnjährige Huso; der konnte aber ganz gut auch mitlaufen und ist seitdem häufig um mich. Nachmittag kam ihr Mann, und als mein Zugsführer ihm klagte, daß die Frau so viel Umstände gemacht habe, zeigte er auf den Mund und sagte: sie hat eine scharfe Zunge.

Das Häuschen benütze ich nur bei Tag; hier auch zu schlafen, gab ich gleich nach der ersten Nacht auf; ich liebe wie die meisten Menschen die hüpfen-

den Tierchen und noch mehr die kriechenden nicht; im Zelt liegt es sich ebenso bequem und es ist sauberer.

Neben einem der drei Fenster — zwei sind mit Papier verpickt, eines ist frei — hat mir ein Mann einen Schreibtisch gemacht, da sitze ich einen großen Teil des Tages und beschäftige mich mit dem, was mir zusteht. Da schaue ich auch viel hinaus, übersehe den Ort und die Ortsstraße und bleibe über alles, was geschieht, am laufenden.

Zunächst steht ein Kirschbaum; der trug, als wir kamen, noch seine schwarzen, großkernigen Beeren und die Vogelwelt der Umgebung gab sich darauf ihr Stelldichein. Hätte ich ein Flobertgewehr gehabt, so wäre bequem und lecker mein Tisch bestellt gewesen; es hätte Wildtauben und Häher gegeben und Spechte, Baumläufer, Pirols und singendes Volk war auch da.

Dann breitet sich um das Haus und den Hang hinauf ein Kukuruzacker aus. Es ist grad die Zeit der ersten Hauarbeit. Oft ging der Bairo, das ist der Hausherr, allein mit der Haue durch die grünen Stauden, einmal hatte er fünf Nachbarn und Verwandte zu Hilfe und die letzten zwei Tage halfen ihm sein Weib und seine zwei Töchter; eine davon steht hoch in den Zwanzig, die andere aber ist erst sechzehn Jahre alt, ein zierliches, schlankes Geschöpf.

Nun tragen die Türkinnen natürlich das verhüllende Kopftuch, daß ja nicht ein Ungläubiger ihr Antlitz sehe; die Alten verhüllen sich ebenso scheu und sorgsam wie die Jungen; trifft man auf der

Straße eine, gleich kehrt sie sich abseits und hockt am Boden, bis man vorbei ist. Eine unbequeme Geschichte für arbeitend Volk, aber der Brauch hat sicher seine Vorteile und religiöse Überlieferung heiligt ihn.

Nun ist aber die jüngere Tochter unseres Bairo auch eine Eva. Neugierig und genäschig. Der Offizier am Fenster geht ihr trotz allem und allem nahe und sie blickt sich oft um. Nur ein Blick und gleich ist's wieder gut. Und bald darauf wieder einer. Dann zieht sie ihr sauberes, weißes Kopftuch fester um sich und arbeitet fleißig weiter. Aber nach einigen Minuten hat sie wieder etwas rückwärts zu suchen. Wo ist jetzt der Offizier? . . .

Vom Fenster aus kann ich auch tagtäglich und zweimal den Viehaustrieb „erleben." Zwei Herden sind's, das Großvieh und die Ziegen. Um sechs Uhr früh ziehen sie zum erstenmal aus, da lieg ich gewöhnlich noch im Zelt. Aber schon wach und sonst weckten sie mich. Es geht ohne Riesengeschrei nicht ab. Da sind unter den hütenden und treibenden Kindern zwei, die jedesmal ein Geschrei erheben, als ging's um ihr junges Leben, der Mustafa und die Mula. Netschu (ich will nicht), schreien sie und jedesmal Zetern und Winseln und Weinen. Und die Mütter begütigen sie und rufen ihnen nach und manchmal mischt sich auch eine strenge Mannesstimme ein. Es nützt aber auch nichts, verzogene Kinder sind überall gleich. Mula ist ein fünfjähriges, nettes Mädele mit Lockenkopf, die hört gewöhnlich zu schreien auf, wenn sie an meinem Zelt vorbei ist, aber der

kleine Mustafa ist ein fürchterlicher Bengel. Der flucht und schreit noch lang nach und jüngst hat er auf die Begütigung der Mutter zurückgerufen: „Hol dich der Teufel, ich verfluche Gott und du sollst krepieren.“ So arg treibt's der Lausbub. Da ist ihm aber die Mutter barfuß und mit wehendem Kopftuch nachgelaufen und hat ihn gründlich karbatscht.

Gegen zehn Uhr kehren die Herden zurück. Sie betreiben dann im Schatten der Häuser ihr Wiederkäuen und gegen zwölf Uhr kommen sie wieder die Ortsstraße, wenn man sie so heißen darf, gegangen; acht Kühe, zwei Öchslein, vier Kälber und ein Stier; dahinter der Mustafa, der Huso und Avdia, ein kecker Bub mit frischen Augen, und die Muska; dann etwa zwanzig Ziegen und halb so viel oder mehr Zicklein, getrieben vom Alia, der Aika, der Mula und der Hava. Die Hava ist die schönste von allen und die größte, sie wird bald das Kopftuch nehmen müssen; noch geht sie in einem Fez mit acht messingenen Dukaten vorn dran; sie trägt die lange, wedelnde Türkinnenpumphose und ein weißes, vorn offenes Hemd; darüber ein kokettes, rotes, ganz kurzes Leiberl; schlank und zierlich. Anfangs hat sie von mir keine Zuckerl nehmen wollen; jetzt fügt sie sich den andern Kindern und bekommt täglich ihren Teil; auch Schokolade liebt sie; aber so recht zutraulich ist sie nicht. Da macht's der kleine dicke Ibro besser, der kommt öfter des Tages und wünscht Comisa (Kommisbrot) und Ilatko (Süßes). Und kriegt's auch, sein Kukuruzbäucherl wird's schon vertragen.

Das sind die Erlebnisse mit den Kleinen. Die Großen tragen auch das Ihre bei, die Männer natürlich nur. Es sind ihrer fünf im Ort, drei Familienväter, ein Großvater mit seinen neunzig Jahren und ein Bursch von zwanzig. Der war fünf Monate Tragtierführer und wurde dann als krank und kriegsuntauglich nach Hause geschickt.

Ich unterhalte mich nur mit dem Hausherrn. Er ist siebzig Jahre alt, ein lieber, freundlicher Mensch; seine Jahre trägt er mit Grazie. Der weiße Spitzbart steht seinem scharf geschnittenen Gesicht gut und um sein kahl geschorenes Haupt windet sich über einen zerknitterten, verwaschenen Fez das weiß-rote Turbantuch. Er erzählt langsam, friedlich und mit Ausdruck; entweder hat dies seine Frau von ihm oder er von ihr gelernt; ich kann ihn so ziemlich gut verstehn, und was ich nicht verstehe, verdeutscht mir der Zugsführer, der deutsch radebricht, kroatisch und am besten seine Muttersprache, tschechisch, redet.

Bairo hat noch unter dem Sultan gedient, in Sarajevo, und weiß noch alle die türkischen Kommandoworte und zeigt meiner Mannschaft die Gewehrgriffe, wie er sie einstens geübt. Er erzählt auch ausführlich von der Bastonnade; auch wie sie die Menage bekamen und vom Einrücken der Österreicher. Damals war er schon wieder, nach der dreieinhalbjährigen Dienstzeit, zu Hause. Er ist vom Nachbardorf gebürtig, hat seinen Besitz hier durch Tausch erworben, seine erste Frau nach einem Jahre begraben und von der zweiten einen erwachsenen Sohn,

der im Krieg ist, die Fata und den Huso; zwei liegen droben am Waldrand im Friedhof. Sein Ältester hat ihm viel Kummer gemacht, er erstach im Streit einen Freund und lag drei Jahre im Kerker; er hat ihn seitdem nie mehr gesehen; er wurde direkt aus dem Kerker zur Armee gemustert. Bairo weiß auch gar nicht, wo er ist; nur einmal, gleich am Beginn des Krieges, hat ihm der Sohn schreiben lassen.

Aber der Alte ist vergnügt, lächelt sein sanftes Lächeln, kümmert sich um sein Vieh im Stall und um den Kukuruz, betet täglich nnd andächtig seine Tagzeiten und geht jeden Freitag in die Dschamia der nächsten Stadt, wochaus und wochein, ob Sonne oder Regen; das ist sein Gang, er ist ein frommer Türke und schüttelt heftig den Kopf, wenn ihm der Zugsführer erzählt, daß nicht alle Türken es so halten wie er. Aber er versteht auch das Leben und die Duldsamkeit, unsere Bräuche findet er auch schön, die Schwaba schätzt er sehr.

Mit Bairo reden wir gewöhnlich abends. Der lange Tag liegt frei. Die Mannschaft draußen bei der Arbeit; ich auf einige Stunden. Dann hier Einsamkeit, völlige, sprachlose Einöde; durchs Fenster schauen, aufs Feld, auf den Ort, gegen den Wald; ein Gang durchs Zimmer, ein Tritt vors Haus; einsam; das Glockengeläute der Herde von oben oder von drüben; ein Geierschrei; Vögelgesang; Mücken und Fliegen; Einsamkeit.

Gegen halb sieben Uhr kommt unser Train; ein Tragtier bringt die Verpflegung und für mich die

Post; die Mannschaft hat fast nie Post. Erstens schreiben sie wenig und zweitens ist's um den Verkehr aus Dalmatien scheinbar noch immer schlecht bestellt; auch ich bekam die letzten acht Tage nichts; Bergstürze haben die nächste kleine Eisenbahn und die Straße zerstört. Gestern kam reichlich Neues und Altes. In der Zwischenzeit schickten mir die Kameraden die neuesten telephonischen Nachrichten herauf. Da mögt ihr schauen, Zeitungsleser! Ich weiß in meiner Einöde früher das Neueste als ihr. Zu Mittag kommen die neuesten Nachrichten zum Regiment, um zwei Uhr hat sie das detachierte Bataillon, um halb sieben liest sie schon der Einsiedler vom Berge. Ihr bekommt sie wohl vielleicht in den Abendblättern, zum Großteil aber erst am nächsten Morgen.

Ich studiere sie nicht gründlich; wenn's nicht auffällige Namen sind, die ich kenne, um kleine Orte der Neuesten kümmere ich mich wenig. Es geht gut, gottlob, natürlich; langsam, Schritt für Schritt, es muß doch endlich ans Ziel kommen. Eher male ich mir eine kurze Nachricht aus; wie es einer ausmalen kann, der es selbst mitgemacht. Wie schnell liest es sich: einen Graben von 350 Metern Breite genommen, 250 Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet. So heißt es im heutigen Bericht. Was da alles drum und dran ist, Blut, Schweiß, Todesröcheln, Jubeln und Triumph.

Dann gehe ich zu meiner Mannschaft, die ihren Abendkaffee mit viel Brot genießt, und erzähle ihnen, was ich gelesen, und plaudere ein wenig mit ihnen.

Unter ihnen ist einer, der Mate, der war vor dem Krieg zweieinhalb Jahre in Wien als „Bosniak", hat Spazierstöcke verkauft und Broschen und Zigarrenspitzen und Messer und dergleichen, jeder kennt ihre Art. Es ist köstlich, wie wenig er in dieser Zeit deutsch gelernt hat, wie er alle Ortsbezeichnungen verhunzt und von seinem Gewerbe erzählt. Im »decet Bizir« hat er gewohnt (im 10. Bezirk), beim Ratas (Rathaus), bei Unver (Universität) und af Ri (auf dem Ring) usw. verkauft; er kam auch nach Medli (Mödling), Sapelte (Sankt Pölten) und Stogera (Stockerau), Neista (Neustadt) und wer weiß, wohin noch. Ich muß bei jedem Namen aufhorchen und kann dann, wenn ich des Rätsels Lösung hab, köstlich lachen. Und er lacht mit und die Mannschaft auch, obwohl sie nicht weiß, warum. Ich frage ihn, wie viel er täglich einnimmt. 10 Kronen, 15, 20. Das ist ja schön; ich hätt' es nie geglaubt, bedauerte die armen Kerle immer, wie sie den ganzen Tag stehn und jedem Menschen anbieten und höchst selten was anbringen und dann um ein Viertel des Preises, den sie verlangen.

Das ist mein Abend in der Einsamkeit. Ein wenig lachen, mit höchster Anstrengung ein weniges zusammenquatschen, viel entgegenhören und das zehnte nicht verstehn, es ist auch Einsamkeit, geistige. Hinausverschlagen in fremde Welt, ein Einzelner stehn, unter braven Menschen zwar, aber unverstanden, nicht begabt, sich selbst verständlich zu machen. Türken und Dalmatiner, Kukuruzfelder und Wald, Kühe,

Ziegen, summende Käfer und Bienen, Flöhe und Wanzen . . . „Das ist deine Welt, Faust! Heißt das eine Welt?“

Und doch bin ich oft sehr glücklich, fast, um mich wunschlos zu nennen; dann freilich wieder zerwühlt vor Sehnsucht, fortzukommen aus dieser Umgebung, vor Sehnsucht nach Frau und Kindern oder — in die vorwärts tragende Front oder an die Tiroler Grenze, die Heimat zu schützen, die lieben, hohen, schönen Berge und die Einheit Tirols. O Land Tirol, ein Sohn, der dir treu sein will bis Atemschluß, grüßt dich aus der Einsamkeit im südlichen Wald!

Mein Berg Isel.

Ende Juli 1915.

Noch immer umfließt und umhüllt mich die Kriegsbergeinsamkeit: Der Kukuruz vor meinem Gucklochfenster ist im Sonnenschein und reichlichem Regen üppig geworden und gewachsen und schon krönen die Stengel Blütenbüschel wie der Federbusch den Generalshut; der Kirschbaum steht leer, kein Kern mehr dran und so kommen auch Häher und Drossel nicht mehr auf ihn zu Gaste, nur ein Specht schwirrt gelegentlich heran und klopft den Stamm nach Raupen ab. Der Buchenwald dahinter und auf der Höhe wuchert weiter in warmem Grün und der Him-

mel drüber ist blau und heiter wie im ersten Tag; die Sonne aber glüht julikräftig nieder, Tag für Tag, trocknet die Erde im Türkenacker, bräunt die Weidefläche, die sich dran schließt und dringt sogar ins Baumgewühl des Hochwaldes.

In Groß-B. hat sich nichts verändert und nichts ereignet; täglich zweimal treiben die Kinder unter Weinen und Schreien die Kühe und die Ziegenherde auf die Weide, dann ist's ruhig; lautlos verrinnt der Tag; Fliegensummen, eine Horniß brummt ums Fenster, ein einzelner Vogellaut, ein ferner Herdenschellenton. . . . Einsamkeit, Beschaulichkeit, wunschloses Dasein. Und dennoch Unruhe und Zittern und Jubelverheißung und Schmerzensahnen.

Und jeder Pulsschlag fragt in diesem Jahr
und jeder Atemzug: wird's lang noch währen?
Es ist ein Sommer, wie er niemals war,
so fieberheiß und tropfennaß von Zähren.

Ich aber hab mir einen Berg Isel gebaut. Auf der Spitze meines Buchwaldberges ragt Felsgestein aus der schwarzen Erde, aus Farnkrautgewirr und Gestrüpp hervor. Und drunter fällt der Hang steil ins Baumdunkel. Da hab ich lichten lassen und Befestigungen angelegt, einen großen Mittelgraben und drum herum, ans Gestein geschmiegt, in die Felstrümmer hinein, Nebendeckungen; jetzt ist's eine Schanze geworden. Und mein Bataillonskommandant, der hier war, die Arbeit prüfend zu besehn,

sagte: „Das ist ja eine Felsenfeste wie in Tirol". „Ja", antwortete ich, „das ist mein Berg Isel."

Der Berg Isel, wer ihn nicht gesehen, stellt ihn sich anders vor, als er ist. Allgemein denkt man sich ihn als hohen Berg. So ähnlich etwa wie in Immermanns „Andreas Hofer", wo man im Passeiertal mit Händen auf einen Berg weist: Schaut den Berg Isel! Er müßte höher als der Großglockner sein, sollte man ihn vom Passeier sehn. Aber gleichgültig: Berg Isel ist der Berg, auf dem Tirol kämpfte und siegte. In ihm vereint sich das Schicksal des Jahres 1809, um ihn glüht als Glorienschein Tiroler Heldenmut und Siegerkraft. Ob hoch, ob niedrig, ob bei Innsbruck oder an der Grenze: er ist der Berg, den Tiroler halten; man kann ruhig sagen: Heute kämpft Tirol wieder am Berg Isel. Er ist Typus und Symbol.

So nenne ich diese Felsendeckung, die ich baute, im Laubwald an der serbischen Grenze, meinen Berg Isel. Es ist schön oben; durch das Lichten hat sich weiter Ausblick ergeben; die bosnischen Bergerl stehn freundlich im Umkreis; zwei Tälchen zu Füßen; eines eng, an den Hängen bewohnt und bebaut, und ein weiteres; durch dies schlängelt sich der Bach; über die Drin-Ebene fließt er dem Grenzfluß zu. Und drüben die serbischen Vorberge und drüber die waldigen und die felsigen Höhen, die alle schon unseren Kampf gesehen und österreichisches Heldenblut getrunken. Wenn die Sonne abends scheidet, vergoldet sie schrittweis die Häuschen an den Hängen, sprüht

zitternd im Bach, beglänzt lange Strecken der oft sich biegenden Drina und leuchtet aus Fenstern der Häuser über den Fluß; dann dringt ein Strahl durchs Dickicht der Bäume zu mir her, der ich oben im Felsenneſt ſitze, beſtrahlt den Zwergbaum, deſſen Wurzeln vor der Deckung im Geklapf niſten, daß es iſt, wie wenn in der Nacht der Lichtkegel der Taſchenlampe einen Baum beſtreut; heller und lieblicher, die Strählchen glühen und leben.

Es iſt auch ſicher; die Deckungen ſind gut; da kommt uns kein Feind herauf, wenn er es eines Tages doch wagen und es ihm gelingen ſollte, über den Fluß zu dringen. Dieſe Felſenburg ſchützt ſich ſelbſt und ſie ſchützen unſere Waffen. Kommt nur! — Von rechts? Da iſt die Hauptdeckung, ſtark beſetzt. Von links? Da liegt ein undurchdringlich Aſtgewirr und oben im Felſen lauern drei Schützen, für euch nicht erreichbar; kommt nur da, ſehr erwünſcht, ganz unſer Fach! Oder mitten durch, wo der ſaubere, friſch angelegte Weg führt? Natürlich, da droht kein Schützengraben; friſch drauf los! Und wir? Wenn ſie grad zurecht nahe ſind, werd ich das tiroliſch-hiſtoriſche: „Hiasl, hack o!“ ins Kroatiſche überſetzen und — ein Steinhagel wird die Ganzklugen empfangen, wie ſie ihn noch nicht erlebt hatten und nicht mehr erleben werden. Das iſt mein Berg Iſel, da wird tiroleriſch gekämpft, den Berg Iſel hat kein Feind erobert. Es iſt für alles geſorgt, auf Flankenſchutz nicht vergeſſen und auf gute Verbindung mit den Nachbargruppen. Kommt nur, geht ihn an!

Ach Gott, da träum ich. Es ist doch besser, sie kommen nicht daher; es wäre bös genug, wenn es ihnen gelänge, unsere erste Linie, die unmittelbar an der Drina, zu durchbrechen. Und wenn sie überhaupt es noch einmal wagten, in Bosnien einzudringen. Jetzt sind sie in Albanien, und wenn's wahr ist, was die Zeitungen schreiben, an der bulgarischen Grenze.

Und unterdessen kämpft und siegt man überall. An der Weichsel, am Bug, am Dnjestr, in den Argonnen, bei Ypern, in den Vogesen, bei Görz und am Krn, bei Malborget und in Tirol.

Ja, Tirol; das ist's ja, was meiner Bergfestung den Namen gab. Dort möchte ich, dort möchten wir alle kämpfend stehn. Anstatt hier zu ruhn und zu bauen und zu träumen. Die Sehnsucht hat den Punkt erschaut und ihm den Namen gegeben. In Sehnsucht sitz ich täglich zweimal oben. Gemächlicher wär's, herunten zu bleiben; zu arbeiten ist ja nichts mehr oben; völlig fertig; es kostet jedesmal Schweiß, den Gipfel zu gewinnen; ich könnte ebenso gut im Zimmerl denken und lesen. Aber nein. Hinauf aufs Bergl! Wo die Mannschaft jetzt arbeitet, von den Wegbauern immer wieder einen Abstecher hinauf! Und am Abend, wenn der Wald nicht mehr von Baumschlag und Schaufelgescharre durchtönt wird, wenn die Mannschaft mit Beil und Hacke, Säge, Beilpicke und Spaten die Wege, die sie selbst gebaut, in ihr Quartier zurückschlendert, noch einen Sprung zum Berg Isel!

Von dort seh ich die Sonne untergehn, schaue über Wald und Berg, Grenze und Feindesland, dort lese ich die neuesten telephonischen Nachrichten und die Zeitung, dort hör ich die Herden schellenklingend heimwärtsziehen, dort hinauf dringt das Abendgebet von der Dschamia des nächsten größeren Türkendorfs im Tal.

Er singt es jetzt besonders feierlich, der Hodscha; ist ja Ramasan, der Fastenmonat der Türken, und mit dem Akſamgebet beginnt die erste und einzige Mahlzeit, die ihnen in diesen Tagen der kirchliche Gebrauch zugesteht ... Allahu ekber. Allahu ekber. Eschedu enla-illahe-illellah. Eschedu enne-Muhammeder-resul-ullah. Hajje alesselah, hajje alesselah, hajje allel-felah. Allahu ekber. Allahu ekber, la ilahe-illel-lah . . . So singt und dehnt er unten die Gebetsworte, die wohl mehr fast unverständliche Töne sind, altheiligen Gebrauchs. Ich hab sie aus einem Buch, das hier im Zimmer, das einzige, auf einem Deckenbalken liegt. Zu deutsch (beiläufig): Gott ist groß; ich bezeuge und glaube, daß nur ein Gott ist, und außer ihm gibt es keinen andern. Ich glaube, daß Mohammed Gottes Gesandter ist. — Eilt zum Gebet! Eilt zur Feier! Gott ist groß. Es gibt keinen andern Gott außer ihm.

Der Gesang ist eintönig, aber feierlich; die vielen a werden breit und melodisch herausgezogen und die ebenso reichen l und Doppel-l schmelzend-zitternd dazwischengebettet. Dieses Gebet wird vom Türmchen der Dschamia in der Frühe, zu Mittag und am

Abend gesungen. Auch vor einem Gewitter hörte ich es, da Hagel drohte; eine Frauenstimme in meiner Nachbarschaft sang es schrill in den Sturm hinaus und dann, als es schlimmer wurde, schrien es eindringlich alle Männer vor ihrem Haus. Unser Wetterläuten.

Was sich sonst alles sehen und hören läßt, beobachte ich einsam vom Felsensitz, aber durch alles schlingt sich das Denken und Sinnen von und über Tirol, Grüße über Berg und Tal ins tapfere Heimatland, das zu schützen ich so gerne dort wäre, von dessen Ruhm jetzt alle Welt erfüllt ist.

„Ich bin ein Wanderer und Bergsteiger," sag ich mit Nietzsche-Zarathustra zu meinem Herzen und selbständig ändernd füg ich hinzu: „Und in Tirol daheim; ich liebe die Ebene und dieses Land zu meinen Füßen nicht und es zieht mich fort. Und was mir auch noch als Schicksal und Erlebnis komme, es wird ein Wandern darin sein und ein Bergsteigen und ein Denken an Tirol."

Hier heroben hab ich auch Fallmerayers, meines berühmten Landsmanns „Berg Athos" gelesen, bin seinen warmen Schilderungen gefolgt, aber hab auch mit ihm über südliche Pracht und Gluten westwärts geblickt, nach Tirol, an die Grenzberge der Dolomiten, wo ich zu Haus, wo sie jetzt mauergleich, heldenhaft stehn und das Land hüten.

Steht fest, Landsleut, bleibt stark, Mander; ihr dort, wir hier und ich auf meinem Berg Isel!

„Tausend schick ich täglich aus. . ."

Im August 1915.

Wer das Volkslied kennt, dem die Worte entnommen sind, weiß, was ich meine. Es sind nicht Gulden oder Kronen; was nützen die viel, wenn man sie hätte, in diesem Krieg der Milliarden?

Es sind die Seufzerlein, „die ich zu dir sende". „Nur einmal noch in meinem Leben an der Innbrück möcht ich stehn." — Und grad jetzt. Und nicht nur einen Augenblick oder eine Stunde; für immer, so lange dieser Krieg dauert; so lang die Berge zu schützen sind und die Täler und Dörfer und Städte.

Heut hab ich ein Kärtchen aus Tirol bekommen mit einer neuen Photographie. Sie stellt die Straße eines Städtchens dar; vorn ein Haustor mit einem Stücklein Mauer; die Tür ist offen und daraus führt ein schlankes Mädchen ein Kinderwagerl, darin ein Buberl, etwas über ein Jahr alt; ein anderes, kleineres Gitscherl mit frischen Augen steht daneben und schaut grad auf mich her. Und beim Tor des Nachbarhauses stehn drei Soldaten; man darf sie wohl nicht näher bezeichnen, aber jeder Tiroler weiß, was für Landsleute es sind. Und im Hintergrund, durchs „Oberdorfer" Stadttor geht eben ein Offizier, der zu diesen Soldaten gehört.

Was an dem Bild Besonderes ist? Vor allem: dieses offene Haustor gehört zu meinem Vaterhaus und die Kinder gehören zu meiner Familie; das ist

schon etwas. Und diese reichsdeutschen Soldaten in meiner Gasse! Es läßt sich nicht sagen, wie lieb das ist und herzerwärmend; es läßt sich nicht sagen, wie gern ich dort stünde, durchs offene Tor schritte, mit den Kindern spielte. . . . Nicht für lange, beileibe; einen Tag; und dann an die Grenze; wohin — Nebensache; und dort gestanden, fest, stark, Augen offen, Gewehr in der Hand! Und von Joch zu Joch gewandert, geschlüpft, gekrochen, getappt, im Sonnenschein und bei Nacht und Nebel, Hagel und Donnerkrachen! Auf Zacken hinauf, Kamine und Schrunden; ausspähen, wo sie sind; wo kommen sie? Und dann festgehalten oder vorgeführt! Tiroler Land, du bist uns teuer, kein Stücklein ist uns feil. Der Feind muß sehr schwer zahlen, wenn er nur einen Schritt vorkommen will — und dann jagen wir ihn wieder zurück und er hat den Kaufpreis erst verloren.

Ach, ich tu, als stünde ich schon dort, wohin es mich zieht. Nichts ist's. Ich lieg an der serbischen Grenze, fast könnt' man sagen seit Jahr und Tag. Viele meiner Landsleute, der Kameraden, sind hinaufgekommen, derer, die mit mir in Serbien waren und dann an der Grenze standen. Meine Truppe ist dageblieben. Man kann nicht jeden Soldaten fragen, wohin er gerne ginge, man kann die Verbände nicht lösen. Ich bin noch da und schick die Gedanken und Wünsche täglich aus, die tausend Seufzerlein. Auf einem Bergerl sitze ich dieser Tage einsam mit einer kleinen Truppe und baue Wege und Deckungen. Und ich lese in der Zeitung und

in den telephonischen „Neuesten Nachrichten", wie die Tiroler ihre Grenze halten. Von Wundern der Tapferkeit und des Heldenmutes, von Paradestücklein, die sie sich leisten, von ihrem Vertrauen „fölsenföst" und von ihrem Humor in bitterer Zeit.

Ja, Tirol ist nur eins. Jetzt erlebt es die Welt wieder einmal. Die Zeitungen sind voll des Lobes, sie können sich darin nicht genug tun. Es ist eine Stimme. Selbst die ausländischen, die feindlichen Blätter tun mit.

Schrott-Fiechtl, unsere mannestüchtige Landskraft in Berlin, der Schriftsteller, schreibt mir: im „Matin" und in englischen Zeitungen stünde des Ruhmes viel über die Tiroler; sie seien Österreichs beste und gefürchtetste Soldaten.

Wir wollen uns nichts einbilden und keine Extrastellung haben; alle tun ihre Pflicht; Helden sind sie alle; das erfahren die Feinde zur Überraschung und Genüge. Aber ein bissel freuen können wir uns über die Erkenntnis und das Zugeständnis. Wir haben es ja immer gewußt, uns sagen sie nichts Neues, wir haben es ja erlebt, gesagt und gesungen: „Von gleichem Eisen sind ja noch die Jungen wie die Alten. . . ."

Schrott-Fiechtl weiß mir auch sonst zu erzählen. Der Brave hat mir schon einige Briefe in meine sehnende Einsamkeit geschrieben. . . . „Ich möchte Dir heute nur eins sagen. Ihr alle dort habt gar keinen Begriff, wie die Tiroler umjubelt werden. Jetzt sieht die Welt wieder einmal, was es ums echte, kernfeste

Tirolertum ist. . . . Das Geschick hat viel früher, als ich denken konnte, die Probe aufs Exempel gemacht und Tirol hat gut, wundergut bestanden. . . . Weinen und lachen möcht ich vor Freude. Was man seit Jahren im Herzen getragen, was man sich scheute, öffentlich auszusprechen, ist jetzt volle, weltgeläufige Wahrheit geworden."

Tiroler Adler, halt stark deine Fänge und Schwingen, stoß den Feind ins Herz und vom Blute rot heb dich zum Himmel und schweb über Firn und Grat! Tiroler Adler, die Welt sieht dich und das Werk deiner Männer!

Ich denk öfters, leider nur ein geruhsam Tun in Tränen, wo ich am liebsten stünde. Wohl am Kreuzberg, im Fischleintal, bei Peutelstein, der Plätzwiese und Landro herum, dort könnt ich am besten dienen, kenn Weg und Steg, Berg und Schlucht. Und es ist das Tor, der Wall vor meiner Heimatstadt. Dort möcht ich steigen und schießen und bauen und kommandieren. . . . „Landsleut, jetzt obacht! Jetzt kommt er!" Oder noch besser in der Mundart: „Jaggele, du und dei Schwarm nimmscht dö unten ban Bachl. . . . Der Michl packt dö ba der hoachn Feichtn und mir nemm dö ofn Wieselan. . . . Laßt sie la zuakemm . . . Nacha, af hunderscht Schritt, nacha los! Tiets enk nöt verreißn, 's Pulfer isch rar . . . Und's Maul haltn, bß! . . ." Wer käm' davon von den Hundert? Ich möchte nicht darunter sein! Der Cadorna könnt wieder einen Wetterbericht schreiben oder ein anderes Gedichtl.

Ja, beim Kreuzberg oder bei Landro, da wär was los! Ach Gott, die Tiroler machen es schon. Ich darf's nur denken und phantasieren.

Aber eine Kleinigkeit ist's nicht. Es ist bald gesagt: an der Grenze stehn und festhalten. Vor allem, die Welschen sind auch Leut, sie schießen auch nicht mit Papierkugeln oder Zuckerln und verstehn ihre Sach und Kurasch haben sie auch. Dran haben schon viele glauben müssen. Und dann die Gegend! Schön ist sie, sehr schön. Aber mit Touristenaugen allein darf man das nicht anschauen. Sie ist auch mühsam und gefährlich. Das Steigen und Klettern, Sichdurchwinden, auf und ab, Felsen und Baumwurzeln, Schründe und Astwerk, es ist keine Kleinigkeit. Schon in Friedenszeiten gibt es Unfälle genug und die Grenzverteidiger stoßen auf manche Leiche, die ungeborgen seit Jahren liegt. Und schließlich das Wetter. Cadorna singt täglich Trauerlieder davon. Meint der Gescheite, die Tiroler hätten es besser? Auch für sie regnet's und stürmt's.

Immer sind die Berge nicht freundlich. Dann ist's in der Unterkunftshütte gut sein und warten und Glühwein trinken. Wer gibt denen draußen ein schützend Dach und einen wärmenden Trunk? Kalt ist's zum Erfrieren auch mitten im Sommer und der Regen ist alleweil naß, die Nebel unheimlich und der Wind fährt durch Loden und Leinwand. Mehr noch, die Berge werden beweglich; es rutscht; Sandlawinen, mit Bäumen untermischt, fahren ab und das Gerölle löst sich; der schwere Bergschuh hat

keinen richtigen Stand. . . . „Mandl, gea außi, wenn da Wildbach kimmt!“ In der Stadt ist leicht reden und raten, das muß man mitgemacht haben, wenn man's verstehn will. Es ist bei Gott keine Kleinigkeit; man hat Grund und Recht, die zähen Grenzverteidiger zu rühmen.

Eins drückt mich. Was ist's mit der Falzaregostraße, der Sachsendankhütte, dem Pordoijoch, dem Paß San Pellegrino? Davon schreiben die Zeitungen nie was. Hat man das den Welschen überlassen müssen zur Grenzabrundung, aus taktischen Zwecken? Oder probieren sie's dort gar nicht? Dort wären auch schöne Plätzchen. Dort war ich im vorletzten Sommer bei der letzten Bergfahrt in Tirol; plauderte damals noch mit italienischen Soldaten, zwei frischen Alpini, am San Pellegrino.

Es mußte mir auffallen: von Cencenighe (in Italien) führt eine prachtvolle Straße herauf zum Paß und dann ringelte sich ein kleiner Fußweg weiter hinab nach Moena. Auch vom Misurina-See zu den drei Zinnen bauten sie gerade damals eine breite Fahrstraße. Die Welschen haben diesen Krieg wohl weitsichtig vorbereitet, sie sollen nur nichts reden, daß sie an unseren Grenzbefestigungen überrascht seien. Umgekehrt ist auch gefahren, sagt ein Tiroler Sprichwort.

Was wohl dort los sein wird? Dort möcht ich auch sein.

Ja, und wo noch?

Unterdessen bin ich hier; und heute, da es reg-

net und gießt, sitze ich in meinem Türkenhaus, zwischen vier kahlen Wänden, nur mit Wanzenblut „verziert“, das ich verspritzt. Wenn's schön ist, bin ich Tag für Tag draußen im Wald.

Auch hier ist's schön. Die kahle Landschaft des Winters hat sich fein herausgemausert. Wald und Wald, Tälchen dazwischen, Wiesen in üppigem Graswuchs, Häuschen an den Hängen verstreut, Waldmatten, wie Almen in Tirol, und weidendes Vieh mit Glockenschall. Ich sag mir oft: wie in Tirol. Friedlich, einsam, Sonne, Blumen, ein Geier in der Luft: schön ist's.

Und doch ein Unterschied. Es sind durchwegs Laubwälder, Buchen; zwei einzige Fichten habe ich in der ganzen Gegend entdeckt.

Und dann, man darf in so ein Haus nicht hineinschauen; da ist's nicht tirolerisch; ein Almer ist besser eingerichtet und hat es sauberer, als es hier im regelrechten Bauernhause ist.

Es ist halt doch ein anderes Volk, Serb und Türk. Sie leben wie das Vieh; schlafen am nackten Boden, essen gelegentlich ein Stück Maiskuchen — eigentliches Brot kennen sie gar nicht — und trinken Milch dazu; Mittags- und Abendküche in unserem Sinne gibt es nicht; Sonntag und Feiertag halten sie auch keinen, wenigstens nicht bei der Arbeit; Schmutz, Flöhe und Wanzen sind ihr Leben und Sterben; und dann werden sie auf dem nächsten Rücken am Waldesrand sang- und klanglos verscharrt, ohne Sarg, ohne jede Feierlichkeit.

Wenn ich so denke, ein bescheidenes Friedhöferl in Tirol — zum Beispiel der von Navis, den Pfarrer Schileo kunstsinnig betreute — das ist allein ein Zeugnis, wie ganz anders hoch Kultur und Volk bei uns zu Lande steht.

Die Natur ist hier ja auch schön, beileibe nicht Tirol, aber lieblich und von südlichem Reichtum. Erdbeeren fand ich zu Anfang des Aufenthaltes dahier reichlich und duftend und jetzt sind die Himbeeren reif und gelbe und rote kleine Pflaumen hängen schwer an den Bäumen. Ich gehe gern durch Wald und Wiesen hier, aber in Tirol wär's viel, viel schöner.

Es kommt wieder die Zeit, ich hoffe es unabänderlich, da ist der wilde Krieg vorbei, siegreich sind wir heimgezogen, Tirol blieb eins und ganz Österreich auch und es beginnt die neue Zeit. Das muß eine köstliche Zeit werden. Vereint mit dem großen, starken, überaus herrlichen Deutschland stehn wir mächtig da, das Heldenblut versickert und aus dem Boden dringt wundersame Saat.

Tirol wird man lieben und bestaunen in der ganzen Welt und Österreich wird man kennen. Man wird zwar nicht mehr überm Ärmelkanal und überm weiten Meer die Adresse machen: „Wien in Tirol", wie es jüngst noch geschehen ist; man wird wissen, Tirol ist ein kleines Land, nicht reich; aber daß es stark ist und treu wie zu Väters Zeiten.

Und die Tiroler selber vor allem werden unbestritten gelernt haben, daß es ihre Pflicht sei, ihr

Volkstum rein und ehrlich weiter zu pflanzen, daß sie sich seiner nicht zu schämen haben; derlei Großes und Tiefes ist nie veraltet und unmodern, merkt es euch, Nörgler und Nachbeter des Mondainen! Wir bleiben vom alten Schlag; Schrot und Korn ist mehr wert als gesiebte Kleie.

Und daß des Landes Armut in einigem leichter zu ertragen: die Fremden werden in Strömen gezogen kommen; was sind nach dem Kriege die faden neutralen Schweizer Berge gegen unsere Felsenfestungen! Und dann her mit Rucksack und Lodenrock, ich fahr nach Tirol! Ins Pusterland, in die Dolomiten, auf den Fischleinboden! Schöneres gibt es nicht. Der Sepp Innerkofler führt mich dann leider nicht mehr auf die Kleine Zinne und den Schusterspitz, der brave Mann ist gefallen; aber, ach was, es muß ohne Führer gehn. Und es erstehn neue aus dem alten Geschlecht; dies bleibt.

Aber aushalten heißt es, jetzt im Krieg mit dem Gewehr in der Hand und dann — mit dem Rosenkranz. Schämt Euch seiner nicht! Er gehört zum Tirolertum. Aus dem religiösen Sinn fließt ein Großteil unserer Kraft und Macht; in ihm wurzelt auch die Treue.

Ach, was gäb ich, könnt ich jetzt in Tirol sein! Fast möchte ich sagen: mein Leben. Aber das darf man jetzt am wenigsten sagen. Das gehört dem Kaiser. Denn: kaiserlich, kaiserlich, inwendig, äußerlich; immer und jetzt erst recht.

Die Tiroler setzen es wirklich und nicht nur in der Phrase freudig ein für Land und Kaiser.

„Welsche, kemmt's her zu der Schanz — Tirol bleibt und sell oans und ganz!"

Am Lagerfeuer. Einige Kameraden.

September 1915.

Wie die Familie sich nach dem Abendessen in traulicher Winterszeit um des „Lichts gesellge Flamme" schart, so saßen wir oft und oft in diesem Feldzug abends um das Lagerfeuer. Dienst und des Tages Mühen sind vorbei, Feldwachen stehn draußen, die alles Auffällige zu melden und kleinere Kräfte, falls sie eine Überraschung planten, aufzuhalten haben: wir können getrost und beruhigt beim Feuer sitzen. Oft auf der Erde, auf Steinblöcken, die eigens dazu von den Dienern herbeigewälzt wurden, oder auf roh gezimmerten Bänken. Eine friedliche Gemeinde, eine Kriegsfamilie. Es gab Tee anstatt des Bieres, das uns lieber gewesen wäre, Zigaretten fehlten uns auch zumeist nicht und auch nie der Gesprächsstoff.

Um bei den Zigaretten zu beginnen: wir haben jedes Kraut, das in der k. k., in der k. ung. und in der bosn.-herz. Tabakregie verwendet wird, geraucht. Die feinsten Ägyptischen, Memphis, Dames, Sultan; das war in der ersten Zeit; diese Sorten hatten wir uns selbst mitgenommen. Solange wir in Dalmatien waren, erhielten wir solche auch noch gelegent-

lich in der Fassung, die dem Offizier täglich fünfundzwanzig Zigaretten als Gebühr zuschreibt. In der Herzegovina, in Bosnien kamen die Arten der bosnischen Regie an die Reihe: Hum, Bosna, Drina, Stephanie, Stolac, Flor, Mostar, Orient, Balkan und so weiter und hauptsächlich Ljubuski, vier Heller das Stück. Den größten Teil des Krieges gehörten wir zu einer ungarischen Landsturmbrigade und wurden so auch mit ungarischen Marken bekannt. Die sind alle schlechter als die unsern, wenn sie auch vielfach die gleichen Namen tragen. — Was wir alles zusammengepafft haben! Eine große Summe Geldes und eine ziemliche Menge Nikotingift! Sie hat nicht geschadet; die frische Luft und die Bewegung konnten ihre Wirkung ausgleichen. Nach Weihnachten oder sonst gelegentlich brachte die Feldpost unter den Liebesgaben noch Zigarren und Zigaretten, von lieber Hand gestopft; wir wußten zu dieser Zeit wirklich nicht, wohin damit. Was man in der Jugend entbehrt, hat man im Alter die Fülle; das paßt auch auf die Rauchstengel, wenn Jugend und Alter in die Kriegsdauer aufgeteilt wird. — Vor Nichtrauchern bekamen wir besondere Hochachtung, sie teilten ihre Fassung unter uns, in „teuren Zeiten"; aber es waren ihrer wenig. —

Gesprächsstoff bildeten zunächst die eigenen Erlebnisse, dann die Nachrichten der Zeitungen, wenn wir solche erreichten, unsere Kriegsbetrachtungen, Aussichten, Erwartungen, Hoffnungen. Getäuscht haben wir uns oft, sehr oft, im einzelnen und im

großen; wenn's nach unsern Plänen und Wünschen gegangen wäre, hätten schon zu Weihnachten die Friedensglocken geläutet und deutsche Siegeshymnen durch die Welt gerauscht. Aber wir wußten uns auch immer wieder zu trösten, neu aufzurichten, unsere Ansichten umzugruppieren; aus Weihnachten wurde Ostern, aus Ostern Pfingsten und dann ließen wir die Tage ohne Ziel und Grenze verlaufen. Als unser Kompaniekommandant am 1. April zuversichtlich, der Oberoptimist, behauptete, er zahle uns die vorletzte Gage aus, hielten wir es fast nur für einen Aprilscherz — und hofften doch im stillen, er möge recht behalten.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün;
wenn dem Menschen alles fehlet,
alles schmerzt und alles quälet,
du, o Hoffnung, stärkest ihn.

Wenn uns diese Hoffnung und das unbedingte, unzerstörbare Vertrauen in den endlichen Sieg nicht geblieben wäre, hätten wir mehr gelitten. So konnte uns keine Schlappe etwas anhaben. Macht nichts, wird schon werden; jetzt packen wir sie so und in Rußland geht's so und in Frankreich auf die Art und wartet, englische Krämer, euch wird ein besonderes Licht aufgezündet werden! Immer Vertrauen, immer Mut, immer das Beste; in rosigstem Schimmer stand uns Monat für Monat. Es gab auch Unfalspropheten und Schwarzseher unter uns. Aber nicht in der vierten Kompanie; die war einig; wir hielten zusammen; wir glaubten die günstigen Nach-

richten und Gerüchte alle; das Böse schwächten wir ab; Unheilverkünder lachten wir aus; wir fochten mit Ausdauer und Humor gegen alles Schlechte; uns war nicht beizukommen. „Was sagt die Vierte?" hieß es, wenn eine üble Nachricht kam. „Ach, das hat ja nichts zu sagen; immer und überall können wir die Russen nicht besiegen, sind auch Menschen, müssen auch eine Freud haben, sie schießen auch nicht mit Bonbons; wartet nur, sie werden ihre Hiebe bald wieder haben und das gründlich. Jetzt fällt bald Warschau, dann ade, Galizien; dann mögen sie schauen, daß sie sich forttrollen, sonst fassen wir alle mitsamt ab." Und als Przemysl fiel: „Das macht gar nichts aus; die 100.000 Russen mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an." Und als sie über die Karpathenpässe drangen: „Sie werden schon wieder zurückgehn, jetzt kommt eine neue Million von uns und von Deutschland hinauf." Und der Hauptmann ließ seinem Mutterwitz die Zügel schießen, daß sich alle Zäune bogen und „Kies und Funken stoben." Es gab einfach nichts, was unsere Siegeszuversicht zu mindern vermochte. Wir siegen, und wenn die ganze Welt sich gegen uns wendet. Alles Verkehrte, Unangenehme trampelten wir zusammen, gleichsam mit schweren Goiserern. Und jede Siegesnachricht wurde zum Quell frischer Hoffnung und zum Ausgang groß angelegter Siegestaktik. Jetzt geht's; jetzt in dem Tempo weiter; in drei Monaten sind wir zu Hause. Wie oft sagten wir dies! Im September, im Dezember und nach der

Winterschlacht in den Masuren wieder. Und wir glaubten daran, es war kein Salzkörnlein Spaß dabei und kein Zweifel.

Woher das kam? Aus der Veranlagung, dem glücklichen Temperament und aus unserer Liebe und Verehrung, unserem festgegründeten Vertrauen zum deutschen Volk, zu seiner Größe, seiner Kraft, seiner Ausdauer. Aus jeder Nachricht, aus jeder Besprechung, aus unseren eigenen Erfahrungen im Krieg schöpften wir neues Vertrauen, neue Liebe zu ihm, zu unserem Volk. Wir glühten von heißer Liebe; die Schatten, die ihm anhaften, versanken; es stand hoch und herrlich, schwertgerüstet, im flammenden Panzer, ein Erzengel Michael, vor unsern Augen und unser Herz pochte. Deutsches Volk, du wardst nie besiegt, wenn du einig warst! Deutsches Volk, dir gehört die Palme des Menschentums, nur dir kann auch diesmal sich die Siegespalme neigen. Wir wurden wirklich poetisch in unserer Liebe, unserer Begeisterung. Die Kriegsaufsätze von Chamberlain, das Buch Sven Hedins, die Kriegssonette Richard Schaukals, und was uns sonst an deutscher Kriegsliteratur in die Hände kam, das waren Helfer, wurden Hebel; noch heller tönten unsere Fanfaren: diutschiu zucht gât vor in allen, das deutsche Wesen ist auserlesen!

Immer konnten wir nicht von Krieg und Sieg reden; unter uns waren alle Fächer vertreten, die Philosophie, die Rechtswissenschaft, die Medizin, die Technik, ein

Lehrer war unter uns und ein Universalgeist und Autodidakt auf allen Gebieten, wir konnten wählen im Gesprächsstoff, er war mannigfaltig und ging nie aus.

Unser Arzt, zugleich ein Grübler und Philosoph, gewann seinem Fach, unserer Lage, dem Krieg und seinen Bescherungen immer neue Seiten ab; bald fand er alles rosig, schwärmte von der herrlich-romantischen Gegend, von den Blumen und Erdbeeren, die sich reichlich boten, vom Glück, das uns lachte, erzählte von seinen Reisen in China, Japan, Indien, von seiner Praxis und ihren Erfolgen; dann drehte er wieder den Spieß um, sah alles von der Schattenseite, kritisierte, bemängelte, benörgelte, schimpfte sogar wie ein Spatz im Schnee vor dem Scheunentor, wurde Taktiker und Weltverbesserer, verbissen und vergrämt ... „ich versteh nicht, das ist seltsam" ... und dann lachte er wieder und freute sich kindlich an jeder Kleinigkeit; es war immer angenehm, ihm zuzuhören. Auch singen konnte er, Opern, Operetten, Volkslieder, Studentenlieder; ein zartes Stimmerl, Bariton; nur riß er, wenn ihm der Text ausging, plötzlich ab und mischte zu sehr Ernstes und Heiteres; er ging nicht darauf aus, Stimmungen abzurunden; ... „ach was; ich versteh nicht, das ist seltsam" ... Dann kramte er in seinem Rucksack, im Packsack herum, ordnete alles neu ein und knusperte den ganzen Tag, wenn es was zu knuspern gab, Rosinen, Mandeln, Zuckerln, später Nüsse, Obst ... und begleitete alles mit Betrachtungen, kritischen Bemer-

kungen, Grübeleien. Dann machte er einen Ruck und turnte uns am Rasen draußen etwas vor, Handstand, Stemmen, Steinwurf, Varietekünste; — — „ach was; laßt's mich in Ruh', ham möcht i.“ Und vergrub sich wieder in irgend eine Lektüre und pfiff dabei seine abwechslungsreichen, plötzlich abbrechenden Melodien.

Der Kompaniekommandant breitete den bunten Farbenteppich seiner Erlebnisse beim Militär und in seiner Zivilstellung — er besitzt ein großes Kaffeehaus in einer Provinzhauptstadt — aus, erzählte Geschichten, Schnurren und Anekdoten, machte seine witzigen Anhängsel an alles, was man sagte, war unerschöpflich, immer reich und neu und immer interessant, sprühte von Lebenslust und Lebenskraft; seine selbständige, männliche Weltanschauung riß auch den Widerstrebenden zu seiner Ansicht fort; er erzählte von seiner Familie, seinen Kindern, von den Bergfahrten, Radfahrtouren und Ergötzliches von seinen Gästen; er hatte am meisten von uns allen erlebt, wußte am besten zu schildern und zu charakterisieren, vereinte in seiner Art Ernst, Pflichtgefühl und Humor, hatte in die verschiedensten Fächer selbständig sich eingearbeitet, ein gebildeter Mann, ein gescheiter Mensch, ein Mann von Verstand und von Gefühl, selten reich an Ideen und Erfahrungen, ehrlich und deutsch, mit Unterhaltungskunst begabt, im Kampfe umsichtig und persönlich tapfer, und doch wieder eine Einsiedlernatur, mit Eigenheiten und Kaprizen. Man begreift nicht unschwer, daß er mit der Zeit im gan-

zen Offizierskörper Autorität wurde und die ungeteilte Achtung aller genoß. Wenn er einmal ins Erzählen kam, war noch eine größere Tafel- und Lagerfeuerrunde, als wir es waren, für Stunden versorgt.

Doch auch andere kamen zu Wort; unser Jurisdoktor und Banksekretär hielt uns erbetene Vorlesungen aus dem Bankwesen, was Moratorium sei und mit sich bringe, vom Geldverkehr und von der österreichisch-ungarischen Notenbank, über die neuen Zweikronennoten und den Börsenbericht der Zeitung. Da war uns manches neu und eine faßbare Erklärung erwünscht. Nebenbei war er ein Meister in Operettenliedern und Zitaten, er kannte die Operetten alle und die Schlager und Melodien; daß er, was er sang, falsch sang, hatte nicht so viel zu sagen; immer wieder erheiterte er uns mit schlagkräftigem Einsatz und auch die Zitate flogen wie die Banknoten derzeit aus der Notendruckerei. Auch Schauspieler machte er trefflich nach, Sonnenthal, Kainz und Lewinsky. An selbständigen Witzmotiven war er auch nicht verlegen; patsch! saß wieder einer. Und er war ein lieber Kamerad und vorzüglicher Helfershelfer in unserer Hexenküche von Siegesträumen und Optimismus.

Der Lehrer, ein Slovene — sein Name, wie der seines Dieners, klingt ungemein melodisch — war etwas schwerhörig und sprach wenig; er hörte nur zu, warf gelegentlich ein Wort ein, manchmal, wenn er falsch gehört hatte, ein unpassendes; wir trieben

gelegentlich unseren Freundschaftsulk mit ihm und er immer mit uns. Er war Proviantoffizier und brachte uns die Post auf die Einöd hinauf. „Für mich was?“ — „Nein für dich ist nichts da, nur für den Kommandanten und für den Doktor.“ Und da griff er suchend in die Tasche. „Ja, da schau, für dich ist auch etwas da, ich hab's ganz übersehen. . . .“ Und ein anderes mal: „Heute kannst du ruhig zwei Flaschen Champus zahlen, du hast sehr viel Post.“ Und ich hatte keine. Später wurde auch er etwas lebendiger und begann sogar seine politischen Ansichten auszupacken, ein tüchtiger Mensch und herzensguter Kamerad. Am Anfang des Kriegs, auf der Vodica planina in Montenegro war er noch still, schürte das Feuer gut, warf Klötze und Reisig hinein und hielt uns, so oft wir eine Zigarette aus der Schachtel nahmen — ist schon da, einen glühenden Ast unter die Nase, der gütige Herr des Jovan Zladoliev.

Der Adjutant schließlich — auf seinen Wunsch steht die Zeichnung hier, war ein Unicum.

Er konnte mit Recht von sich sagen: nihil humani a me alienum puto, nichts Menschliches ist mir fremd. Er saß auf seinem schweren Reitpferd ebensogut im Sattel wie auf vielen Gebieten des Wissens und Könnens. Jurisdoktor und hoher Beamter in einem Ministerium, Fachmann in Geld-, Verkehrs-, Wirtschafts-, Pferde- und andern Angelegenheiten; Sportsmann, Reiter, Schwimmer, Fechter, Luft-

fahrer; scharfer Denker, Debattierer, Kritiker, Theoretiker auch in Sachen von Kunst und Dichtung; selbst Verfasser von wuchtigen, sausenden und prickelnden Versen und köstlichen Zeichnungen nach dem Muster des Poldi-Huber; ein Allerweltsmann, Salonritter, Promenadepflastertreter und Schwerennöter, schlechter Tarock- und Geldverspieler, ein Rasewind- und Meldeuntertänigst-gehorsamst-Mensch; im Kartenlesen und allen militärischen Dingen unerfahren und doch mit Leib und Seele Soldat und Kavallerist, an alle Entbehrungen und Strapazen gewöhnt und doch in der Fülle verschwenderisch und doch wehleidig, ein Gewaltmensch und Tyrann und doch mit einem Herzen wie Wachs, brutal und doch mit einem Kindesgemüt, abstoßend und doch in allem entgegenkommend, selbstherrisch und wieder nachgiebig, nervös und wieder ungemein ruhig, ein Weltmensch, der aus allen Brunnen des Lebens getrunken, aus allen Kelchen geschlürft, und doch schließlich eine kindlich einfältige, gute Seele; tapfer und furchtlos; er ist nicht auszuschöpfen, der Herr Rittmeister, man wird nicht fertig mit ihm, „mit einem Wort, ich bin halt a Viech", wie er sich in einem poetischen Gruß an eine Dame nannte. Das Wort muß man wienerisch nehmen, da drückt es viel von dem aus, was ich in vielen Worten zu sagen bemüht war.

Wir hatten unseren Spaß mit ihm, unseren Ärger und unsere Freude, er war unser Schreck und ein Lichtpunkt. Er beschimpfte die Mannschaft mit fletschenden Zähnen und gab ihr für eine geringe

Handreichung zwanzig Kronen Trinkgeld; er schrie uns an und entschuldigte sich dann lächelnd, indem er seinen Arm in den unsern legte. Er bekam während des ganzen Feldzuges, auch wenn die Post für uns gesperrt schien, Pakete, Wein, Champagner, Schnäpse, Schinken, Konserven, Torten, alles Mögliche; und verteilte alles selbstlos unter uns, hatte oft gar nichts von der Sendung, sie war schon aufgezehrt, wenn er nach dem Wirrwarr seine Besorgungen — „laß mich, ich hab' so viel zu tun" — darnach greifen wollte.

Eine Bagage hatte er wie kein General: zwei Pferde, drei Tragtiere; zehn Paar Schuhe, alle riesenhaft — er lebte auf großem Fuße —, Reitstiefel, Goiserer, Kotpatscher, Lackschuhe; zwei oder drei Blusen und Hosen, Wickel- und Ledergamaschen, Hemden, Halstücher, Handschuhe, Pulswärmer, Kappen, Ohrenschützer, Konserven, elektrische Lampen usw., alles in Fülle, alles in glänzender Unordnung, dazu drei Mäntel, einen alten braunen von seiner Ulanenzeit her, einen neuen feldgrauen und einen Pelz. Wehe dem, der mit ihm zu wohnen kam! Immer fehlte ihm dies und das und immer hatte es ihm der Diener oder ein Kamerad verlegt. „Wo hast du meine Karten hingelegt? Du mußt sie haben. Ich habe sie auf den Tisch gelegt." Und er konnte dabei die Zähne fletschen, wie er der Mannschaft gegenüber tat. Wo sind die Karten? Natürlich staken sie in einem seiner Mäntel oder lagen in der Offiziersmesse oder irgendwo auf der

Straße oder in einem Geschäft. Wir mußten alle suchen gehn, um ihn zu beruhigen. Später verlegten wir ihm absichtlich Dinge, um das Schauspiel seiner berserkerhaften Raserei zu genießen. „Ja te ubim, ich töte dich" zu diesem Wutausbruch und bis zum Weinen konnte er sich, wenn er gereizt war, versteigen und dann saß er wieder grinsend beim Tisch und paffte mit Dampf eine Zigarre, wh, wh, wh, wh, wh; er rauchte nicht, er fraß sie; man mußte ihm gleich eine zweite bereithalten, gleich war eine zerbissen, zerwühlt, zerfranst und weggeschmissen. Bei seiner reichen Ausstattung und Unordnung und Aufregung war ein Alarm für ihn eine Staatsaffaire und er wurde dabei am meisten von uns in Mitleidenschaft gezogen; trotzdem sagte er einen solchen häufig genug an. Es wär noch vieles von ihm zu erzählen, es nähme kein Ende, ein Buch würde draus.

Wir waren eine bunte Gesellschaft, reich an Ideen, an Verbindendem und Trennendem, es fehlt nicht an Gesprächsstoff. Ich schließlich durfte gelegentlich mit Gedichten aufwarten, mit Ansichten zu Literatur und Theater und mit Anmerkungen zur deutschen Sprache.

Des öfteren unterhielten wir uns auch über das Kroatische, die Sprache unserer Mannschaft; leider kannten wir sie anfangs alle fast gar nicht und eigneten uns erst langsam, langsam das Notwendigste für den dienstlichen Verkehr an. Das kann in

Österreich kein Rätsel sein, daß deutsche Offiziere, die die Mehrheit ausmachen, zu nichtdeutschen Regimentern kommen; man muß sich trösten und dreinfügen.

Einmal bot sich Gelegenheit, von der deutschen Volksetymologie einiges Allgemeininteressierende anzubringen, wie die Sprache fremde Wörter ohne Rücksicht auf Stamm- und Lautgesetze, rein nach dem Klang und Volksempfinden ändert, aus fialfreß (Bergbär) Vielfraß, aus valise (Reisesack) Felleisen, aus jesenik (Esche) Gesenke macht usw. Da ergaben sich nun eine Menge köstlicher Schulbeispiele aus dem Kroatischen. Wir fanden derlei gleich in den ersten Tagen, volkstümliche Verrenkungen und Veränderungen deutscher Ausdrücke durch unsere fast durchwegs völlig ungebildete, des Schreibens und Lesens unkundige Mannschaft. Was mag wohl bischleiß, bismoka, zimbok, anschitze, felbeber, tragfirel, laksturum, stenzarski, zentla sein? Nichts leichter als das, nur kräftig zugreifen und die Stämme heraussuchen, denkt wohl der gewiegte Sprachenkenner. Wissenschaft ist keine Hexerei. Aber nur, wenn er die Kraft der Volksetymologie kennt, kommt er zu Stande. Da ist der Rätsel Lösung: bischleis ist Büchsenfleisch, also Konserve. Bismoka selbstverständlich der Büchsenmacher, militärisch ausgedrückt der Waffenmeister. Zimbok, na, Peterl, was wird das wohl sein? Hast du's schon? Streng dich nicht an, das ist Zwieback. Anschitze? Auch schwer zu erraten, aber kurz und gut, das heißt

Handschützer, der am Gewehrlauf angebracht wird, damit sich der Mann beim Schnellfeuer, wenn der Lauf heiß wird, nicht die linke Hand verbrennt. Felbeber ist der Herr Feldwebel, tragfirel der Tragtierführer, zentla das Zeltblatt; laksturum das sind wir, nämlich der Landsturm, und stenzarski, ja, lieber Doktor, das warst du, solang du noch mit einem Stern dich begnügtest und Assistenzarzt hießest.

So, jetzt ist's leicht, die Legende dazu zu machen. Aber den Schlüssel zu finden in dieses Reich des Wissens und der Unterhaltung, dazu brauchten wir immerhin einige Zeit. Derlei feine Rätsel stellt uns die Mannschaft noch mehr. Levolve ist ein Revolver, schroppel oder schaffaal das Schrapnell, langwer die Landwehr, sezierpla der Exerzierplatz, weljtruv der Feldruf, trasiport ein Transport, imbuk eine Übung und avic dinar der Offiziersdiener. So schrieb mein Diener, einer der wenigen Schriftgelehrten in der Kompanie und als solcher der Briefschreiber oder Briefsteller in Profession, mit Tintenstift auf sein Zeltblatt: Gospodina Naumera Laitmena avic Dinar Krst Bakic, das heißt: des Herrn Leutnants Neumair Offiziersdiener Krst (Christian) Bakitsch. Am meisten Unterhaltung und Kopfzerbrechen verursachte uns aber das Wort bischkundale. Jetzt heraus mit der Übung und Erfahrung! Peperl, Sprachforscher, her mit den Gesetzen der Volksetymologie! Der kratzt sich hinterm Ohr, bischkundale? Jawohl, bischkundale. Das trifft er nicht und andere treffen's auch nicht;

nur, wer's weiß. Bestandteile heißt es. Ach jemine Bestandteile. Da könnt man ein halbes Jahr nachdenken und käme nicht darauf. Ebenso bei Titli-Fitli, das sind Titular- und wirkliche Chargen.

Eine ebenso köstliche Geschichte ist die Umkehrung zusammengesetzter deutscher Wörter; sie sagen Sackpack statt Packsack und Gewehrmaschine statt Maschinengewehr; das hörten wir so oft und sprachen es nach, daß wir zum Schluß selbst nicht mehr wußten, was das Richtige sei, und uns in ernsten Fällen zusammennehmen mußten, um nicht das Falsche zu sagen. Nach dieser Analogie bildeten wir in lustigen Stunden eine Menge ähnlicher Verdrehungen. Stiftblei, Stilfeder, Holzzünd, Tuchentasch, Knopfhemd, Bandschuh, Knauffäbel, Schuhhand, Sackmantel. . . . Das sind doch reizende Sachen.

Ja, wir hatten auch reichlichen Vorrat an Ulken und Witzen, das Lachen ging nie aus, der Humor blieb uns treu. Am Lagerfeuer auf der montenegrinischen Grenzwache, in Serbien und an der Drina; bei der Offiziersmesse machte er sich breit und auf den Märschen begleitete er uns, er wagte sich sogar an Ernstes und Hohes. Das hat wohl auch nicht geschadet.

Wir saßen an vielen Lagerfeuern, großen und heimlichen, am gemütlichen aber und familiärsten war es oben auf der Wasseralm in Montenegro, neben dem Grenzstein Nr. 64. Fast plötzlich aus Beruf, Familie, Bequemlichkeit, Großstadt, Luxus in die Wildnis starrer Felsen geworfen, ohne Dach,

im Freien lebend Tag für Tag, abgeschnitten von der Welt, Robinson auf einsamer Insel im Weltmeer, in völlig fremder Umgebung, der Sprache unkundig, barbarischen Feinden gegenüber: allmächtig ist die Notwendigkeit; es gelang, wir fühlten uns ziemlich wohl, schnell schloß sich der Mensch an den Menschen, der Platz wurde uns bald lieb und die Gesellschaft vertraut. Der blaue Himmel wölbte sich freundlich über uns und „siehe, die Sonne Homers, sie lachte auch uns!“

Verzeichnis der Versehen und Druckfehler.

Da die Druckkorrekturen des Autors zum größten Teil verspätet einlangten, mußten ziemlich viele Versehen und Druckfehler stehen bleiben. In diesem Verzeichnis werden außer den verdruckten serbo-kroatischen Eigennamen und Ausdrücken nur jene Verbesserungen zusammengestellt, die der Leser nicht unbedingt selbst und leicht machen kann. Es wäre zu lesen:

Seite 26, Zeile 14 und des öfteren später: Schivio; S. 41, Z. 6: o je; S. 43, Z. 14: darf, Gott; S. 50, Z. 13 v. u: begeistert tun; S. 50, Z. 5 v. u.: auf der; S. 54, Z. 5 v. u.: nahmen die; S. 62, Z. 8 v. u.: moslimischen; S. 63, Z. 6 v. u. und 65 Z. 7: Blagaj; S. 64, Z. 9: nicht wahr? Da; S. 67, Z. 4 v. u.: sie übertreiben; S. 71, Z. 4 v. u.: Kiebachgasse; S. 76, Z. 12: en Sundages; S. 82, Z. 8: sausende; S. 86, Z. 6 und 7 v. u.: Otschemo; S. 92, Z. 2: noch weniger; S. 96, Z. 2: prellten; S. 105, Z. 17: Knall; S. 115, Z. 13: tappten; S. 118, Z. 1: Atempause; S. 122, Z. 7: Mrtav; Z. 18: Schime; Z. 19: Knin; S. 124, Z. 3: geschützterer; S. 126, Z. 7 und 10 v. u.: Hvala Bogu; Z. 2 v. u. und S. 127, Z. 2: Dolinschi; S. 128, Z. 18: Ah! — Das; S. 138, Z. 10 v. u.: Tamussino; S. 140, Z. 12 v. u.: potroschite; S. 143,

Z. 7 v. u.: Schopitsch; S. 145, Z. 5 v. u.: Paschino Crdo; S. 150, Z. 4 v. u.: und — stehn wohl; S. 154, Z. 2 v. u.: einigen; S. 157, Z. 13 v. u.: Rupftuch; S. 158 unten: daß ich dich habe; zur Labe, o freundlicher Flicksack auf der Kriegswege Zickzack; S. 160, Z. 8: Ima josch; Z. 12: äugte; S. 162, Z. 6 v. u.: Han Pjesak; S. 173, Z. 5: aide, avamo, brso; S. 176, Z. 3: ankurbelten; S. 179, Z. 4: warm; S. 191, Z. 3 v. u.: Hoffmann, da; S. 192, Z. 4: Ihr einziger Sohn; S. 196, Z. 5 und öfter: Uschize; Z. 14: auf dem; S. 200, Z. 4: den ich rauschen höre; Z. 9: Sie kommen; S. 204, Z. 11 v. u.; jedna (eine) Deckung; Tamo; S. 216, Z. 14: die Hauptkräfte; S. 234, Z. 6: Kdrinjatscha; S. 242, Z. 8 v. u: Nasch; S. 243, Z. 1: Buckerl; S. 260, Z. 2 v. u.: sie gehn auf und zu; S. 261, Z. 16: Zaglavak; S. 266, Z. 4 v. u.: Seona; S. 267, Z. 7 v. u.: Schlafkanonendonnerer; S. 271, Z. 2. v. u.: seinen; S. 275, Z. 10: Dirneln; S. 277, Z. 4 v. u.: in der Balkanarmee; S. 285, Z. 2 v. u.: lötzen (klein); S. 288, Z. 2 der Prosa v. u.: Landstürmers; S. 293, Z. 8 v. u.: zertretene; S. 305 im Reimspruch: 's ålte; 's gånze; ålla; Kåschtn; S. 326, Z. 1 v. u.: Verstehenden; S. 329, Z. 3: Unarten; S. 335, Z. 8: das allegorische Deutschland-Österreich; S. 341, Zeile 16: Pirole; S. 343, Z. 2 v. u.: Slatco; S. 349, Z. 1: am ersten Tag; S. 350, Z. 6 v. u.: Drina-Ebene; S. 351, Z. 2 und 3 v. u.: Flankenschutz nicht vergessen und gute Verbindung; S. 358, Z. 9: dem Feind. —

Verzeichnis der Versehen und Druckfehler

Durch Zensurstriche sind einige Stellen unvollständig und unverständlich geworden, so besonders Seite 213, Absatz 2; zwischen „Nebel“ und „Wir“ fiel ein großes Stück aus; auch Seite 147, Z. 2; Seite 150, Z. 11; Seite 260, Z. 7 und Z. 18, S. 346, Z. 7. —

Inhalt.

Inhalt



Vom Verfaſſer erſcheinen im ſelben Verlage:

Siegreich durch Serbien, Montenegro und Albanien

(Ergänzungsband zum „Feldzug“)

und

Am Lagerfeuer

Eine Gedichtſammlung fürs Feld und fürs Haus.





